

# Die Horen

e i n e M o n a t s s c h r i f t

herausgegeben von Schiller

Z w e i t e r B a n d .

T ü b i n g e n  
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung  
1 7 9 5 .



## Druckfehler

im dritten, vierten und fünften Stück.

St. 3.	S. 22.	Z. 22.	st.	Redekünften l. Redekünfte.		
—	—	28.	—	10. —	Verschiedene l. Verschiedne.	
—	—	32.	—	25. —	philosophischen l. philosophischen.	
—	—	44.	—	14. —	unbesingbare l. unbesiegbare.	
—	—	46.	—	20. —	nous. l. nos.	
—	—	67.	—	12. —	in dem l. in den.	
—	—	77.	—	12. —	letzten bis l. ersten bis.	
—	—	84.	—	5. —	grausamem l. grausamen.	
—	—	89.	—	4. —	die l. diese.	
—	4.	—	9.	—	12. —	Schlamme l. Schlamm.
—	—	13.	—	9. —	gewandten l. gewandtem.	
—	—	26.	—	1. —	reinen l. einen.	
—	—	27.	—	5. —	erschaffende l. erschlaffende.	
—	—	—	—	6. —	erstern l. erstere.	
—	—	—	—	8. —	fehlt nach: „jeder der“ das Wort: beiden ;	
—	—	29.	—	28. st.	Krais l. Kreis.	
—	—	44.	—	29. —	diesen l. diesem.	
—	—	49.	—	3. und S. 51. Z. 23. st.	gedultig l. ge- duldig.	
—	—	59.	—	9. st.	mich l. mir.	
—	—	91.	—	27. —	ihrem l. seinem.	
—	5.	—	16.	—	18. —	kleinlichte l. kleinlichste.
—	—	—	24.	—	31. —	Muse l. Muße.
—	—	—	40.	—	8. —	zuvor l. bevor.
—	—	—	48.	—	5. —	demnach l. dennoch.
—	—	—	51.	—	9. —	Terfiten l. Therfiten.
—	—	—	57.	—	17. —	seye l. sey.
—	—	—	60.	—	8. ist das (,) nach „Sinnlichkeit“ wegzu- streichen.	
—	—	—	83.	—	13. st.	gedultigen l. geduldigen.
—	—	—	85.	—	16. —	frenen l. frenem.
—	—	—	89.	—	1. —	letztern l. letzten.
—	—	—	90.	—	16. —	Harmadius l. Harmodius.
—	—	—	96.	—	19. —	Phradman l. Phradmon.
—	—	—	105.	—	12. —	große l. größte.
—	—	—	119.	—	28. und 29. st.	den l. die.
—	—	—	—	—	240. unten st.	noch l. nach.



# Die Horen

Jahrgang 1795

Viertes Stück.

T ü b i n g e n  
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung  
1795



## Innhalt des vierten Stücks.

<b>I</b>	<b>Dante's Hölle. Fortsetzung.</b>	<b>Seite I</b>
<b>II</b>	<b>Ueber die männliche und weibliche Form. Fortsetzung.</b>	<b>— 14</b>
<b>III</b>	<b>Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Fortsetzung.</b>	<b>— 41</b>
<b>IV</b>	<b>Werkwürdige Belagerung der Stadt Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585.</b>	<b>— 68</b>





# Die Horen.

Erster Jahrgang. Viertes Stück.

## I

### Dante's Hölle.

Fortsetzung.

Minotaurus bewacht den jähen zerrissnen Felsenhang, an dem man zum siebenden Kreise hinabsteigt. Längs dem äußern Rande eines kochenden Blutstroms, der ihn umgiebt, laufen Schaaren mit Pfeilen bewaffneter Zentauren umher, damit kein Verbrecher sich höher daraus erhebe, als das Maas seiner Schuld es erlaubt. Am tiefsten sind die Tyrannen untergetaucht, mit einer Anspielung auf jenes: Sättige dich im Blut wornach dich dürstete! Von dem furchtbaren Verheerer der Lombarden, Ezzelino da Romano, ist nur das schwarze krause Stirnhaar zu sehen. An der seichtesten Stelle wird Dante durch den Zentauren Nessus hinübergetragen, und findet sich nun in dem öden, schwarzen, dornigen Walde der Selbstmörder, wo nur Wehegesang der Harpnen und Aechzen aus den Büschen ertönt. Die darinn wohnenden Seelen sollen nicht wie die übrigen Verurtheilten beim letzten Gerichte ihren Leib wieder empfangen; weil sie ihn selbst zerstört, wird er alsdann wie eine todte Last an ihre Stämme gehängt werden. Hier wiederholt Dante die Virgilsche Dichtung von Polydorus, und der Schatte, den er unwis-

send verwundet ist Pier delle Vigne, der berühmte Kanzler und Vertraute Kaiser Friedrichs des zweiten, der ihm betheuert, er sey völlig unschuldig durch den Neid der Hofleute in der Gnade seines Herrn gestürzt, und habe sich aus Verdruß darüber das Leben genommen: eine Behauptung, womit auch von einsichtsvollen Geschichtschreibern die Ehre jenes verdienten Mannes gerettet wird.

Der innerste Raum des Kreises ist eine brennende Sandwüste, worauf die Gotteslästerer liegen, die Wucherer sitzen, und die welche entehrenden Lüsten nachgegangen, umherwandern, ohne einen Augenblick der Ruhe vor den stets herabfallenden feurigen Flocken. Da dem Dichter unter den Veztgenannten sein alter Lehrer begegnet, ruft er aus: Ey! seyd ihr hier, Ser Brunetto! Naif genug, als schwebte es ihm auf der Zunge, hinzuzufügen: Und das für eine so häßliche Sünde? \* Doch vermindert

- \* Dante's Zeugniß ist in jeder Rücksicht unverwerflich, und Brunetto hat selbst in seinem Tesoretto eine harte Verdammung über sich ausgesprochen:

E ben gran vituperio  
 Commetter avolterio  
 Con donne, o con donzelle  
 Quanto che paian belle  
 Ma ch'il fa con parente  
 Pecca più laidamente  
 Ma tra questi peccati  
 Via più son condannati  
 Que' che son sodomiti  
 Deh! come son periti

diese Entdeckung die Ehrerbietung und Dankbarkeit des ehemaligen Schülers so wenig, daß er sich, bis ihr Weg sie trennt, aufs freundschaftlichste mit Brunetto unterhält.

Die Steilheit des Abgrundes zwischen dem Kreise der Gewaltthätigen und dem der Betrüger macht den beyden Wanderern eine fremde Hülfe nothwendig. Auf ein vom Virgil gegebenes Zeichen schwimmt daher aus der dunkeln Tiefe, ein allegorisches Ungeheuer, mit Nahmen: Geryones, herauf.

„Sieh da das Scheusal und die Pest der Welt!

„Das Thier mit spitzem Schweif, womit es Berge

„Durchboret, Wassen bricht und Mauern fällt!“

So hub nun gegen mich mein Führer an,  
Das Misgeschöpf heran zum Ufer winkend  
Ans Ende der betretenen Marmorbahn. \*

Und jenes Ungebild des Truges strebte  
Hinauf, und landete mit Kopf und Rumpf,  
Doch so, daß noch sein Schweif im freyen schwebte.  
Es trug das Antlitz eines biedern Manns,  
Und war von vorn mit Freundlichkeit bekleidet;  
Am Hinterleibe war es Schlange ganz.

Quei, che contra natura

Brigan con lal lussuria!

Diese Probe mag zugleich zu einem Maaßstabe dienen, wie viel etwa Dante als Dichter von Brunetto Latini lernen konnte.

\* Eines Steindammes, der gerade durch die Sandwüste hinget, auf dem sie unverehrt von den Feuerflocken fortgewandert sind und noch stehen.

Es hatte zwey behaarte Vorderpfoten,  
 Und Rücken, Brust und Seiten überall  
 Bemahlt mit Schnörkeln und verschlungenen Knoten.  
 So mannigfärbig weiß fein Morgenländer  
 Mit seiner Zier die Stoffe zu erhöh'n;  
 So wirkte nie Arachne die Gewänder. —  
 Wie Barken dann und wann zur Winterszeit  
 Halb in den Fluten stehn und halb am Strande,  
 Und wie am Fluß zu seinem Krieg bereit,\*  
 Der Viber sitzt, dort in dem teutschen Lande; \*\*  
 So ringt und hängt nunmehr das schnöde Thier  
 An dem mit Mauern rings umschloßnen Sande.  
 Wie wild der Schweif auch durch die Leere fährt,  
 So bleibt doch stets mit Skorpionenstacheln  
 Bewafnet, seine Zang' emporgekehrt.

Mit großem Entsetzen schwingt sich Dante und mit ihm  
 Virgil auf den Rücken dieses Ungeheuers, dessen symbo-  
 lische Bildung für sich selbst redet. Es rudert mit den  
 Klauen und steuert mit dem Schweife durch die Luft,  
 senkt sich allmählig mit kreisförmigen Schwingungen nie-  
 der, und eilt, so bald die Reisenden auf festen Boden  
 gelandet sind, mit Blitzesschnelle hinweg.

Gegen die Einwendung, die mit einigem Scheine ge-

- Nämlich mit dem Schwanz im Wasser um Fische zu fangen.
- \*\* Im Original steht noch ein gar nicht schmeichelndes Ver-  
 wort: i Tedeschi lurchi. Die Deutschen mochten es wohl  
 verdienen, aber Dante hatte auch das Wort zum Reime  
 nöthig.

macht werden könnte: der Betrug handle nicht nach seinem Charakter, indem er den Fremdlingen so redlich den verlangten Dienst leistet, ist es leicht den Dichter zu retten. Er läßt jenen nicht als Person, das heißt, handelnd auftreten, sondern stellt ihn nur zum Wahrzeichen des Ortes hin, wie Sphinx am Eingange eines Aegyptischen Tempels liegen. Sollte nicht ein wichtiger Unterschied zwischen hieroglyphischer Malerei und eigentlicher Personifizierung; zwischen Bezeichnung einer geistigen Eigenschaft durch äussere Gestalt, und Verwandlung derselben in ein mit innerm Leben begabtes Wesen, statt finden? Die Berrichtung des Thieres, als Werkzeuges der Herabfahrt, ist durchaus körperlich, wie das Hinderniß der Reise, das dadurch weggeräumt wird, und seine dämonische Natur nimmt nicht den geringsten Antheil daran. Eben so würde es erlaubt seyn, eine sinnbildliche Figur an einem Gebäude, für dessen Bestimmung sie bedeutsam wäre, zugleich zu einem bloß mechanischen Zwecke, etwan als Karnatide zu benutzen.

Malebolge (so heißt der achte Kreis) besteht aus zehn zirkelförmigen Tiefen oder Gräben, die durch eben so viele starke Felsendämme von einander getrennt werden. Aus verschiedenen Punkten des Umkreises laufen Brücken über die Thäler, von einem Walle oder Bergrücken zum andern, etwas abhängig nach der Mitte zu, das heißt, nach der runden Oefnung über dem untersten Abgrunde. Man hüte sich wohl, von allem diesen sich gegen Dante's Absicht zu kleinliche Bilder zu entwerfen. Eine der Brückenreihen dienet den Dichtern zum Pfade, von welchem herab sie, meistens ohne hinunterzusteigen, die Verdammten beobachten.

Die größte Mannigfaltigkeit von Martern findet sich hier. Ueberhaupt ist der in diesem Fache angewandte Reichthum von Erfindung zum Erstaunen, wenn gleich die Menge der höllischen Bezirke, die alle Gestalten körperlichen Schmerzes mehr als erschöpft, das Wiederkommen ähnlicher Vorstellungen unvermeidlich macht. Die Kuppler und Verführer werden von gehörnten Teufeln mit Geißeln umhergetrieben. In scheußlichen Moder und Unrath, der die Luft verpestet, versinken die Schmeichler. Die Simonisten sind mit dem Kopf zu unterst, in enge Löcher gestürzt, woraus nur die Beine hervorrazen, Flammen nagen immerfort an ihren Fußsohlen. Hier hat man nun eigentlich, wie sich leicht ermessen läßt, die Päbste zu suchen.

Virgil trägt seinen Freund den steilen Abhang neben der Brücke hinab, und setzt ihn dadurch in Stand, mit einem Verdammten zu reden, der bey Dante's Ansprache sich einbildet, Bonifacius der achte sey nun da, um seine Stelle einzunehmen. Denn jedesmahl daß ein der Simonie schuldiger Pabst ankömmt, wird der zuletzt deswegen Verdammte tiefer hinab, und jener über ihn in dieselbe Grube geworfen. So wird nachher, weißagt Nikolaus, Bonifacius dem noch schändlichern Klemens den Fünften den Ehrenplatz einräumen müssen. Wie erfinderisch weiß doch Dante's Haß sogar die um die Epoche seines Gedichtes noch lebenden Päbste in die Hölle zu bringen! — Er schärft hierauf Seiner Heiligkeit das Gewissen mit dem einfältigsten Ernst, beklagt den verderblichen Reichthum der Geistlichkeit und Konstantins vermeynte Schenkung aufs herzlichste, daß man deutlich sieht, die ganze Szene sey ihm ohne Wissen und Willen so gar komisch gerathen.

Dies ist Eine unter Hundert zum Theil noch freyeren Stellen desselben Inhalts: ein Glück für die göttliche Komödie, daß im vierzehnden Jahrhunderte Zensur und Bücherverbote noch nicht erfunden waren.

Falsche Propheten und Zauberer durchwandern die vierte Tiefe rückwärts, in gleicher Richtung mit ihren völlig verdrehten Köpfen. Diese Strafe, welche die Einbildungskraft empört, ohne daß man einsähe, worin eigentlich das Marternde bestehen soll, gilt vorzüglich jene. Mit ihrer Anmaassung über die Grenzen der menschlichen Natur hinaus in die Zukunft zu blicken, steht das widernatürliche Zurücksehen in einem auffallenden, obgleich nur in einer sinnlichen Vergleichung oder Verwechslung der Zeit und des Raumes beruhenden Widerspruche.

Die folgende Kluft bietet einen Reichthum abentheuerlicher Höllenszenen dar. Eine kochende Pechfluth, die bald in Blasen aufschwillt, bald sich wieder senkt, füllt hier die Tiefe aus. Gerade als Dante die Brücke betreten hat, kömmt ein schwarzer geflügelter Teufel angelaufen, mit einem eben gestorbenen Sünder auf der Schulter, den er in den Abgrund hinabschleudert. Da dieser sich über die Oberfläche des Pehles erhebt, stürzt eine Schaar von Teufeln, die Malebranche (böse Klauen) heißen, unter der Brücke hervor, um ihn mit ihren Haackenstangen wieder unterzutauchen. Virgil geht voraus auf sie zu. Da sie ihn anzufallen drohen, verlangt er eine Unterredung mit einem von ihnen, dem er die hohe Vollmacht zu seiner Reise erklärt. Hierauf wird er und sein Freund friedlich herzulassen; doch naht sich Dante mit großer Angst über die Tücke der Teufel, die sich noch immer in ihren Geberden

verrath. Malacoda, ihr Oberhaupt thut ihnen Einhalt. „Ihr könnt,“ sagt er zu den beiden Freunden, „hier euren Weg nicht fortsetzen, der sechste Schwibbogen wurde gestern vor 1266 Jahren zertrümmert. \* Wendet euch also links bis zur nächsten Brückenreihe; folgt meinen Untergebenen, die ich gerade jetzt dorthin schicke, um den Verdammten, die sich aus dem Pfuhle hervorzuziehen zu wehren. Ich werde ihnen verbieten, euch irgend ein Leidesthu zu thun.“ Hierauf ernennt er dazu Barbariccia als Befehlshaber, Alichino, Calcabrina, Cagnazzo, Libicocco, Draghignazzo, Ciriatto, Graffiacana, Farfarello und Rubicante: phantastische, aber für die thierische Ungezähmtheit dieser Ungeheuer, durch Klang und Bedeutung sehr charakteristische Namen. Zum spottenden Zeichen, daß Malacoda die Fremden betrogen hat, schnalzen sie mit den Zungen gegen ihren Anführer, dieser erwidert den Hohn auf eine sehr unanständige Art, und sie brechen auf.

= Also eine Wirkung des Erdbebens, welches heiligen Zeugnissen zufolge, die merkwürdigste aller Begebenheiten begleitet hat. „Und die Erde erbebte, und die Felsen zerrissen, und die Gräber thaten sich auf.“ Den mystischen Grund, warum jene Verwüstung die Felsengewölbe der sechsten Tiefe und nur diese traf, wage ich nicht oder bemühe ich mich nicht zu entziffern. Doch spüre ich gern den unbetretenen Pfaden nach, worauf des Dichters Geist sich zu dieser weit aus dem bewohnten Kreise entlegenen Erfindung mag hingefonnen haben. — In dem hingeworfenen Winke liegt zugleich eine chronologische Bestimmung, nach der Dante's Reise vom Charfreitage bis Ostern des Jahres 1300 geschah. Auf die Lebensjahre des Erlölers werden nemlich 34 Jahre gerechnet.



Mein ganzer Sinn war nach dem Pfuhl gewandt,  
 Ich hätte gerne, was das Pech verhehlte  
 Und wer darin gesotten ward, erkannt.

Wie ein Delfin mit hoch gekrümmtem Rücken  
 Die Flut durchspielt und so den Schiffer warnt  
 Sein Fahrzeug schnell den Stürmen zu entrücken;  
 So ließ auch hier zur Linderung der Quaal  
 Ein Sünder dann und wann den Nacken sehen  
 Fuhr dann hinab gleich einem Wetterstrahl.

Und wie der Frösche Volk am Rand der Sümpfe  
 Zuweilen sitzt, man sieht die Schnauze nur,  
 Verborgnen sind im Schlamme die Bein' und Rumpfe;  
 So saß hier überall die Sünderbrut,  
 Allein, so wie sich Barbarriccia nahte,  
 Entwich sie in die siedend heiße Flut.

Ich sah, warob noch jetzt mein Herz erschauert,  
 Daß ihrer einer blieb, wie's wohl geschieht,  
 Daß nach der andern Flucht ein Frosch noch lauert.

Und Grassiacan, der ihm am nächsten stand,  
 Schlag ihm den Haacken ins bepichte Haar,  
 Und zog, als war's'ne Otter, ihn ans Land

(Ich wußte schon den Nahmen eines jeden,  
 Bei ihrer Wahl hatt' ich darauf gemerkt;  
 Auch nannten sie einander oft im Reden)

„O Rubicante!“ die Berruchten schrien  
 Mit Einer Stimme so; „die Krallen setze  
 „Ihm ins Genick! zerfleische weidlich ihn!“ —

Und ich: Mein Meister! wenn du kannst, erkunde:  
 Wer wohl mag jener Unglücksel'ge seyn,  
 Der sich herausgewagt zur bösen Stunde? —

Mein Führer trat an seine Seite hin.

„Wer bist du?“ fragt' er ihn; und jener: **Wisse**  
Daß ich gebürtig aus Navarra bin. \*

Die Mutter ließ mich dienen, nothgedrungen  
Denn sie gebar von einem Prazer mich,  
Der sich verderbet und sein Gut verschlungen.

Darauf erwarb ich meines Königs Gunst  
Des wackern Theobald; \*\* trieb Gaunereien  
Und büße drum in dieser Höllenbrunst. —

Und Ciriatto, dem an beiden Ecken  
Des Mauls hervor ein grosser Hauer stand,  
Ließ ihn indeß des Einen Hiebe schmecken.

Die Maus war in den Klauen arger Katzen  
Doch Barbariccio warf die Arm' um ihn:  
„Ich halt' ihn,“ rief er; „fort mit eucrn Takn!“

Er kehrte dann zu meinem Meister sich  
Und sagte: Willt du mehr von ihm noch wissen,  
Eh' ihn mein Volk zerrissen hat, so sprich! —

Mein Führer sprach: Sag mir von deinen Brüdern!  
Sind auch Lateiner \*\*\* die du kennst, mit dir  
Im heißen Pech? — Er eilte zu erwidern:

„Nicht weit von hier saß einer; nur so eben  
„Verließ ich ihn. Ha! wär' ich, wo er ist,  
„So dürft' ich nicht vor Klau'n und Haacken beben!“ —

\* Der Schatte, welcher redet, heißt Giampolo. Von seinen Lebensumständen unterrichtet seine eigne Erzählung umständlich und hinlänglich.

\*\* Theobald der Erste von Navarra regierte von 1234—1270.

\*\*\* Italiäner.

„Schon allzulang,“ rief Libicocco aus,  
 „Sehn wir es an!“ traf zu mit der Harpune,  
 Und riß vom Arm ein ganzes Stück heraus.  
 Auch Draghignazzo wollt' am Bein ihn zwicken  
 Von unten her; ihr Hauptmann wandte drob  
 Sich rund herum mit grimmig finstern Blicken.  
 Ein wenig still ward nun der tolle Schwarm,  
 Mein Führer säumte nicht und fragte jenen  
 Der noch herab sah auf den wunden Arm.  
 Wer war der Mitgenosß, von dem du dort  
 Dich wie du sagst, zu deinem Unglück trenntest?  
 „Der Mönch Gomza,“ \* war des Sünders Wort,  
 „Der in Gallura sich durch Rant' erhoben;  
 „Der seines Herren Feind' in Händen hielt  
 „Und that an ihnen, was sie höchlich loben  
 „Er nahm ihr Geld und ließ sie friedlich ziehn,  
 „Wie er erzählt, auch sonst in Staatsgeschäften  
 „Nennt man den Ausbund aller Gauner ihn.  
 „Und Zanche, \*\* welcher Logodor besessen,  
 „Geht mit ihm um, sie schwätzen ohne Maasß  
 „Und können nie Sardinien's vergeßen. —

\* Er war Günstling des Nino Visconti, Pisanischen Statthalters in Gallura, einem der vier Districke (gindicati) von Sardinien. Als Nino erfuhr, daß jener seine Feinde die er in seiner Gewalt hatte, für Geld habe entfliehen lassen, ließ er ihn aufhängen.

\*\* Michel Zanche, Statthalter von Logodoro, gleichfalls einem Sardinischen Districke.

„D seht! wie der die Zähne grinsend weht!  
 „Weh mir! ich spräche mehr, allein ich fürchte,  
 „Daß mir der Unhold einen Streich versetzt.“ —  
 Schon rollte Farfarello scheele Blicke  
 Als lüßet's ihm zu schlagen, doch ihn schalt  
 Ihr Oberhaupt: Verfluchte Brut! zurücke!  
 „Wollt' ihr,“ begann der bange Wicht nunmehr,  
 „Toskaner und Lombarden sehn und hören?  
 „Was gilt's? ich locke sie ans Ufer her.  
 „Laßt drüben hin die Malebranche stehen,  
 „Weil jene sonst vor ihrer Wuth sich scheun,  
 „Für Einen, den ihr habt, verschaff' ich zehen.  
 „Ich brauchte nur zu pfeifen, wie wir pflegen,  
 „Wenn einer unter uns hervor sich wagt,  
 „Und wittert, daß wir frey uns fühlen mögen.“ —  
 Cagnazzo schüttelt seinen Kopf hiebei  
 Und rümpft' das Maul: Um sich hinab zu werfen  
 Ersann er das; seht mir die Büberey!  
 Der andre, reich an fein gelegten Schlingen,  
 Erwidert': Ja! ein rechtes Bubenstück  
 Die Meinigen in größte Quaal zu bringen! —  
 Voll Ungedult fiel Alichino ein:  
 Nun gut! Allein versuchst du zu entrinnen,  
 So komm' ich nicht mit Rennen hinterdrein.  
 So schwing ich übers Pech die leichten Flügel.  
 Sollt' er behender als wir alle seyn?  
 Nein! stellt mit mir euch hinter diesen Hügel! —  
 O Leser! solch ein Spiel vernahmst du nie  
 Was hier geschah: weg wandren sie sich alle,  
 Am ersten, der zuvor dagegen schrie.

**Giampolo** hatte kaum es wahrgenommen

So setzt' er an zum Sprung, entriß im Nu

Sich Barbariccia's Arm und war entkommen.

Hierum erboßten all die Teufel sich,

Am meisten der, so es verschuldet hatte.

Er schoß hinzu und rief: Ich habe dich!

Umsonst! sein Fittig war nicht schnell genug

Für des Verfolgten Angst; der fuhr zu Boden.

Und er hinauf mit rasch gewandten Flug.

Ergrimmd über solche Narrethey

Flog Calcabrina nach, um mit dem Andern

Sich gleich zu balgen, kâm der Sünder frey.

Er sah ihn nicht sobald hinabgefallen

So packt' er schon den Mitgesellen an

Und zaust' ihn überm Pech mit scharfen Krallen.

Des Andern Klauen waren auch nicht stumpf,

Er mußte sie zu brauchen, wie ein Geier

Und beyde stürzten in den glüh'nden Sumpf.

Die Hitze stillt alsbald der Kämpfer Wüthen

Doch klebte Pech an ihren Flügeln so,

Daß sie umsonst sich zu erhehn bemühten,

Ihr Obermann, deß sehr bekümmert, ließ

Von seiner Rotte vier hinüber fliegen

Die er in Eil an ihre Posten wies.

So flogen sie mit allen Haackenstangen

Zum Rand des Pechs hinunter, hier und dort,

Um das gesottne Paar herauszulangen.

Wir aber zogen unsers Weges fort.

## II

## Ueber die männliche und weibliche Form.

## F o r t s e t z u n g .

So wie sich beide Geschlechter zum Ideal reiner und geschlechtsloser Menschheit verhalten, so verhält sich auch ihre beiderseitige Schönheit zum Ideal der Schönheit. In beiden, haben wir gehört, ist die Menschheit ausgedrückt, denn jedes stellt die beiden, in ihr vereinten Naturen dar; nur daß in jedem eine dieser beiden Naturen das Uebergewicht hat. Eben so kommt nun auch beiden Schönheit zu, aber in jedem herrscht nur Ein Bestandtheil derselben, ohne jedoch den andern auszuschliessen. Wie in der Menschheit sich die Naturnothwendigkeit mit der Freiheit gattet, so sehen wir in der Schönheit die Materie mit der Form gepaart. Wie in der veredelten Menschheit das Gebot der Vernunft als der freie Wunsch der Neigung, und die Stimme des Affects als der Ausdruck des vernünftigen Willens erscheint; so erscheint in der hohen Schönheit die Gesetzmäßigkeit der Form als ein freies Spiel der Materie, und die Geburt der Willkühr als ein Werk des Gesetzes! Wo sich daher die Menschheit zeigt, da wird auch Schönheit möglich seyn; denn beide verhalten sich wie Wirklichkeit und Erscheinung, Urbild und Abbild zu einander, und wie die Menschheit specificirt ist, so wird es auch jederzeit die Schönheit seyn. Der Ausdruck strengerer Willensherrschaft wird in der männ-

lichen Bildung mehr Bestimmtheit der Formen erzeugen; der Ausdruck größerer Naturfreiheit in der weiblichen mehr die Statigkeit des Stoffes unterstützen. Aber beide Gestalten müßten jedem Anspruch auf Schönheit entsagen, wenn nicht jede diese beiden Vorzüge in sich vereinte, und es nicht bloß ein Uebergewicht Eines derselben wäre, welches die eine von der andern, und beide vom Ideal unterscheidet. Denn erhaben über den Kampf, in den alles Wirkliche durch seine Schranken verwickelt wird, und von der Eigenthümlichkeit frei, welche die Gattungen von einander unterscheidet, behauptet das Ideal der Schönheit, so wie das Ideal der Menschheit, das vollkommenste Gleichgewicht. Der Formtrieb und der Sachtrieb werden daher gleich befriedigt, und tauschen in freiem Spiel ihre gegenseitigen Functionen aus. \*

Wenn dies Gleichgewicht beider Principien der Schönheit gestört, nicht aber zugleich auch ihre Verbindung aufgehoben wird; so entstehen statt der einfachen idealischen Schönheit zwei verschiedene, aber minder vollkommene Gattungen. Beide bringen die Harmonie hervor, welche das Schönheitsgefühl charakterisirt, aber jede geht diesem Ziel auf einem andern Wege entgegen. Indem sich die eine durch einen überwiegenden Ausdruck von Gesetzmäßigkeit der Vernunft empfiehlt, so wird zugleich durch die Anmuth der Darstellung die Einbildungskraft ins Interesse gezogen; indem die andere durch eine schein-

\* Sowohl bei diesem, als den nächstfolgenden Absätzen wird der Leser ersucht, sich an den, in den Briefen über aesthetische Erziehung im 1ten und 2ten St. der Hören aufgestellten Begriff der Schönheit zu erinnern.

bare Willkührlichkeit der Einbildungskraft schmeichelt, so unterwirft sie dieselbe zugleich durch eine wahre Nothwendigkeit dem Gesetze. Dieß erfahren wir in der Einwirkung der Schönheit beider Geschlechter auf das Gefühl. Die männliche fodert durch verwickeltere Formen zunächst nur den Verstand auf, dessen Befriedigung sich erst später in das wahre Schönheitsgefühl auflöst. Die weibliche giebt durch ihre einfacheren Formen der Einbildungskraft mehr Freiheit; und ladet zunächst bloß durch Ueppigkeit des Stoffes die Sinne ein, bis erst bei längerem Verweilen und tieferem Studium auch die ernstern Forderungen der Schönheit befriedigt werden. Weil aber auf diesem Wege immer ein Uebergewicht auf der einen Seite, folglich auf der andern ein Mangel bleibt, so thut keine von beiden dem ästhetischen Gefühl Genüge, welches seiner Natur nach zum Vollendeten strebt, und sich nicht eher, als beim Ideale zur Ruhe giebt. Von der einen Bildung geht es daher zur andern über, und strebt, indem es durch die Eigenthümlichkeiten der einen die entgegengesetzten der andern aufhebt, beide in ein Ganzes zu verknüpfen, um wenigstens Augenblicke lang das Ideal festzuhalten. Diese Beziehung der zweifachen Geschlechtsbildung auf die ideale Schönheit macht, daß jede nur eigentlich insofern wahrhaft schön erscheint, als ihr die andere gegenübersteht, jede (um ein kühneres Bild zu gebrauchen) nur einen Accord anschlägt, welcher erst in der andern vollkommen ausstönt. Auch hier stehen die Geschlechter in gegenseitiger Abhängigkeit von einander; denn beschränkt für sich, gewinnen sie auch hier nur durch ihre innige Gemeinschaft Vollendung. Aber eben so wie die Schranken der Geschlechtsbildung die Phantasie unaufhörlich zu Hervorbringung des Ideals auffodern, so führen die Schranken



dieses Vermögens nothwendig wieder zu der Geschlechtsbildung zurück. Vergebens würde die Phantasie die Herrschaft der Form gegen die Freiheit des Stoffs völlig gleichmäßig abzuwägen versuchen; denn da sie immer nur von Einer Seite ausgehen könnte, so würde sie auch entweder der einen oder der andern ein Uebergewicht einräumen, und dadurch, ohne es selbst zu bemerken, zur männlichen und weiblichen Bildung zurückkehren.

Wenn nun aber das nach Vollendung strebende ästhetische Gefühl von der einen Geschlechtsbildung unbefriedigt zur andern übergeht, so wird es hierin selbst von der eigenthümlichen Beschaffenheit beyder unterstützt. Denn ihrer charakteristischen Verschiedenheiten ungeachtet, nähern sich die männliche und weibliche Bildung dadurch einander, daß in jeder dem besondern Ausdruck des Geschlechts der allgemeine Ausdruck der Menschheit zur Seite steht. In dem die Uebereinstimmung mit dem Ideal, zu welcher der letztere berechtigt, durch die Schranken des ersteren begrenzt wird, entstehen die besondern Arten der Schönheit, die wir die männliche und die weibliche nennen. Ohne den Charakter des Geschlechts besäße der Mann keine eigenthümliche Schönheit, ohne den Charakter der Menschheit überhaupt keine Schönheit; und eben dieß ist mit dem Weibe der Fall, wenn gleich die weibliche Bildung, gerade insofern sie weiblich ist, der Schönheit näher verwandt scheint. Ueberall muß man sich gewöhnen, das Geschlecht als Schranke zu betrachten, da es von der Summe der Anlagen, welche der Begriff der Gattung in sich faßt, immer eine gewisse Anzahl einseitig ausschließt. In der Menschheit hebt es die gegenseitige Freiheit auf, mit welcher die Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit in

dem Ideale zusammenwirken, und damit sich jede in einem eigenen Wesen darstelle, muß (da sie einander doch niemals ganz entbehren können) die eine der andern untergeordnet werden. Wo nun die Selbstthätigkeit die Empfänglichkeit unterdrückt, da muß auch in der Erscheinung der Stoff der Form dienen, und das Gegentheil muß da statt finden, wo die Selbstthätigkeit der Empfänglichkeit weicht. Alle Schönheit aber beruht auf einer freien Verbindung der Form mit dem Stoff, und wenn sich dieselbe auch (insofern man von ihren höchsten Graden abstrahirt) mit dem einseitigen Uebergewicht eines ihrer beiden Elemente verträgt, so erlaubt sie doch nie gänzliche Unterdrückung des andern, oder was auf dasselbe hinausläuft, wirkliche Trennung beyder.

Kaum ist es indeß nöthig, dasjenige noch aus Begriffen beweisen zu wollen, was sich schon innerhalb des Kreises der Erfahrung so mannichfaltig bestätigt. Im Mann und im Weibe findet unser ästhetisches Gefühl nur insofern Schönheit, als der Charakter der Menschheit den Charakter des Geschlechts veredelt hat. Der uncultivirte männliche Naturcharakter, ausser Zusammenhang mit dem moralischen Menschencharakter betrachtet, drückt den Zügen das Gepräge der Härte und Gewaltthätigkeit auf, und die zu scharfe Zeichnung der Form verbannt alle Weichheit des Stoffs, ohne deswegen auch nothwendig den Verstand durch Gesetzmäßigkeit zu befriedigen. Dagegen zeigt die weibliche Bildung, wenn wir uns die Weiblichkeit gleich entblößt von menschlicher Cultur denken, eine plumpe Masse, die allein Trägheit und Schlaffheit verräth, und der Ueberfluß des Stoffs unterdrückt alle Spuren der Form. Unfähig zu jedem freieren Auf-

schwung, wird die Gestalt nur durch den Ausdruck der Begierde belebt, und giebt dadurch das widrige Bild einer kraftlosen Hestigkeit. Könnte man sich daher den Geschlechtscharakter vereinzelt denken, so würde der Ausdruck der zeugenden Kraft bloß in gewaltthätiger Anstrengung der Energie, der Ausdruck der empfangenden allein in üppigem Uebermaße des Stoffs bestehen, und indem jener dem auf einzelne Zwecke gerichteten Verstande, dieser der groben Sinnlichkeit einseitig Genüge thäte, würde jeder den ästhetischen Sinn unbefriedigt lassen.

Daß der Geschlechtscharakter in der That nur in Verbindung mit dem höheren Menschencharakter der Schönheit fähig ist, wird alsdann noch anschaulicher, wenn man ihn getrennt von diesem betrachtet. Unmittelbar wie man das Gebiet der Menschheit verläßt, sinkt auch die Schönheit herab; aber unmittelbar zeigt sich auch alsdann zwischen beiden Geschlechtern eine, in ihren wesentlichen Eigenthümlichkeiten nothwendig gegründete Verschiedenheit. Das männliche Geschlecht behält, auch wann es gänzlich auf seinen blossen Naturcharakter zurückgesetzt ist, doch immer den Ausdruck einer Kraft, die zwar, von roher Wildheit begleitet, furchtbar und zurückstossend ist, aber doch immer, zumal wo alle moralische Forderungen hinwegfallen, Interesse und Staunen erweckt. In dem weiblichen hingegen unterdrückt alsdann die Materie die Kraft, und dieser Verlust wird durch keine Anmuth vergütet. Hieraus muß man sich die auffallende Erscheinung erklären, daß im Thierreiche beide Geschlechter in Absicht auf ihre Schönheit in einem so gänzlich umgekehrten Verhältnisse, als in der Menschheit, stehen. Denn anstatt daß im Menschen das schwächere Geschlecht dem stärkeren an

Schönheit nicht nur vollkommen gleich ist, sondern es sogar darinn übertrifft; so sind dagegen durchaus alle weibliche Thiere auffallend weniger schön, als die männlichen ihrer Gattung. Vergebens würde man den Grund dieser Verschiedenheit in dem organischen Körperbau aufsuchen wollen, da die, aus der eigentlichen Structur des Körpers erkennbaren Ursachen der Geschlechtsverschiedenheit, der Analogie der Naturgesetze zufolge, nothwendig überall dieselben seyn müssen. Auch findet man bei den Thieren in der That dieselben physischen Eigenthümlichkeiten der Geschlechter, wie bei dem Menschen; auch dort ist das weibliche, in Vergleichung mit dem männlichen, durchaus kleiner, schwächer, von zarterem Knochenbau, und mit mehr Masse begabt. Die allgemeine Natur der Thierheit ist es daher, welche allein den Grund jener Erscheinung enthält. Unfähig durch sich selbst Ansprüche auf Würde zu machen, sinkt dieselbe durch weibliche Kleinheit, Schwäche und Weichheit gänzlich herab, und kann nur noch durch männliche Grösse, Kraft und Festigkeit gewinnen. Da die physische Schwäche der Weiblichkeit in ihr nicht durch moralische Stärke gehoben wird, so erscheint dieselbe als blosser Ausdruck des Unvermögens, der auch in der weiblich-menschlichen Gestalt erst ausgelöscht seyn muß, wenn sie der Schönheit fähig seyn soll; da aber von der thierischen Gestalt nur physische Vorzüge gefodert werden, so schadet es dagegen nichts, wenn der Ausdruck männlicher Unabhängigkeit in einen Ausdruck gefesselter Willkühr ausartet.

Ohne indeß bis zur Thierheit hinabzusteigen, lassen sich die obigen Behauptungen auch durch Beispiele aus der menschlichen Natur selbst bestätigen. Unter denjenigen

Nationen, die noch, ohne alle Cultur, im ursprünglichen Stande der Wildheit leben, ist die Gestalt der Weiber fast eben so wenig an Schönheit mit der Gestalt der Männer vergleichbar; und wenn man auch unter gebildeten Nationen hie und da ähnliche Ungleichheiten bemerkt, so würde eine genauere Untersuchung wahrscheinlich auch auf ähnliche Ursachen führen. Wenigstens sehen wir auch unter uns, daß, wo männliche und weibliche Gestalten das Gepräge ausschweifender Sittenlosigkeit an sich tragen, wo die Menschheit in ihnen entadelt, und die Freiheit der Vernunft unterdrückt ist, die letzteren immer einen noch eckelhafteren und widrigeren Eindruck hervorbringen, als die ersteren, die wenigstens noch durch den Ausdruck physischer Kraft eine gewisse Haltung bekommen. In allen diesen Fällen nun kehrt dieselbe Erscheinung zurück; überall ist die weibliche Gestalt nur für den höchsten Ausdruck geschaffen, und wenn sie nicht in menschlicher Schönheit auftritt, so ist ihr Schönheit überhaupt fremd. Freilich aber gilt dieß allein bei der ästhetischen Beurtheilung; nur da, wo der Mensch, nicht das Geschlecht die Entscheidung fällt. Hier schmeichelt ohne Unterschied die Bildung des einen Geschlechts der Neigung des andern, und leicht gewinnt hier jedes bei dem andern den Preis. Nur wo in feiner organisirten Seelen das Gefühl für das Schöne alle Empfindungen harmonisch gestimmt hat, ist auch diese Neigung höheren Forderungen untergeordnet, nur da wird der bloße Geschlechtstrieb in menschliche Liebe verwandelt, und von dem beschränkten Gebiet der Sinne in das idealische der Phantasie hinübergeführt. Sonst dehnt sich vielmehr diese Unlauterkeit des Geschmacks auf alle Gegenstände aus, die nur irgend diese Seite berühren; und untersuchten wir die Urtheile genau, die im

Kreise des gesellschaftlichen Lebens über Bildung, Mode, Anstand, über Kunstwerke, Theater, Schriften, u. s. w. kurz über alles gefällt werden, was im weitesten Verstande zum Gebiete des Geschmacks gehört, so würden wir mit Erstaunen wahrnehmen, wie selten uneigennütziger Beifall ächte Schönheit frönt.

Der Geschlechtscharakter ist also als eine Schranke anzusehen, welche die männliche und weibliche Schönheit von der idealischen entfernt; und so lange er auf die Form Einfluß hat, wird er es derselben unmöglich machen, sich zum Ideal zu erheben. Aber da es das Gesetz der endlichen Natur ist, nur vermittelt der Schranken zum Unendlichen aufzusteigen, nur durch Materie zur Form, und nur durch Trennung zur Harmonie zu gelangen; so ist die Geschlechtschönheit, obgleich sie für sich allein der Idealschönheit ewig widerspricht, doch der einzige Weg zu derselben. Ueberdies ist der Mensch nur insofern er dem Geschlecht angehört, an diese Schranke gebunden, aber insofern er zugleich die Anlagen zur freien geschlechtslosen Menschheit in sich trägt, davon losgesprochen. Vermöge der letztern kann er die Vollendung, welche die Gränzen seines Geschlechts ihm versagen, sich durch Freiheit erwerben, und seinen einseitigen Naturcharakter durch seinen moralischen zum Ideal ergänzen; und je lebendiger dieser, sey es durch die Günst der Natur, oder durch die innere Wirksamkeit der Vernunft, auch aus der äußern Bildung spricht, desto mehr verliert der Ausdruck des Geschlechtscharakters seine Einseitigkeit. Wir sehen aus der Verbindung der Menschheit mit dem Geschlecht eine neue mittlere Schönheit hervorgehn, und diese ist es, welche man gewöhnlich unter der männlichen und weiblichen Schönheit

versteht. In ihr ist das Gleichgewicht des Ideals nur um so viel gestört, als es die Beschränktheit endlicher Naturen nothwendig macht, und diese Störung selbst ertheilt der Gestalt eine so individuelle Mischung der Züge, daß sie dadurch einen neuen Zauber gewinnt. Es ist weder die Menschheit allein, noch das Geschlecht, welches im Mann und im Weibe erscheint; eigne, in sich geschlossene Gestalten sind beide, welche weder an jene, noch an dieses einseitig erinnern. Der Ausdruck der männlichen Stärke, welche vereinzelt für sich zu leicht das Ansehn physischer Gewalt erhält, wird durch den Ausdruck menschlicher Würde gemildert, und die blinde Herrschaft der Willkühr, die den Mann, ehe er sich der Herrschaft der Vernunft unterwirft, in eine bedenkliche Anarchie versetzt, kündigt sich als moralische Freiheit an. So weicht in den Idealen der Kunst der männliche Troß des Heroen der milden Erhabenheit des Gottes, und so finden wir in diesem den Charakter der Männlichkeit, der fast bis auf seine letzten Spuren vertilgt ist, nur in seiner Uebereinstimmung mit der reinen Menschheit wieder.

Noch inniger aber ist in der weiblichen Schönheit die Weiblichkeit mit der Menschheit verbunden; und noch mehr, als in der männlichen, geht aus beiden eine neue mittlere Bildung hervor, welche, indem sie ihre Züge zugleich von beiden entlehnt, den einseitigen Ausdruck jeder gleich täuschend verbirgt. Denn selbst in den höchsten Graden der Vollendung erhält sich der Ausdruck der Weiblichkeit unverkennbar neben dem Ausdruck der reinen Menschheit, und wenn er auch unaufhörlich in ihn überfließt, so geht er doch nie ganz in demselben unter. Allein dieser Eigenthümlichkeit ungeachtet, vermag dennoch das

Weib nicht weniger, als der Mann, seiner Schönheit eine von der einseitigen Geschlechtsbildung unabhängige Vollendung zu geben. Zwar kann weder die überwiegende Herrschaft des Stoffes gänzlich aufgehoben, noch der Ausdruck physischer Schwäche und Abhängigkeit vertilgt werden, welcher immer die weibliche Gestalt begleitet. Aber indem die freie Kraft der Menschheit sich jener physischen Schwäche zur Seite stellt, bringt sie das Bild einer moralischen, durch sich selbst gemäßigten Stärke hervor, und eben so wird jene Naturabhängigkeit in eine freiwillige Unterwerfung unter ein selbstgegebenes Gesetz verwandelt. Gleich ungehemmte Kraft spricht daher aus der männlichen und weiblichen Bildung, nur daß sie in der ersteren sich über einen schrankenlosen Wirkungskreis zu verbreiten, in der letzteren sich freiwillig zu mäßigen scheint.

Weil aber beide Geschlechter nie der Endlichkeit entziehen, so setzt sich dieser idealischen Vollendung der Gestalt in beiden ein ewiges Hinderniß entgegen; und nie ist die höchste Schönheit in der Wirklichkeit erreichbar. Das Endliche müßte zum Unendlichen werden, wenn jenes Gleichgewicht in der Erscheinung dargestellt werden sollte, und selbst dann würde kein menschlicher Sinn es aufzufassen vermögen. Allein auch hier zeigt der Ausdruck des zweifachen Geschlechtscharakters einen Weg, sich dem Ziele zu nähern, und auch dem Betrachter kommt er zu Hülfe, der sich von der Erscheinung zur Idee zu erheben versucht. Da beide Geschlechtsbildungen mit der rein menschlichen verwandt sind, so wecken sie beide das Gefühl ächter Schönheit in ihm; da aber jede eine besondere Gattung ausmacht, so wird auch seine Aufmerksamkeit durch jede vorzugsweise auf eine der beiden Gattungen der



Schönheit geheftet. Dadurch empfängt er beide Elemente des Ideals einzeln und in verständlicher Klarheit, ohne daß doch die Einheit aufgelöst wird, in welcher das Wesen desselben besteht. Ungestört kann er es nun durch die Schöpfungskraft seiner Phantasie zu bilden versuchen, und sich, indem er auch hier, wie überall, von der Wirklichkeit ausser ihm nur den beschränkten Stoff entlehnt, durch innere selbstthätige Kraft zur schrankenlosen Idee erheben.

Man mag daher objectiv auf die Bildung der Geschlechter selbst, oder subjectiv auf den Eindruck sehen, den sie hervorbringen; so muß der Geschlechtscharakter, der nur in Vergleichung mit dem Ideal eine einengende Gränze ist, in Rücksicht auf die Schranken endlicher Naturen vielmehr ein Mittel zur Vollkommenheit heißen. Der Ausdruck des männlichen hebt in der Bestimmtheit der Züge die Herrschaft der Form mehr heraus, und da ihn der Ausdruck der reinen Menschheit mildernd begleitet, so kann er sich nicht weiter vom Ideale entfernen, als an sich nothwendig ist, jene Eine Seite des letzteren vorzugsweise darzustellen. Der Ausdruck des weiblichen zeigt in der Anmuth der Züge die Freiheit des Stoffes in einem lebhafteren Bilde, und wird auf eben die Weise von demselben Ausdruck der reinen Menschheit beherrscht. Der Mann erscheint nun feuriger, das Weib sanfter, als man sich den geschlechtslosen Menschen denkt; und daher pflegt man zu sagen, daß die männliche Schönheit zur Anstrengung auffodere, die weibliche zur Ruhe einlade. Allein diese Ausdrücke schildern nur die gemeine Wirkung der verschiedenen Geschlechtsbildung auf wenig verfeinerte Sinne, und vorzüglich den Eindruck,

welchen die Gestalt des reinen Geschlechts in dem andern hervorbringt. Wenn die angestrenzte Kraft des Mannes erquickende Ruhe die unbestimmte Sehnsucht des Weibes bestimmende Einheit sucht, so muß beiden ihre gegenseitige Gestalt Befriedigung gewähren, die aber, weil sie Bedürfnissen entspricht, immer eigennützig und der ästhetischen Beurtheilung nachtheilig ist.

Wo sich der Mensch der Betrachtung des Schönen weihet, da muß er sich von aller Partheilichkeit lossagen, und geschlechtslos allein der Menschheit angehören. Nur in solchen glücklichen Momenten gelingt es ihm, sein Wesen zu dem höchsten Gleichgewichte zu stimmen, und die Kräfte, womit er der Natur und womit er der Gottheit verwandt ist, in Eins zu verschmelzen. Zu diesem Ziel führt ihn die männliche und weibliche Form auf verschiedenen Wegen. Die weibliche bezaubert zuerst die Sinne durch ihre Anmuth; da aber der Stoff ganz Form, die scheinbare Willkühr ganz Nothwendigkeit, und die Fülle des sinnlichen Reizes nur Ausdruck zarter und feiner Geistigkeit ist, so fließt die zuerst geweckte sinnliche Empfindung in unentweiheter Reinheit in die geistige über. Die männliche fodert, indem sie zu den Sinnen spricht, unmittelbar zugleich durch Bestimmtheit den Geist zur Thätigkeit auf; da aber die Form in ihr als Stoff, die Nothwendigkeit als Freiheit, und die geistige Würde in dem Gewande sinnlicher Anmuth auftritt, so geht die zuerst rege gemachte geistige Empfindung in die sinnliche über. Dort geht das Gemüth vom Spiel zum Ernst, hier vom Ernst zum Spiele; und da in beiden Fällen zwei verschiedene Empfindungen entstehen, zwischen welchen das Gemüth unaufhörlich schwankt, und die es immer repro-

ducirt ; so bringt jede beider Bildungen eine gemischte Stimmung hervor , in welcher der eigenthümliche Charakter einer jeden durch den entgegengesetzten gemäßiget ist. Die weibliche Gestalt legt durch diese Verbindung ihre erschaffende , die männliche ihre anspannende Eigenschaft ab ; und indem die erstere mit Kraft beseelt , die letztere durch Anmuth gemäßiget wird , wirken beide belebend auf das Herz. Dagegen hängt die Zuneigung zu jeder der Formen von der Uebereinstimmung des eignen Charakters mit dem ihrigen ab , und die sanftere Empfindung wird lieber bei der weiblichen , die mehr energische bei der männlichen Schönheit verweilen. Indem nun auf diese Weise die Betrachtung jeder von einer ihr analogen einseitigen Stimmung auszugehn , aber eine gemischte hervorbringen pflegt , so wird das Gemüth immer von der einen für die andere , und dadurch von beiden für die Ideal , Schönheit empfänglich gemacht.

Nie wird daher der Künstler , der nach der höchsten Wirkung streben soll , das Studium beider Gestalten von einander trennen , oder sich ausschließlich der Darstellung Einer widmen dürfen. Aber selbst bei der sorgfältigsten Vermeidung einer solchen Einseitigkeit , wird er doch nie in beiden gleich glücklich seyn , und nie ganz die Neigung überwinden können , die ihn überwiegend zu der Einen hinzieht. Denn auch das Kunstgenie fühlt den Einfluß des Geschlechtscharakters , und das angestrengteste Bemühen nach reiner Idealität wird denselben doch nur zu veredeln , schwerlich aber zu vertilgen vermögen. Die männliche Bildung befriedigt sichtbarer durch Richtigkeit der Verhältnisse die Anforderungen der Kunst , die weibliche durch Anmuth der Umrisse die Anforderungen des Gefühls

an die Schönheit. Das Gefühl aber ist nur dann ein sicherer Führer, wenn der Verstand es ausgebildet hat, und der angehende Künstler muß sich daher zuerst an der männlichen Gestalt üben, wo er den technischen Theil der Kunst fest und deutlich gezeichnet findet. Erst wenn er in diesem Studium beträchtliche Fortschritte gemacht hat, wird es auch seinem Auge gelingen, dieselbe Nothwendigkeit der Form auch unter der Hülle weiblicher Anmuth zu entdecken, und der letzte schwere Schritt seiner Ausbildung wird es seyn, diese Nothwendigkeit darzustellen, ohne der Grazie zu schaden. In den höchsten Graden der Vollendung ist die Darstellung der weiblichen Schönheit schwerer; denn zu allen Forderungen, welche die männliche an den Künstler macht, kommt noch die schwierigste hinzu: indem er die strengste Gesetzmäßigkeit beweist, den Schein derselben zu vermeiden. Verlangt man hingegen nur geringere Vollkommenheit, so ist die weibliche Gestalt wieder leichter. Denn wenn in der männlichen jeder Fehler gegen die Wahrheit zu sichtbar ist, und es schon ein tiefes Studium erfordert alle zu vermeiden; so begnügt sich dagegen bei der weiblichen der mittelmäßige Künstler, so wie der gewöhnliche Beurtheiler mit der bloßen Aussen- seite der Weiblichkeit, mit Weichheit, Gefälligkeit und Reiz, und übersieht darüber leichter wenn nicht wirkliche Unwahrheit, doch wenigstens Leere.

Selbst in dem ächten Künstler, der aber vorzugsweise für weibliche Schönheit gestimmt ist, macht zuerst die Phantasie ihre Ansprüche auf sanfte Stätigkeit und liebliche Anmuth geltend, und selbst er fängt von dem sinnlichen Theile der Kunst an (wenn der Ausdruck erlaubt ist) nur daß er nicht auch dabei stehen bleibt, sondern von da zur

Idee übergeht. Diese sucht er nun in ihrer höchsten Lauterkeit und Präcision aufzufassen und darzustellen; aber wegen jenes Uebergewichts der Phantasie besitzt er nicht sowohl Schärfe als Feinheit des Blicks, nicht sowohl Kühnheit als Zartheit der Hand, und scheint nicht sowohl die einzelnen Züge genau zu unterscheiden, als er vielmehr das Ganze durch kaum bemerkbare Uebergänge verbindet. Gerade umgekehrt werden in dem, mehr für männliche Schönheit gestimmten zuerst die Forderungen des Geistes auf Bestimmtheit und Nothwendigkeit der Form rege; er fängt von dem geistigen Theile der Kunst an, ergreift mit tiefeindringendem Blick den Charakter der Gestalt, und zeichnet ihn mit kraftvollen Zügen, indem er ihn zugleich in anmuthige Grazie kleidet, und sich dadurch von der Wahrheit zur Schönheit erhebt. Zwar ist es unvermeidlich, bei Schilderungen, wie die hier entworfenen sind, nicht das noch zu sehr zu trennen, was in der Wirklichkeit innig verbunden ist; allein unläugbar wird doch ein solches Uebergewicht entgegengesetzter Eigenschaften in diesen beiden verschiedenen Künstleranlagen herrschen, und durch das Studium des Ideal-Schönen zwar vermindert, nie aber gänzlich aufgehoben werden.

In welchen Verhältnissen man daher die verschiedene Geschlechtsbildung betrachten mag, so findet man dieselbe immer in einer doppelten Beziehung: auf sich selbst und auf das Ideal; und eben so wie beide Geschlechter durch ihre innern, sich gegenseitig unterstützenden Anlagen die menschliche Kraft, über den Kreis der Endlichkeit hinaus, erweitern, so führen sie durch ihre äußere verschiedene Gestalt das Schönheitsgefühl dem Ideal entgegen. Denn so schwer sich auch die äußere Bildung aus der innern or-

ganischen Bestimmung verständlich machen läßt, so belohnend ist es doch, selbst den verborgnen Zusammenhang der Natur aufzusuchen; und hier bedarf es keiner mühsamen Anstrengung, um sich zu überzeugen, daß keines von beiden Geschlechtern, seiner innern Eigenthümlichkeit nach, unter einer andern Gestalt, als die es wirklich zeigt, zu erscheinen im Stande war. In dem männlichen ist Uebergewicht der Kraft charakteristisch und zwar einer Kraft, die zu zeugen bestimmt ist, sich schnell zu sammeln vermag, und immer von Einem Punkt aus nach aussen hin strebt. Mit Schnelligkeit sehn wir sie daher die Muskeln anspannen, mit Hestigkeit sich aller hindernden Masse entledigen, und ununterbrochene Thätigkeit athmend, den ruhigen Genuß entfernen. Dadurch nähert sie sich der bildenden Kunst, die eben so, wie sie, dem lebenden Princip Herrschaft in der todten Masse verschafft.

Die empfangende Kraft hingegen besitzt eine grössere Fülle; sie ist mehr gemacht, Thätigkeit zu erwiedern, als ursprünglich zu erzeugen, aber was ihr an Feuer gebricht, das ersetzt sie durch Beharrlichkeit. Durch ununterbrochene Stätigkeit der Umriffe, Zartheit und Weichheit kündigt sich daher die Weiblichkeit auch in der äussern Gestalt an, und ertheilt derselben dadurch, selbst wenn ihr die Schönheit fehlt, doch wenigstens immer den Reiz des Angenehmen, das so oft mit dem eigentlich Schönen verwechselt wird. Da sie nun zugleich keinem Theil sich überwiegend vorzudrängen verstattet, und nur die höchste sinnliche Einheit ihr vollkommen entspricht, so steht die weibliche Gestalt überhaupt der Schönheit näher, als die männliche, und hat selbst da wenigstens die Form derselben, wo sie auch ihren Gehalt entbehrt. Denn da Freiheit von

allem Zwang die Seele jeder Schönheit ist, und die ächte Schönheit sich nur dadurch unterscheidet, daß sie mit dieser Eigenschaft die höchste Realität und Bestimmtheit verbindet, so muß schon die bloße Stätigkeit, Flüßigkeit und Kühnheit der Formen als ein Analogon der Schönheit erscheinen, weil sie jenen wesentlichen Charakter derselben an sich trägt. Hierauf gründet sich unstreitig die Forderung der Schönheit, die man vorzugsweise vor dem männlichen Geschlecht an das weibliche richtet. Bei dem Mann ist die Schönheit eine Zugabe und ein freies Geschenk der, über den einseitigen Geschlechtscharakter siegenden, Menschheit in ihm; von dem Weibe wird sie als eine Schuld, die das Geschlecht entrichtet, wie die Weiblichkeit selbst, verlangt. Wie diese, kann sie daher auch bei der Beurtheilung des Innern in Betrachtung kommen, und gewissermaßen zur Pflicht gemacht werden; denn der innere Charakter der Weiblichkeit kann keinen andern Ausdruck als Schönheit haben. Mit Unrecht aber würde man diese noch gehaltlose Schönheit, die nur eine eigene beschränkte Gattung ist, mit jener ächten und idealischen verwechseln, zu welcher vielmehr jedes Geschlecht sich nur dadurch erhebt, daß es die reine Menschheit mehr in sich geltend zu machen, das männliche, daß es mehr Freiheit, das weibliche daß es mehr Nothwendigkeit zu erlangen versucht.

Nicht immer aber wird durch dieß doppelte Bemühen die eigentliche Schönheit erhöht. Sehr oft erhält die Gestalt nur einen lebhafteren Ausdruck dadurch, und der Ausdruck ist wesentlich von der Schönheit verschieden. Zwar werden in der Erfahrung oft beide mit einander verwechselt, und nicht selten hören wir Bildungen schön nennen, die bloß interessant heißen dürften. Wie sonst so

oft durch die Sinnlichkeit, so wird hier das ästhetische Gefühl durch den Verstand irre geführt, und es bestätigt sich aufs neue, wie selten die harmonische Stimmung des Gemüths ist, welche allein für Schönheit empfänglich macht. Wo der Ausdruck vorwaltet, da beherrscht das Gemüth die Züge, und hindert sie, ihrer eignen Freiheit zu folgen. Daher erklärt sich eine solche Bildung nicht, wie die bloß ästhetische, durch sich selbst und die Aufmerksamkeit wird von der äussern Gestalt auf den innern Charakter gezogen. Die bloß gefällige Bildung hingegen verkündigt die höchste Freiheit der Züge; an keinen bestimmten Ausdruck gebunden, überlassen sie sich allein einer anmuthigen Stätigkeit. Darum wird zwar hier das Auge nicht von der Gestalt hinweg zu etwas anderm hinübergeführt, aber es ist ihm gleich unmöglich auf dieser Leerheit zu verweilen. Nur die schöne Gestalt, die zwischen beiden in der Mitte steht, enthält in sich vollendet, zugleich alles, was dem Sinn und was dem Geiste genügt, und nur in ihr ist der inhaltvollste Ausdruck zugleich mit der freiesten Anmuth der Züge verbunden. Darum aber findet nun auch der Betrachter in ihr seine kühnsten Erwartungen übertroffen, und da er das ganze Wesen in vollkommener Einheit erblickt, so trennt seine Phantasie nicht mehr die äufre Gestalt von der innern Bedeutung. Also nicht deswegen weil ihr der Charakter mangelt, sondern deswegen, weil sie ihn nicht auf Unkosten der Freiheit hervorstecken läßt, ist die Schönheit von dem Ausdruck zu unterscheiden. Indem sich der letztere bloß auf die Darstellung des gegenwärtigen Zustandes, also auf eine enge Wirklichkeit beschränkt, drückt die Schönheit vielmehr das Total des Charakters, und das unendliche Vermögen desselben aus, aus welchem alle einzelnen



Aeußerungen fließen. Da aber das Unendliche in der Erscheinung unerreichbar ist, so bleibt freilich auch die höchste menschliche Schönheit in gewissem Verstande nur Ausdruck, und so kommt es nur darauf an, den letzteren der Schönheit zu nähern. Von einem Bilde des vorübergehenden Affekts muß er zu einem Bilde des bleibenden Charakters erhoben werden, und zwar eines Charakters, der nicht bloß von einer Seite, sondern von allen harmonisch ausgebildet ist.

Eine auffallende Erscheinung ist es, daß, obgleich der Ausdruck der Schönheit sogar Gefahr droht, dennoch der bessere Geschmack unsers Zeitalters fast ausschließlich auf ihn gerichtet ist. Sowohl in Gemälden als in den Werken der bildenden Kunst vergessen wir Grazie und Schönheit über der Zeichnung der Charaktere, und oft nur der momentanen leidenschaftlichen Stimmung derselben; dem Dichter übersehen wir Fehler der Composition des Ganzen, auf welcher die Schönheit beruht, wenn er uns nur durch Charakter, Ausdruck Genüge leistet, und eben so verzeihen wir dem Schriftsteller überhaupt Mangel an kunstvoller Einheit der Darstellung, wenn er uns nur durch kühne und originelle Wendungen interessirt. Der wahre Tonkünstler, der sich über den willkührlichen Ausspruch der Mode hinaussetzt, führet eine ähnliche Klage, und wer sich gewöhnt hat, das Gesetz der Schönheit auch auf Gegenstände des täglichen Lebens anzuwenden, der muß in unserm Umgang, unserm Anstand, unsern Sitten sehr oft die nöthige Grazie und das Bestreben nach ächter Schönheit vermiffen, so sehr auch der Verstand durch den innern Gehalt und Charakter im einzelnen befriedigt wird. Raum ist es möglich, sich

Die Hören. 1795. 4tes St.

2

hiebei nicht an den Einfluß zu erinnern, welchen zwei Nationen von ganz entgegengesetztem Charakter nach und nach auf unsern Geschmack ausgeübt haben, und seine Blicke nicht erwartungsvoll auf eine Dritte zu richten, welche den Gehalt, wie die Form, wieder in ihre Rechte einsetzte und beiden einander zu verdrängen wehrte, wenn sich von einem besondern Nationalcharakter die Vollendung erwarten ließe, die nur das Werk des allgemeinen Vernunftcharakters seyn kann. Aber so unmöglich es auch ist, anders als auf diesem Weg zu der ächten Schönheit hindurch zu dringen, so sehr ist man wieder in Gefahr, gerade auf diesem Weg sie gänzlich zu verfehlen.

Noch mehr als die Schönheit selbst, muß die Weiblichkeit von dieser Gefahr bedroht werden, da sie nicht bloß der Schönheit so nah verwandt ist, sondern sich ihr gerade von derjenigen Seite nähert, welche durch den Ausdruck verlohren geht; und in der That müßte man für die ächte Weiblichkeit im Ausdruck besorgt seyn, wenn man jenem herrschenden Zeitgeschmack einen Einfluß auf weibliche Bildung zutrauen dürfte. Denn auch hier wird nicht selten das Anziehende mit dem Schönen verwechselt, und unter den verschiedenen Arten des Ausdrucks selbst dem stärker hervorstechenden der mehr sanfte und gefällige nachgesetzt. Wie es überhaupt das Schickial der Weiber ist, weit öfter den einseitigen Forderungen der Sinne oder des Verstandes, als dem Urtheil reiner Empfindung unterworfen zu werden, so wird auch bei Beurtheilung ihrer Schönheit, (wenn man sich ja über das Sinnliche erhebt) noch zu sehr auf irgend einen hervorstechenden Ausdruck von Geist, Witz und Lebhaftigkeit Rücksicht genommen, und dagegen zu leicht der Ausdruck eines ruhigen, aber

sanften und zarten Gefühls übersehn, Auch jetzt noch hat man sich nicht ganz entwöhnt, nur, was piquant ist, zu suchen, und gleich als wäre man sich seiner Schläffheit bewußt, überall einen erweckenden Reiz zu verlangen. Darum wird gerade der höchste Charakterausdruck, dessen durchgängige Harmonie der Schönheit am meisten empfänglich ist, auch jetzt noch am meisten verkannt, und der mehr in die Augen fallende Glanz des Verstandes dem bescheidenen Ausdruck der Empfindung vorgezogen, die sich nur durch Ueberspannung interessant machen kann. Gerade die ächtweiblichen Gestalten, die nichts Ausgezeichnetes besitzen, aus welchen aber Zartheit des Gefühls, ruhige Sittsamkeit, und ein anspruchloser Eifer für alles Wahre und Gute spricht, werden mit dem zweideutigen Lobe zurückgewiesen, womit man die bloße Herzensgüte mehr zu beschämen als zu belohnen pflegt. Nichts aber ist dem Charakter wahrer Weiblichkeit in der äußern Bildung verderblicher, als diese Stimmung des Geschmacks, die, obgleich sie sich, der besseren Richtung des Zeitalters nach, ihrem Ende naht, und bald nicht mehr die herrschende seyn dürfte, doch noch immer zu allgemein ist. Denn da die Eigenthümlichkeit der weiblichen Gestalt auf Freiheit und Harmonie des Ganzen beruht, der Ausdruck aber immer einzelne Züge mehr oder minder heraushebt, so muß er mit demselben in einem nothwendigen Widerstreit stehen, und sehr oft wird man die Unweiblichkeit gewisser Bildungen in der bloßen Stärke des Ausdrucks gegründet finden.

Wer indeß von der Vollkommenheit der weiblichen Gestalt, selbst in ihrer Unabhängigkeit von der Schönheit, durchdrungen ist, der wird derselben deshalb nicht

weniger Ausdruck bemessen wollen, als der männlichen. Sie muß vielmehr, da sie sich ihrer Natur nach weniger an den Verstand, als an die Sinne wendet, noch sorgfältiger Leerheit vermeiden. Zwar sind die Grenzen, innerhalb welcher der Ausdruck spielen darf, in der weiblichen Gestalt gewiß enger gezogen, nur daß der weibliche Körper, durch seine größere Geschmeidigkeit, feinere Verschiedenheiten bemerkbar zu machen fähig ist, und dadurch vorzugsweise Feinheit des Ausdrucks besitzt. Denn nicht in einzelnen, scharf gezeichneten Zügen, sondern innig in die ganze Gestalt verwebt, auf den ersten Blick kaum bemerkbar, und in edle Einfachheit gekleidet muß sich der innere Charakter in wahrhaft weiblichen Bildungen darstellen. Ist aber diese vollkommene Harmonie unerreichbar, so ist es sogar weiblicher, wenn die Seele sich nur durchzublicken genügt, als wenn sie sich vorzudrängen strebt. Unstreitig ist also die weibliche Schönheit mit dem Ausdruck, aber nur mit dem höchsten verträglich. Nur der Charakter, nicht der beschränkte Zustand vorübergehender Neigungen und Affekte stellt sich mit Glück in ihr dar, und auch jener nur in der harmonischen Einheit seiner Kräfte, und der Totalität seiner Anlagen. Leichter verstatet daher die Weiblichkeit den Ausdruck der Phantasie und Empfindung, als des Verstandes, da dieser mehr auf Trennung, wie jene auf Verbindung, gerichtet ist. Allein selbst die Verstandeskräfte wirken in dem Weibe weniger trennend als verbindend, woraus vorzugsweise die eigenthümliche Erscheinung entspringt, die wir Geist nennen, und die der Mann nicht immer mit gleicher Leichtigkeit erwirbt. Durchaus stehen daher Schönheit und Weiblichkeit in gleichem Verhältniß zum Ausdruck in der Gestalt; auf gleiche Weise droht er bei

den Gefahr, und auf gleiche Weise ist er mit beiden zu vereinigen.

Ganz anders verhält sich dagegen der Ausdruck zur Eigenthümlichkeit der männlichen Bildung. Er mag auf einzelnen hervorstechenden Zügen beruhen, oder in die ganze übrige Gestalt feiner verflochten seyn, sich vordrängen oder bescheidner zurückstehn; so kann er zwar durch seine Stärke die Schönheit beleidigen, welche immer beide Geschlechter einander näher führt, aber das Charakteristische der Männlichkeit wird dabei eher gewinnen, als verlieren. Ist er daher bei dem weiblichen Geschlecht mehr versteckt, als sich von der rein menschlichen Gestalt erwarten ließe, so ist er bei dem männlichen deutlicher ausgesprochen. Deutlicher fällt er daher auch in der männlichen Bildung ins Auge, da er bei der weiblichen dem ungeübten Blick sogar oft entgeht. Weil aber die Uebereinstimmung in der männlichen Gestalt mehr gedacht als empfunden wird, so scheint der männliche Ausdruck oft räthselhafter und sonderbarer, als der weibliche, der mit der ganzen Gestalt in Verbindung steht, und durch dieselbe erklärt wird. Eben darum aber erfordert der letztere, um vollkommen verstanden zu werden, einen von Natur feinen und vielfach geübten Tact, jener mehr eindringenden Scharfsinn, und durch Erfahrung unterstützte Urtheilskraft.

Das freieste Gebiet eröffnet sich dem Ausdruck in der Bewegung der Gestalt, und hier vorzüglich entfaltet der weibliche Charakter seine ganze Eigenthümlichkeit, die sich ungleich sichtbarer in dem wechselnden Mienenspiel, als in den bleibenden Zügen des Gesichts offenbart. Durch

aus ist die Gestalt der Weiber sprechender, als die männliche; und, der Harmonie einer seelenvollen Musik ähnlich, sind alle ihre Bewegungen feiner und sanfter modulirt, da hingegen der Mann auch hier eine größere Heftigkeit und Schwere verräth. Da in der weiblichen Seele die Phantasie immer dem Verstande, die Empfindung der Vernunft zuvoreilt, und dadurch beide, indem sie auch selbst unaufhörlich in einander übergehn, gemeinschaftlich die Einheit des Gemüths hervorbringen, nach welcher der Mann nur mit mühsamer Anstrengung strebt; so ist bei den Weibern auch das innre Leben weniger von der äußern Erscheinungsweise geschieden, und mit freiwilliger Leichtigkeit mahlt sich die Seele in dem bildsamern Bau. Von selbst theilt sich den Zügen die unbeschränkte Freiheit der Umrisse mit, durch welche der bloße Ausdruck in die Schönheit überfließt; denn nicht eine einzelne Bewegung, sondern die ganze Seele ist es, die aus derselben spricht, und zwar eine weibliche Seele, die, weil Phantasie und Empfindung in ihr herrschen, mehr das harte und feste, als das schwankende und unbestimmte sieht. Aber nicht die Gestalt allein, auch die Stimme, die noch mächtiger ist, unmittelbar die Empfindung zu wecken, trägt dieselbe Eigenthümlichkeit in beiden Geschlechtern an sich. Sanfter und melodischer, aber in mannigfaltiger wechselnden Schwingungen ertönt sie aus dem Munde des Weibes; einfacher, aber eindringender und stärker aus dem Munde des Mannes, und beide drücken die Gefühle ihrer Seele ihrem Charakter gemäß aus.

Auf jener zarten Bildsamkeit der weiblichen Gestalt, durch die sie ein treuer und heller Spiegel des Innern wird, beruht der eigenthümliche Genuß, welchen der

Umgang mit dem andern Geschlecht gewährt. Nirgends spricht die Empfindung so unmittelbar zu uns, und nichts vermag daher auch so tiefe Gefühle zu wecken, so harmonische Stimmungen hervorzubringen. Den Mann, der durch seine Thätigkeit leicht aus sich selbst herausgerissen wird, wieder in sich zurückzuführen; was sein Verstand trennt, durch das Gefühl zu verbinden; seinen langsamern Fortschritten zuvorzueilen, und die höchste Vernunftsteinheit, nach der er strebt, ihm in der Sinnlichkeit darzustellen, ist die schöne Bestimmung dieses Geschlechts, mit der auch die äußere Bildung desselben aufs genaueste zusammenstimmt. Daher beruhet auch die Macht des Weibes vorzugsweise auf der lebendigen Gegenwart, wo nicht vor den Sinnen, doch vor der Einbildungskraft. Zwar gilt eben dieß auch von dem Manne, wenn er in dem ganzen Adel seiner Bildung auftreten soll; auch seiner Gestalt ist eine Sprache eigen, welche das Herz mächtig ergreift, und die Stimmungen seiner Seele mit den feinsten Zügen mahlt. Allein um sein Inneres zu dieser Zartheit zu stimmen, und seinen äußern Bau einer solchen Bildsamkeit fähig zu machen, muß er sich von seinem Geschlecht gleichsam lossagen, und über den Naturzweck hinausgehen; also mehr leisten, als selbst seine höhere Bestimmung erheischt. Das weibliche Geschlecht hingegen muß gerade jede weibliche Eigenthümlichkeit mit schonender Sorgfalt zu erhalten bemüht seyn, um nicht jenen lebendigen Ausdruck seiner Gestalt selbst zu zernichten; und wenn ihm dieß Bemühen gänzlich mislingt; so sinkt es allein zu seiner Naturbestimmung und den Verrichtungen des äußern alltäglichen Lebens herab, oder geht zu Beschäftigungen über, die eigentlich nicht zu seinem Kreise gehören. Denn auch hier ist die Weiblichkeit, so

bald man die Gränzen des bloßen Naturzwecks verläßt, nur das höchste zu geben geschaffen, und wer sich mit andern Forderungen an sie wendet, der beweist bloß seine Unkenntniß des Geschlechts.



## III

## Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten.

## Fortsetzung.

Die Familie hatte zusammen, wie gewöhnlich, das Frühstück eingenommen und die Baronesse saß wieder an ihrem Sticfrahmen. Nach einem kurzen allgemeinen Stillschweigen begann der geistliche Hausfreund mit einigem Lächeln: es ist zwar selten, daß Sängere, Dichtere und Erzähler, die eine Gesellschaft zu unterhalten versprechen, es zur rechten Zeit thun, vielmehr lassen sie sich gewöhnlich, wo sie willig seyn sollten, sehr dringend bitten, und sind zudringlich, wenn man ihren Vortrag gern ablehnen möchte. Ich hoffe daher eine Ausnahme zu machen, wenn ich anfrage, ob Ihnen in diesem Augenblicke gelegen sey irgend eine Geschichte anzuhören?

Recht gerne, versetzte die Baronesse, und ich glaube es werden alle übrige mit mir übereinstimmen. Doch wenn Sie uns eine Geschichte zur Probe geben wollen, so muß ich Ihnen sagen, welche Art ich nicht liebe. Jene Erzählungen machen mir keine Freude, bey welchen, nach Weise der Tausend und Einen Nacht, Eine Begebenheit in die andere eingeschachtelt, Ein Interesse durch das andere verdrängt wird. Wo sich der Erzähler genöthigt sieht, die Neugierde, die er auf eine leichtsinnige Weise erregt hat, durch Unterbrechung zu reizen, und die Aufmerksam-

Zeit, anstatt sie durch eine vernünftige Folge zu befriedigen, nur durch seltsame und keineswegs lobenswürdige Kunstgriffe aufzuspannen. Ich tadle das Bestreben, aus Geschichten, die sich der Einheit des Gedichts nähern sollen, rhapsodische Räthsel zu machen und den Geschmack immer tiefer zu verderben. Die Gegenstände Ihrer Erzählungen gebe ich Ihnen ganz frey, aber lassen Sie uns wenigstens an der Form sehen, daß wir in guter Gesellschaft sind. Geben Sie uns zum Anfang eine Geschichte von wenig Personen und Begebenheiten, die gut erfunden und gedacht sey, wahr, natürlich und nicht gemein, so viel Handlung als unentbehrlich und so viel Besinnung als nöthig ist, die nicht still stehe, sich nicht auf Einem Flecke zu langsam bewege, sich aber auch nicht übereile, in der die Menschen erscheinen wie man sie gern mag, nicht vollkommen, aber gut, nicht außerordentlich, aber interessant und liebenswürdig. Ihre Geschichte sey unterhaltend, so lange wir sie hören, befriedigend wenn sie zu Ende ist und hinterlasse uns einen stillen Reiz weiter nachzudenken.

Kennte ich Sie nicht besser, gnädige Frau, versetzte der Geistliche, so würde ich glauben, Ihre Absicht sey mein Waarenlager, noch eh' ich irgend etwas davon ausgekramt habe, durch diese hohen und strengen Forderungen völlig in Mißcredit zu setzen. Wie selten möchte man Ihnen nach Ihrem Maßstab Genüge leisten können. Selbst in diesem Augenblicke, fuhr er fort, als er ein wenig nachgedacht, nöthigen Sie mich die Erzählung die ich im Sinne hatte, zurück zu stellen und auf eine andere Zeit zu verlegen, und ich weiß wirklich nicht, ob ich mich in der Eile vergreife, wenn ich eine alte Geschichte, an die ich aber immer mit

einiger Vorliebe gedacht habe, sogleich aus dem Stegreife vorzutragen anfangen.

In einer italiänischen Seestadt lebte vor Zeiten ein Handelsmann, der sich von Jugend auf durch Thätigkeit und Klugheit auszeichnete. Er war dabei ein guter Seemann und hatte grosse Reichthümer erworben, indem er selbst nach Alexandria zu schiffen, kostbare Waaren zu erkaufen oder einzutauschen pflegte, die er alsdann zu Hause wieder abzusetzen oder in die nördlichen Gegenden Europens zu versenden wußte. Sein Vermögen wuchs von Jahr zu Jahr um so mehr, als er in seiner Geschäftigkeit selbst das größte Vergnügen fand, und ihm keine Zeit zu kostspieligen Zerstreuungen übrig blieb.

Bis in sein funfzigstes Jahr hatte er sich auf diese Weise emsig fortbeschäftigt und ihm war von den geselligen Vergnügungen wenig bekannt worden, mit welchen ruhige Bürger ihr Leben zu würzen verstehen; eben so wenig hatte das schöne Geschlecht, bey allen Vorzügen seiner Landsmänninnen, seine Aufmerksamkeit nicht weiter erregt, als insofern er ihre Begierde nach Schmuck und Kostbarkeiten sehr wohl kannte, und sie gelegentlich zu nutzen wußte.

Wie wenig versah er sich daher auf die Veränderung, die in seinem Gemüthe vorgehen sollte, als eines Tags sein reich beladen Schiff in dem Hafen seiner Vaterstadt einlief, eben an einem jährlichen Feste, das besonders der Kinder wegen gefeyert wurde. Knaben und Mädchen pflegten nach dem Gottesdienste in allerley Verkleidungen sich zu zeigen, bald in Prozeffionen, bald in Schaaren

durch die Stadt zu scherzen, und sodann im Felde auf einem großen freyen Platz allerhand Spiele zu treiben, Kunststücke und Geschicklichkeiten zu zeigen, und in artigem Wettstreit ausgesetzte kleine Preise zu gewinnen.

Anfangs wohnte unser Seemann dieser Feyer mit Vergnügen bey; als er aber die Lebenslust der Kinder und die Freude der Eltern daran lange betrachtet und so viele Menschen im Genuß einer gegenwärtigen Freude und der angenehmsten aller Hoffnungen gefunden hatte, mußte ihm, bey einer Rückkehr auf sich selbst, sein einsamer Zustand äußerst auffallen. Sein leeres Haus fing zum erstenmal an, ihm ängstlich zu werden, und er klagte sich selbst in seinen Gedanken an.

O ich Unglückseliger! warum gehn mir so spät die Augen auf? Warum erkenne ich erst im Alter jene Güter, die allein den Menschen glücklich machen. So viel Mühe! so viele Gefahren! was haben sie mir verschafft? Sind gleich meine Gewölbe voller Waaren, meine Kisten voll edler Metalle, und meine Schränke voll Schmuck und Kleinodien; so können doch diese Güter mein Gemüth weder erheitern noch befriedigen. Je mehr ich sie aufhäufe, desto mehr Gesellen scheinen sie zu verlangen; Ein Kleinod fordert das andere, Ein Goldstück das andere. — Sie erkennen mich nicht für den Hausherrn; sie rufen mir ungestüm zu: geh und eile, schaffe noch mehr unsresgleichen herbey! Gold erfreut sich nur des Goldes, das Kleinod des Kleinods: So gebieten sie mir schon die ganze Zeit meines Lebens, und erst spät fühle ich, daß mir in allem diesen kein Genuß bereitet ist. Leider jetzt, da die Jahre kommen, fange ich an zu denken und sage zu mir: du

genießest diese Schätze nicht, und niemand wird sie nach dir genießen! Hast du jemals eine geliebte Frau damit geschmückt? hast du eine Tochter damit ausgestattet? hast du einen Sohn in den Stand gesetzt, sich die Neigung eines guten Mädchens zu gewinnen und zu befestigen? Niemals! Von allen deinen Besitzthümern hast du, hat niemand der Deinigen etwas besessen, und was du mühsam zusammengebracht hast, wird nach deinem Tode ein Fremder leichtfertig verprassen.

O wie anders werden heute Abend jene glückliche Eltern ihre Kinder um den Tisch versammeln, ihre Geschicklichkeit preisen, und sie zu guten Thaten aufmuntern! Welche Lust glänzte aus ihren Augen, und welche Hoffnung schien aus dem Gegenwärtigen zu entspringen. Solltest du denn aber selbst gar keine Hoffnung fassen können? Bist du denn schon ein Greis? ist es nicht genug, die Versäumnis einzusehen, jetzt, da noch nicht aller Tage Abend gekommen ist. Nein in deinem Alter ist es noch nicht thöricht, ans Freyen zu denken, mit deinen Gütern wirst du ein braves Weib erwerben und glücklich machen, und siehst du noch Kinder in deinem Hause, so werden dir diese späten Früchte den größten Genuß geben, anstatt daß sie oft denen, die sie zu früh vom Himmel erhalten, zur Last werden und zur Verwirrung gereichen.

Als er durch dieses Selbstgespräch seinen Vorsatz befestigt hatte, rief er zwey Schiffsgesellen zu sich und eröffnete ihnen seine Gedanken. Sie, die gewohnt waren, in allen Fällen willig und bereit zu seyn, fehlten auch dießmal nicht, und eilten, sich in der Stadt nach den jüngsten und schönsten Mädchen zu erkundigen, denn ihr

Matron, da er einmal nach dieser Waare lüſtern ward, ſollte auch die beſte finden und beſitzen.

Er ſelbſt ſeyerte ſo wenig, als ſeine Abgeſandten. Er gieng, fragte, ſah und hörte, und fand bald, was er ſuchte in einem Frauenzimmer, das in dieſem Augenblick das Schönſte der ganzen Stadt genannt zu werden verdiente, ohngefähr ſechszehn Jahr alt, wohlgebildet und gut erzogen, deren Geſtalt und Weſen das Angenehmſte zeigte, und das Beſte verſprach.

Nach einer kurzen Unterhandlung, durch welche der vortheilhafteſte Zuſtand, ſowohl bey Lebzeiten als nach dem Tode des Mannes, der Schönen verſichert war, vollzog man die Heirath mit großer Pracht und Luſt, und von dieſem Tage an fühlte ſich unſer Handelsmann zum erſtenmal im wirklichen Beſitz und Genuß ſeiner Reichthümer. Nun verwandte er mit Freuden die ſchönſten und reichſten Stoffe zur Bekleidung des ſchönen Körpers, die Juwelen glänzten ganz anders an der Bruſt und in den Haaren ſeiner Geliebten, als ehemals im Schmuckkäſtchen, und die Ringe erhielten einen unendlichen Werth von der Hand, die ſie trug.

So fühlte er ſich nicht allein ſo reich, ſondern reicher als bisher, indem ſeine Güter ſich durch Theilnehmung und Anwendung zu vermehren ſchienen. Auf dieſe Weiſe lebte das Paar faſt ein Jahr lang in der größten Zufriedenheit, und er ſchien ſeine Liebe zu einem thätigen und herumſtreifenden Leben gegen das Gefühl häuſlicher Glückſeligkeit gänzlich vertauscht zu haben. Aber eine alte Gewohnheit legt ſich ſo leicht nicht ab, und eine Richtung,

die wir früh genommen, kann wohl einige Zeit abgelenkt, aber nie ganz unterbrochen werden.

So hatte auch unser Handelsmann oft, wenn er andere sich einschiffen oder glücklich in den Hafen zurückkehren sah, wieder die Regungen seiner alten Leidenschaft gefühlt, ja er hatte selbst in seinem Hause, an der Seite seiner Gattin, manchmal Unruhe und Unzufriedenheit empfunden. Dieses Verlangen vermehrte sich mit der Zeit und verwandelte sich zuletzt in eine solche Sehnsucht, daß er sich äußerst unglücklich fühlen mußte, und er zuletzt wirklich krank ward.

Was soll nun aus dir werden? sagte er zu sich selbst, du erfährst nun wie thöricht es ist in späten Jahren eine alte Lebensweise gegen eine neue vertauschen zu wollen. Wie sollen wir das, was wir immer getrieben und gesucht haben, aus unsern Gedanken, ja aus unsern Gliedern wieder heraus bringen, und wie geht es mir nun? der ich bisher wie ein Fisch das Wasser, wie ein Vogel die freye Luft geliebt, da ich mich in einem Gebäude bey allen Schätzen und bey der Blume aller Reichthümer, bey einer schönen jungen Frau eingesperrt habe? Anstatt daß ich dadurch hoffte Zufriedenheit zu gewinnen und meiner Güter zu genießen, so scheint es mir daß ich alles verliere, indem ich nichts weiter erwerbe. Mit Unrecht hält man die Menschen für Thoren, welche in rastloser Thätigkeit Güter auf Güter zu häufen suchen; denn die Thätigkeit ist das Glück, und für den der die Freuden eines ununterbrochnen Bestrebens empfinden kann, ist der erworbene Reichthum ohne Bedeutung. Aus Mangel von Beschäftigung werde ich elend, aus Mangel von Bewegung krank,

und wenn ich keinen andern Entschluß fasse, so bin ich in kurzer Zeit dem Tode nahe.

Freylich ist es ein gewagtes Unternehmen, sich von einer jungen liebenswürdigen Frau zu entfernen. Ist es billig um ein reizendes und reizbares Mädchen zu freyen und sie nach einer kurzen Zeit sich selbst, der langen Weile, ihren Empfindungen und Begierden zu überlassen? Spazieren diese jungen feidnen Herren nicht schon jetzt vor meinen Fenstern auf und ab? Suchen sie nicht schon jetzt, in der Kirche und in Gärten, die Aufmerksamkeit meines Weibchens an sich zu ziehen? und was wird erst geschehen, wenn ich weg bin? Soll ich glauben, daß mein Weib durch ein Wunder gerettet werden könnte? Nein, in ihrem Alter, bey ihrer Konstitution wäre es thörrigt zu hoffen, daß sie sich der Freuden der Liebe enthalten könnte? Entfernst du dich, so wirst du bey deiner Rückkunft die Neigung deines Weibes, und ihre Treue zugleich mit der Ehre deines Hauses verlohren haben.

Diese Betrachtungen und Zweifel, mit denen er sich eine Zeitlang quälte, verschlimmerten den Zustand, in dem er sich befand, außß äußerste. Seine Frau, seine Verwandten und Freunde betrübten sich um ihn, ohne daß sie die Ursache seiner Krankheit hätten entdecken können. Endlich ging er nochmals bey sich zu Rathe und rief nach einiger Ueberlegung auß: Thörrigter Mensch! du läßt es dir so sauer werden, ein Weib zu bewahren, daß du doch bald, wenn dein Uebel fortdauert, sterbend hinter dir und einem andern lassen mußt. Ist es nicht wenigstens klüger und besser, du suchst das Leben zu erhalten, wenn du gleich in Gefahr kommst, an ihr dasjenige zu verlieren, was als



das höchste Gut der Frauen geschätzt wird. Wie mancher Mann kann durch seine Gegenwart den Verlust dieses Schatzes nicht hindern, und vermißt gedultig, was er nicht erhalten kann. Warum solltest du nicht Muth haben, dich eines solchen Gutes zu entschlagen, da von diesem Entschlusse dein Leben abhängt.

Mit diesen Worten ermannte er sich und ließ seine Schiffsgesellen rufen. Er trug ihnen auf nach gewohnter Weise ein Fahrzeug zu befrachten, und alles bereit zu halten, daß sie bey dem ersten günstigen Winde auslaufen könnten. Darauf erklärte er sich gegen seine Frau folgendermaßen:

Laß dich nicht befremden, wenn du in dem Hause eine Bewegung siehst, woraus du schließen kannst, daß ich mich zu einer Abreise anschicke; betrübe dich nicht, wenn ich dir gestehe, daß ich abermals eine Seefahrt zu unternehmen gedenke. Meine Liebe zu dir ist noch immer dieselbe, und sie wird es gewiß in meinem ganzen Leben bleiben. Ich erkenne den Werth des Glücks, das ich bisher an Deiner Seite genoß, und würde ihn noch reiner fühlen, wenn ich mir nicht oft Vorwürfe der Unthätigkeit und Nachlässigkeit im Stillen machen müßte. Meine alte Neigung wacht wieder auf und meine alte Gewohnheit zieht mich wieder an. Erlaube mir, daß ich den Markt von Alexandrien wieder sehe, den ich jetzt mit größerem Eifer besuchen werde, weil ich dort die köstlichsten Stoffe und die edelsten Kostbarkeiten für Dich zu gewinnen denke. Ich lasse Dich im Besiz aller meiner Güter und meines ganzen Vermögens, bediene Dich dessen und vergnüge Dich mit deinen Eltern und Verwandten.

Die Zeit der Abwesenheit geht auch vorüber, und mit vielfacher Freude werden wir uns wieder sehen.

Nicht ohne Thränen machte ihm die liebenswürdige Frau die zärtlichsten Vorwürfe, versicherte: daß sie ohne ihn keine fröhliche Stunde hinbringen werde, und bat ihn nur, da sie ihn weder halten könne noch einschränken wolle, daß er ihrer auch in der Abwesenheit zum Besten gedenken möge.

Nachdem er darauf verschiedenes mit ihr über einige Geschäfte und häusliche Angelegenheiten gesprochen, sagte er nach einer kleinen Pause: ich habe nun noch etwas auf dem Herzen, davon Du mir frey zu reden erlauben mußt, nur bitte ich Dich außß herzlichste nicht, zu mißdeuten was ich sage, sondern auch selbst in dieser Besorgniß meine Liebe zu erkennen.

Ich kann es errathen, versetzte die Schöne darauf, Du bist um meinerwegen besorgt, indem Du nach Art der Männer unser Geschlecht ein für allemal für schwach hältst. Du hast mich bisher jung und froh gekannt, und nun glaubst Du, daß ich in Deiner Abwesenheit leichtfinnig und verführbar seyn werde. Ich schelte diese Sinesart nicht, denn sie ist bey euch Männern gewöhnlich; aber wie ich mein Herz kenne, darf ich Dir versichern, daß nichts so leicht Eindruck auf mich machen, und kein möglicher Eindruck so tief wirken soll, um mich von dem Wege abzuleiten, auf dem ich bisher an der Hand der Liebe und Pflicht hinwandelte. Sey ohne Sorgen, Du sollst deine Frau so zärtlich und treu bey Deiner Rückkunft wieder finden, als Du sie Abends fandest, wenn Du nach einer kleinen Abwesenheit in meine Arme zurückkehrtest.

Diese Besinnungen traue ich Dir zu, versetzte der Gemahl, und bitte Dich darinn zu verharren. Laß uns aber an die äußersten Fälle denken, warum soll man sich nicht auch darauf vorsehen? Du weißt wie sehr deine schöne und reizende Gestalt die Augen unsrer jungen Mitbürger auf sich zieht; sie werden sich in meiner Abwesenheit noch mehr als bisher um Dich bemühen; sie werden sich Dir auf alle Weise zu nähern, ja zu gefallen suchen. Nicht immer wird das Bild Deines Gemahls, wie jetzt seine Gegenwart, sie von deiner Thüre und deinem Herzen verscheuchen. Du bist ein edles und gutes Kind, aber die Forderungen der Natur sind rechtmäßig und gewaltsam; sie stehen mit unserer Vernunft beständig im Streite und tragen gewöhnlich den Sieg davon. Unterbrich mich nicht. Du wirst gewiß in meiner Abwesenheit selbst bey dem pflichtmäßigen Andenken an mich das Verlangen empfinden, wodurch das Weib den Mann anzieht, und von ihm angezogen wird. Ich werde eine Zeitlang der Gegenstand Deiner Wünsche seyn; aber wer weiß was für Umstände zusammentreffen, was für Gelegenheiten sich finden, und ein anderer wird in der Wirklichkeit erndten was die Einbildungskraft mir zugebracht hatte. Werde nicht ungeduldig, ich bitte Dich, höre mich aus.

Sollte der Fall kommen, dessen Möglichkeit Du leugnest, und den ich auch nicht zu beschleunigen wünsche, daß Du ohne die Gesellschaft eines Mannes nicht länger bleiben, die Freuden der Liebe nicht wohl entbehren könntest, so versprich mir nur, an meine Stelle keinen von den leichtsinnigen Knaben zu wählen, die, so artig sie auch aussehen mögen, der Ehre noch mehr als der Tugend einer Frauen gefährlich sind. Mehr durch Eitelkeit als

durch Begierde beherrscht, bemühen sie sich um eine jede, und sie finden nichts natürlicher, als eine der andern aufzuopfern. Fühlst Du dich geneigt, dich nach einem Freunde umzusehen, so forsche nach einem, der diesen Namen verdient, der bescheiden und verschwiegen die Freuden der Liebe noch durch die Wohlthat des Geheimnisses zu erheben weiß.

Hier verbarg die schöne Frau ihren Schmerz nicht länger und die Thränen, die sie bisher zurückgehalten hatte, stürzten reichlich aus ihren Augen. Was Du auch von mir denken magst, rief sie nach einer leidenschaftlichen Umarmung aus, so ist doch nichts entfernter von mir, als das Verbrechen, das Du gewissermaßen für unvermeidlich hältst. Möge, wenn jemals auch nur ein solcher Gedanke in mir entsteht, die Erde sich aufthun, und mich verschlingen, und möge alle Hoffnung der Seeligkeit mir entrispen werden, die uns eine so reizende Fortdauer unsers Daseyns verspricht. Entferne das Mißtrauen aus Deiner Brust, und laß mir die ganz reine Hoffnung, Dich bald wieder in meinen Armen zu sehen.

Nachdem er auf alle Weise seine Gattin zu beruhigen gesucht, schiffte er sich den andern Morgen ein, seine Fahrt war glücklich, und er gelangte bald nach Alexandrien.

Indessen lebte seine Gattin in dem ruhigen Besiz eines grossen Vermögens nach aller Lust und Bequemlichkeit, jedoch eingezogen, und pflegte außer ihren Eltern und Verwandten niemand zu sehen, und indem die Geschäfte ihres Mannes durch getreue Diener fortgeführt wurden, bewohnte sie ein grosses Haus, in dessen prächtigen Zim-

mern sie mit Vergnügen täglich das Angedenken ihres Gemahls erneuerte.

So sehr sie aber auch sich stille hielt und eingezogen lebte, waren doch die jungen Leute der Stadt nicht unthätig geblieben. Sie versäumten nicht, häufig vor ihrem Fenster vorbeizugehen, und suchten des Abends durch Musik und Gesänge ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die schöne Einsame fand Anfangs diese Bemühungen unbequem und lästig, doch gewöhnte sie sich bald daran, und ließ an den langen Abenden, ohne sich zu bekümmern woher sie kämen, die Serenaden als eine angenehme Unterhaltung sich gefallen, und konnte dabei manchen Seufzer, der ihrem Abwesenden galt, nicht zurückhalten.

Anstatt daß ihre unbekanntenen Verehrer, wie sie hoffte, nach und nach müde geworden wären, schienen sich ihre Bemühungen noch zu vermehren und zu einer beständigen Dauer anzulassen. Sie konnte nun die wiederkehrenden Instrumente und Stimmen, die wiederholten Melodien schon unterscheiden, und bald sich die Neugierde nicht mehr versagen, zu wissen, wer die Unbekannten, und besonders wer die Beharrlichen seyn möchten? Sie durfte sich zum Zeitvertreib eine solche Theilnahme wohl erlauben.

Sie fing daher an, von Zeit zu Zeit durch ihre Vorhänge und Halbläden nach der Straße zu sehen, auf die Vorbegehenden zu merken, und besonders die Männer zu unterscheiden, die ihre Fenster am längsten im Auge behielten. Es waren meist schöne wohlgekleidete junge Leute, die aber freylich in Gebärden sowohl als in ihrem ganzen Aeußern eben soviel Leichtsinns als Eitelkeit zeigten.

ließen. Sie schienen mehr durch ihre Aufmerksamkeit auf das Haus der Schönen sich merkwürdig machen, als iener eine Art von Verehrung beweisen zu wollen.

Wahrlich, sagte die Dame manchmal scherzend zu sich selbst, mein Mann hat einen klugen Einfall gehabt! Durch die Bedingung, unter der er mir einen Liebhaber zusetzt, schließt er alle diejenigen aus, die sich um mich bemühen, und die mir allenfalls gefallen könnten. Er weiß wohl, daß Klugheit, Bescheidenheit und Verschwiegenheit Eigenschaften eines ruhigen Alters sind, die zwar unser Verstand schätzt, die aber unsre Einbildungskraft keineswegs aufzuregen, noch unsre Neigung anzureizen im Stande sind. Vor diesen, die mein Haus mit ihren Artigkeiten belagern, bin ich sicher, daß sie kein Vertrauen erwecken, und die, denen ich mein Vertrauen schenken könnte, finde ich nicht im mindesten liebenswürdig.

In der Sicherheit dieser Gedanken erlaubte sie sich immer mehr, dem Vergnügen an der Musik und an der Gestalt der vorbeigehenden Jünglinge nachzuhängen, und ohne daß sie es merkte, wuchs nach und nach ein unruhiges Verlangen in ihrem Busen, dem sie nur zu spät zu widerstreben gedachte. Die Einsamkeit und der Müßiggang, das bequeme, gute und reichliche Leben waren ein Element, in welchem sich eine unregelmäßige Begierde früher, als das gute Kind dachte, entwickeln mußte.

Sie fing nun an, jedoch mit stillen Seufzern, unter den Vorzügen ihres Gemahls auch seine Welt- und Menschenkenntniß, besonders die Kenntniß des weiblichen Herzens, zu bewundern. So war es also doch möglich, was ich

ihm so lebhaft abstritt, sagte sie zu sich selbst, und so war es also doch nöthig, in einem solchen Falle mir Vorsicht und Klugheit anzurathen. Doch was können Vorsicht und Klugheit, da wo der unbarmherzige Zufall nur mit einem unbestimmten Verlangen zu spielen scheint. Wie soll ich den wählen, den ich nicht kenne, und bleibt bey näherer Bekanntschaft noch eine Wahl übrig?

Mit solchen und hundert andern Gedanken vermehrte die schöne Frau das Uebel, das bey ihr schon weit genug um sich gegriffen hatte. Vergebens suchte sie sich zu zerstreuen, jeder angenehme Gegenstand machte ihre Empfindung rege, und ihre Empfindung brachte, auch in der tiefsten Einsamkeit, angenehme Bilder in ihrer Einbildungskraft hervor.

In solchem Zustande befand sie sich, als sie unter andern Stadtneuigkeiten von ihren Verwandten vernahm, es sey ein junger Rechtsgelehrter, der zu Bologna studiert habe, so eben in seine Vaterstadt zurückgekommen. Man mußte nicht genug zu seinem Lobe zu sagen. Bey außerordentlichen Kenntnissen zeigte er eine Klugheit und Gewandtheit die sonst Jünglingen nicht eigen ist, und bey einer sehr reizenden Gestalt die größte Bescheidenheit. Als Procurator hatte er bald das Zutrauen der Bürger und die Achtung der Richter gewonnen. Täglich fand er sich auf dem Rathhause ein, um daselbst seine Geschäfte zu besorgen und zu betreiben.

Die Schöne hörte die Schilderung eines so vollkommenen Mannes nicht ohne Verlangen, ihn näher kennen zu lernen, und nicht ohne stillen Wunsch, in ihm denje-

nigen zu finden, dem sie ihr Herz, selbst nach der Vorschrift ihres Mannes übergeben könnte. Wie aufmerksam ward sie daher, als sie vernahm, daß er täglich vor ihrem Hause vorbeigehe, wie sorgfältig beobachtete sie die Stunde, in der man auf dem Rathhause sich zu versammeln pflegte. Nicht ohne Bewegung sah sie ihn endlich vorbeigehen, und wenn seine schöne Gestalt und seine Jugend für sie nothwendig reizend seyn mußten, so war seine Bescheidenheit von der andern Seite dasjenige was sie in Sorgen versetzte.

Einige Tage hatte sie ihn heimlich beobachtet und konnte nun dem Wunsche nicht länger widerstehen, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie kleidete sich mit Sorgfalt, trat auf den Balkon, und das Herz schlug ihr, als sie ihn die Straße herkommen sah. Allein wie betrübt, ja beschämt war sie, als er wie gewöhnlich mit bedächtigen Schritten, in sich gekehrt und mit niedergeschlagenen Augen, ohne sie auch nur zu bemerken, auf das zierlichste seines Weges vorbeiging.

Bergebens versuchte sie mehrere Tage hintereinander auf eben diese Weise von ihm bemerkt zu werden. Immer ging er seinen gewöhnlichen Schritt, ohne die Augen aufzuschlagen oder da und dorthin zu wenden. Je mehr sie ihn aber ansah, destomehr schien er ihr derjenige zu seyn, dessen sie so sehr bedurfte. Ihre Neigung ward täglich lebhafter, und, da sie ihr nicht widerstand, endlich ganz und gar gewaltsam. Wie! sagte sie zu sich selbst, nachdem dein edler verständiger Mann den Zustand vorausgesehen, in dem du dich in seiner Abwesenheit befindest würdest, da seine Weissagung eintrifft, daß du ohne Freund



und Günstling nicht leben kannst, sollst du dich nun verzehren und abhärmen, zu der Zeit, da dir das Glück einen Jüngling zeigt, völlig nach deinem Sinne, nach dem Sinne deines Gatten, einen Jüngling, mit dem du die Freuden der Liebe in einem undurchdringlichen Geheimniß genießen kannst. Thöricht, wer die Gelegenheit veräußt, thöricht, wer der gewaltsamen Liebe widerstehen will!

Mit solchen und vielen andern Gedanken suchte sich die schöne Frau in ihrem Vorsatze zu stärken, und nur kurze Zeit ward sie noch von Ungewißheit hin und her getrieben. Endlich aber wie es begegnet, daß eine Leidenschaft, welcher wir lange widerstehen, uns endlich auf einmal dahin reißt, und unser Gemüth dergestalt erhöht, daß wir auf Besorgniß und Furcht, Zurückhaltung und Schaam, Verhältnisse und Pflichten mit Verachtung als auf kleinliche Hindernisse zurücksehen; so faßte sie auf einmal den raschen Entschluß, ein junges Mädchen, das ihr diene, zu dem geliebten Manne zu schicken, und es koste nun was es wolle, zu seinem Besitze zu gelangen.

Das Mädchen eilte und fand ihn, als er eben mit vielen Freunden zu Tische saß, und richtete ihren Gruß, den ihre Frau sie gelehrt hatte, pünktlich aus. Der junge Procurator wunderte sich nicht über diese Botschaft; er hatte den Handelsmann in seiner Jugend gekannt, er wußte, daß er gegenwärtig abwesend war, und ob er gleich von seiner Heirath nur von weitem gehört hatte, vermuthete er doch, daß die zurückgelassene Frau, in der Abwesenheit ihres Mannes, wahrscheinlich in einer wichtigen Sache seines rechtlichen Bestandes bedürfe. Er antwortete deswegen dem Mädchen auf das Verbindlichste

und versicherte, daß er, sobald man von der Tafel aufgestanden, nicht säumen würde, ihrer Gebieterin aufzuwarten. Mit unaussprechlicher Freude vernahm die schöne Frau, daß sie den Geliebten nun bald sehen und sprechen sollte. Sie eilte sich aufs beste anzuziehen und ließ geschwind ihr Haus und ihre Zimmer auf das reinlichste ausputzen. Orangenblätter und Blumen wurden gestreut, der Sopha mit den köstlichsten Teppigen bedeckt. So ging die kurze Zeit, die er ausblieb, beschäftigt hin, die ihr sonst unerträglich lang geworden wäre.

Mit welcher Bewegung ging sie ihm entgegen, als er endlich ankam, mit welcher Verwirrung hieß sie ihn, indem sie sich auf das Ruhebett niederließ, auf ein Tabouret setzen, das zunächst dabey stand. Sie verstummte in seiner so erwünschten Nähe, sie hatte nicht bedacht, was sie ihm sagen wollte, auch er war still und saß bescheiden vor ihr. Endlich ermannte sie sich und sagte nicht ohne Sorge und Beklommenheit:

Sie sind noch nicht lange in Ihrer Vaterstadt wieder angekommen, mein Herr, und schon sind Sie allenthalben für einen talentreichen und zuverlässigen Mann bekannt. Auch ich setze mein Vertrauen auf Sie in einer wichtigen und sonderbaren Angelegenheit, die, wenn ich es recht bedenke, eher für den Beichtvater als für den Sachwalter gehört. Seit einem Jahre bin ich an einen würdigen und reichen Mann verheirathet, der so lange wir zusammen lebten, die größte Aufmerksamkeit für mich hatte, und über den ich mich nicht beklagen würde, wenn nicht ein unruhiges Verlangen zu reisen und zu handeln ihn seit einiger Zeit aus meinen Armen gerissen hätte.

Als ein verständiger und gerechter Mann fühlte er wohl das Unrecht, das er mir durch seine Entfernung anthat; er begrif, daß ein junges Weib nicht wie Juwelen und Perlen verwahrt werden könne. Er wußte, daß sie vielmehr einem Garten voll schöner Früchte gleicht, die für jedermann, so wie für den Herrn verloren wären, wenn er eigensinnig die Thüre auf einige Jahre verschließen wollte. Er sprach mir daher vor seiner Abreise sehr ernstlich zu, er versicherte mich, daß ich ohne Freund nicht würde leben können, er gab mir dazu nicht allein die Erlaubniß, sondern er drang in mich und nöthigte mir gleichsam das Versprechen ab, daß ich der Neigung, die sich in meinem Herzen finden würde, frey und ohne Anstand folgen wollte.

Sie hielt einen Auaenblick inne, aber bald gab ihr ein vielversprechender Blick des jungen Mannes Muth genug in ihrem Bekenntniß fortzufahren.

Eine einzige Bedingung fügte mein Gemahl zu seiner übrigens so nachsichtigen Erlaubniß. Er empfahl mir die äußerste Vorsicht und verlangte ausdrücklich, daß ich mir einen gefesten, zuverlässigen, klugen und verschwiegenen Freund wählen sollte. Ersparen Sie mir das übrige zu sagen, mein Herr, ersparen Sie mir die Verwirrung, mit der ich Ihnen bekennen würde, wie sehr ich für Sie eingenommen bin und errathen Sie aus diesem Zutrauen meine Hoffnungen und meine Wünsche.

Nach einer kurzen Pause versetzte der junge liebenswürdige Mann mit gutem Bedachte: wie sehr bin ich Ihnen für das Vertrauen verbunden, durch welches Sie

mich in einem so hohen Grade ehren und glücklich machen. Ich wünsche nur lebhaft, Sie zu überzeugen, daß Sie sich an keinen Unwürdigen gewendet haben. Lassen Sie mich Ihnen zuerst als Rechtsgelehrter antworten, und als ein solcher gesteh ich Ihnen, daß ich Ihren Gemahl bewundere, der sein Unrecht so deutlich gefühlt und eingesehen hat: denn es ist gewiß, daß ein solcher, der ein junges Weib zurück läßt um ferne Weltgegenden zu besuchen, als ein solcher anzusehen ist, der irgend ein anderes Besizthum völlig derelinquirt und durch die deutlichste Handlung auf alles Recht daran Verzicht thut. Wie es nun dem ersten besten erlaubt ist eine solche völlig ins Freye gefallene Sache wieder zu ergreifen; so find ich um so mehr natürlich und billig, daß eine junge Frau, die sich in diesem Zustande befindet, ihre Neigung abermals verschenke, und sich einem Freunde, der ihr angenehm und zuverlässig scheint, ohne Bedenken überlasse.

Tritt nun aber gar, wie hier, der Fall ein, daß der Ehemann selbst, seines Unrechtes sich bewußt, mit ausdrücklichen Worten seiner hinterlassenen Frau dasjenige erlaubt, was er ihr nicht verbieten kann; so bleibt gar kein Zweifel übrig, um so mehr, da demjenigen kein Unrecht geschieht, der es willig zu ertragen erklärt hat.

Wenn Sie mich nun, fuhr der junge Mann mit ganz andern Blicken und dem lebhaftesten Ausdrücke fort, indem er die schöne Freundin bey der Hand nahm, wenn Sie mich zu Ihrem Diener erwählen, so machen Sie mich mit einer Glückseligkeit bekannt, von der ich bisher keinen Begriff hatte. Seyn Sie versichert, rief er aus,

indem er die Hand küßte, daß Sie keinen ergebenern, zärtlichern, treuern und verschwiegenern Diener hätten finden können.

Wie beruhigt fühlte sich nach dieser Erklärung die schöne Frau. Sie scheute sich nicht ihm ihre Zärtlichkeit auf's lebhafteste zu zeigen; sie drückte seine Hände, drängte sich näher an ihn und legte ihr Haupt auf seine Schultern. Nicht lange blieben sie in dieser Lage, als er sich auf eine sanfte Weise von ihr zu entfernen suchte, und nicht ohne Betrübniß zu reden begann: Kann sich wohl ein Mensch in einem seltsamern Verhältnisse befinden? ich bin gezwungen mich von Ihnen zu entfernen und mir die größte Gewalt anzuthun, in einem Augenblicke, da ich mich den süßesten Gefühlen überlassen sollte. Ich darf mir das Glück, das mich in Ihren Armen erwartet, gegenwärtig nicht zueignen. Ach! wenn nur der Aufschub mich nicht um meine schönsten Hoffnungen betrügt.

Die Schöne fragte ängstlich nach der Ursache dieser sonderbaren Aeußerung.

Eben als ich in Bologna, versetzte er, am Ende meiner Studien war und mich auf's äußerste angriff, mich zu meiner künftigen Bestimmung geschickt zu machen, verfiel ich in eine schwere Krankheit, die, wo nicht mein Leben zu zerstöhren, doch meine körperlichen und Geisteskräfte zu zerrütten drohte. In der größten Noth und unter den heftigsten Schmerzen that ich der Mutter Gottes ein Gelübde, daß ich, wenn sie mich genesen ließe, ein Jahr lang in strengem Fasten zubringen und mich alles Genusses, von welcher Art er auch sey, enthalten

wolle. Schon zehn Monate habe ich mein Gelübde auf das treulichste erfüllt und sie sind mir in Betrachtung der großen Wohlthat die ich erhalten, keinesweges lang geworden, da es mir nicht beschwerlich ward, manches gewohnte und bekannte Gute zu entbehren. Aber zu welcher Ewigkeit werden mir nun zwey Monate, die noch übrig sind, da mir erst nach Verlauf derselben ein Glück zu Theil werden kann, welches alle Begriffe übersteigt. Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden und entziehen Sie mir Ihre Gunst nicht, die Sie mir so freywillig zugesacht haben.

Die Schöne, mit dieser Erklärung nicht sonderlich zufrieden, sagte doch wieder bessern Muth, als der Freund nach einigem Nachdenken zu reden fortfuhr: Ich wage zwar kaum Ihnen einen Vorschlag zu thun und das Mittel anzuzeigen, wodurch ich früher von meinem Gelübde entbunden werden kann. Wenn ich jemand fände, der so streng und sicher wie ich das Gelübde zu halten übernehme, und die Hälfte der noch übrigen Zeit mit mir theilte; so würde ich um so geschwinder frey seyn, und nichts würde sich unsern Wünschen entgegenstellen. Sollten Sie nicht, meine süße Freundin, um unser Glück zu beschleunigen, willig seyn einen Theil des Hindernisses, das uns entgegensteht, hinweg zu räumen. Nur der zuverlässigsten Person kann ich einen Antheil an meinem Gelübde übertragen; es ist streng, denn ich darf des Tages nur zweymal Brod und Wasser genießen, darf des Nachts nur wenige Stunden auf einem harten Lager zubringen und muß ohnerachtet meiner vielen Geschäfte eine große Anzahl Gebete verrichten. Kann ich, wie es mir heute geschehen ist, nicht vermeiden, bey einem Gastmal

zu erscheinen; so darf ich deswegen doch nicht meine Pflicht hintansetzen, vielmehr muß ich den Reizungen aller Leckerbissen, die vor mir vorbeigehen, zu widerstehen suchen. Können Sie sich entschließen einen Monat lang gleichfalls alle diese Befehle zu befolgen; so werden Sie alsdann sich selbst in dem Besitz eines Freundes desto mehr erfreuen, als Sie ihn durch ein so lobenswürdiges Unternehmen gewissermaßen selbst erworben haben.

Die schöne Dame vernahm ungern die Hindernisse, die sich ihrer Neigung entgegen setzten, doch war ihre Liebe zu dem jungen Manne durch seine Gegenwart dergestalt vermehrt worden, daß ihr keine Prüfung zu streng schien, wenn ihr nur dadurch der Besitz eines so werthen Guts versichert werden konnte. Sie sagte ihm daher mit den gefälligsten Ausdrücken: mein süßer Freund! das Wunder wodurch Sie Ihre Gesundheit wieder erlangt haben, ist mir selbst so werth und verehrungswürdig, daß ich es mir zur Freude und Pflicht mache, an dem Gelübde Theil zu nehmen, das Sie dagegen zu erfüllen schuldig sind. Ich freue mich, Ihnen einen so sichern Beweis meiner Neigung zu geben; ich will mich auf das genaueste nach Ihrer Vorschrift richten, und ehe Sie mich lossprechen, soll mich nichts von dem Wege entfernen, auf den Sie mich einleiten.

Nachdem der junge Mann mit ihr aufs genaueste diejenigen Bedingungen abgeredet, unter welchen sie ihm die Hälfte seines Gelübdes ersparen konnte, entfernte er sich mit der Versicherung, daß er sie bald wieder besuchen und nach der glücklichen Beharrlichkeit in ihrem Vorsatze fragen würde, und so mußte sie ihn gehen lassen, als er ohne

Händedruck, ohne Ruß, mit einem kaum bedeutenden Blicke von ihr schied. Ein Glück für sie war die Beschäftigung, die ihr der seltsame Vorsatz gab, denn sie hatte manches zu thun, um ihre Lebensart völlig zu verändern. Zuerst wurden die schönen Blätter und Blumen hinausgekehrt, die sie zu seinem Empfang hatte streuen lassen, dann kam an die Stelle des wohlgepolsterten Ruhebettes ein hartes Lager, auf das sie sich, zum erstenmal in ihrem Leben nur von Wasser und Brod kaum gesättigt, des Abends niederlegte. Des andern Tages war sie beschäftigt Hemden zuzuschneiden und zu nähen, deren sie eine bestimmte Zahl für ein Armen- und Krankenhaus fertig zu machen versprochen hatte. Bey dieser neuen und unbequemen Beschäftigung, unterhielt sie ihre Einbildungskraft immer mit dem Bilde ihres süßen Freundes und mit der Hoffnung künftiger Glückseligkeit, und bey eben diesen Vorstellungen schien ihre schmale Kost ihr eine herzstärkende Nahrung zu gewähren.

So vergieng eine Woche, und schon am Ende derselben fingen die Rosen ihrer Wangen an einigermaßen zu verbleichen. Kleider, die ihr sonst wohl paßten, waren zu weit und ihre sonst so raschen und muntern Glieder matt und schwach geworden: als der Freund wieder erschien und ihr durch seinen Besuch neue Stärke und Leben gab. Er ermahnte sie in ihrem Vorsatze zu beharren, munterte sie durch sein Beispiel auf, und ließ von weitem die Hoffnung eines ungestörten Genusses durchblicken. Nur kurze Zeit hielt er sich auf, und versprach bald wieder zu kommen.

Die wohlthätige Arbeit ging aufs neue munterer fort,



und von der strengen Diät ließ man keineswegs nach. Aber auch leider! hätte sie durch eine grosse Krankheit nicht mehr erschöpft werden können. Ihr Freund, der sie am Ende der Woche abermals besuchte, sah sie mit dem größten Mitleiden an, und stärkte sie durch den Gedanken, daß die Hälfte der Prüfung nun schon vorüber sey.

Nun ward ihr das ungewohnte Fasten, Beten und Arbeiten mit jedem Tage lästiger, und die übertriebene Enthaltbarkeit schien den gesunden Zustand eines an Ruhe und reichliche Nahrung gewöhnten Körpers gänzlich zu zerrütten. Die Schöne konnte sich zuletzt nicht mehr auf den Füßen halten, und war genöthigt, ohnerachtet der warmen Jahreszeit, sich in doppelte und dreifache Kleider zu hüllen, um die beynah völlig verschwindende innerliche Wärme einigermaßen zusammen zu halten. Ja sie war nicht länger im Stande aufrecht zu bleiben, und sogar genöthigt in der letzten Zeit das Bette zu hüten.

Welche Betrachtungen mußte sie da über ihren Zustand machen? wie oft ging diese seltsame Begebenheit vor ihrer Seele vorbey, und wie schmerzlich fiel es ihr, als zehn Tage vergiengen, ohne daß der Freund erschienen wäre, der sie diese äußersten Aufopferungen kostete. Dagegen aber bereitete sich in diesen trüben Stunden ihre völlige Genesung vor, ja sie ward entschieden. Denn als bald darauf ihr Freund erschien und sich an ihr Bette auf eben dasselbe Tabourett setzte, auf dem er ihre erste Erklärung vernommen hatte, und ihr freundlich, ja gewissermaßen zärtlich zusprach, die kurze Zeit nach standhaft auszudauern, unterbrach sie ihn mit Lächeln und sagte:

Die Hören. 1795. 4tes St.

5

es bedarf weiter keines Zuredens, mein werther Freund, und ich werde mein Gelübde diese wenigen Tage mit Geduld und mit der Ueberzeugung ausdauern, daß Sie es mir zu meinem Besten auferlegt haben. Ich bin jetzt zu schwach, als daß ich Ihnen meinen Dank ausdrücken könnte, wie ich ihn empfinde. Sie haben mich mir selbst erhalten; Sie haben mich mir selbst aegeben, und ich erkenne, daß ich mein ganzes Daseyn von nun an Ihnen schuldig bin.

Wahrlich mein Mann war verständig und klug, und kannte das Herz einer Frau; er war billig genug, sie über eine Neigung nicht zu schelten, die durch seine Schuld in ihrem Busen entstehen konnte, ja er war großmüthig genug, seine Rechte der Forderung der Natur hintan zu setzen. Aber Sie mein Herr, Sie sind vernünftig und gut; Sie haben mich fühlen lassen, daß außer der Neigung noch etwas in uns ist, das ihr das Gleichgewicht halten kann, daß wir fähig sind, jedem gewohnten Gut zu entsagen und selbst unsre heißesten Wünsche von uns zu entfernen. Sie haben mich in diese Schule durch Irthum und Hoffnung geführt, aber beide sind nicht mehr nöthig, wenn wir uns erst mit dem guten und mächtigen Ich bekannt gemacht haben, das so still und ruhig in uns wohnt, und so lange bis es die Herrschaft im Hause erhält, wenigstens durch zarte Erinnerungen seine Gegenwart unaufhörlich merken läßt. Leben Sie wohl. Ihre Freundin wird Sie künftig mit Vergnügen sehen; wirken Sie auf Ihre Mitbürger wie auf mich; entwickeln Sie nicht allein die Verwirrungen, die nur zu leicht über Besizthümer entstehen, sondern zeigen Sie ihnen auch durch sanfte Anleitung und durch Beispiel, daß in jedem Menschen die

**Kraft der Tugend im Verborgenen leimt; die allgemeine Achtung wird Ihr Lohn seyn, und Sie werden mehr als der erste Staatsmann und der größte Held den Namen Vater des Vaterlands verdienen.**

**Die Fortsetzung folgt**

## IV

## Merkwürdige

Belagerung von Antwerpen  
in den Jahren 1584 und 1585.

Es ist ein anziehendes Schauspiel, den menschlichen Erfindungsgeist mit einem mächtigen Element im Kampf zu erblicken, und Schwierigkeiten, welche gemeinen Fähigkeiten unübersteiglich sind, durch Klugheit, Entschlossenheit und einen standhaften Willen besiegt zu sehen. Weniger anziehend aber desto belehrender ist das Schauspiel des Gegentheils, wo der Mangel jener Eigenschaften alle Anstrengungen des Genies vereitelt, alle Gunst der Zufälle fruchtlos macht, und weil er ihn nicht zu benutzen weiß, einen schon entschiednen Erfolg vernichtet. Beispiele von beidem liefert uns die berühmte Blokade der Stadt Antwerpen durch die Spanier beim Ablauf des sechszehnten Jahrhunderts, welche dieser blühenden Handelsstadt ihren Wohlstand unwiederbringlich raubte, dem Feldherrn hingegen, der sie unternahm und ausführte, einen unsterblichen Namen erwarb.

Zwölf Jahre schon dauerte der Krieg, durch welchen die nördlichen Provinzen Belgiens anfangs bloß ihre Glaubensfreiheit und ständischen Privilegien gegen die Eingriffe

des spanischen Statthalters, zuletzt aber die Unabhängigkeit ihres Staats von der spanischen Krone zu behaupten strebten. Schwach an Anzahl, an Hilfsmitteln noch ärmer und unkriegertich von Natur, aber durch ein gemeinschaftliches Interesse begeistert, durch gehäuften Mishandlungen zur Verzweiflung gebracht und furchtbar in dieser Verzweiflung hatten sie so viele Jahre lang den Ausschlag eines Kampfs hingehalten, den die überlegene Macht ihres Feindes keinen Augenblick zweifelhaft zu lassen schien. Nie völlig Sieger, aber auch nie ganz besiegt, ermüdeten sie die spanische Tapferkeit durch langwierige Kriegsoperationen auf einem ungünstigen Boden, und erschöpften den Herrn beider Indien, indem sie selbst Bettler hießen und es zum Theil wirklich waren. Zwar hatte sich der Gentische Bund wieder aufgelöst, der die sämtlichen, sowohl katholischen als protestantischen Niederlande in einen gemeinschaftlichen, und, wenn er hätte Bestand haben können, unüberwindlichen Körper verband; aber anstatt dieser unsichern und unnatürlichen Verbindung waren die nördlichen Provinzen im Jahr 1579 in eine desto engere Union zu Utrecht getreten, von der sich eine längere Dauer erwarten ließ, da sie durch ein gleiches Staats- und Religions-Interesse geknüpft und zusammen gehalten wurde. Was die neue Republik durch diese Trennung von den katholischen Provinzen an Umfang verloren, das hatte sie an Innigkeit der Verbindung, an Einheit der Unternehmungen, an Energie der Ausführung gewonnen, und ein Glück war es für sie, bey Zeiten zu verlieren, was mit Aufwendung aller Kräfte doch niemals hätte behauptet werden können.

Der größte Theil der Wallonischen Provinzen war bald

freywillig bald durch die Waffen bezwungen im Jahr 1584, unter die Herrschaft der Spanier zurückgekehrt; nur in den nördlichen Gegenden hatten sie noch immer nicht festen Fuß fassen können. Selbst ein beträchtlicher Theil von Brabant und Flandern widerstand noch härtnäckig den Waffen des Herzogs, Alexander von Parma, der die innere Regierung der Provinzen und das Oberkommando der Armee mit eben soviel Kraft als Klugheit verwaltete, und durch eine Reihe von Siegen den spanischen Namen aufs neue in Ansehen gebracht hatte. Die eigenthümliche Organisation des Landes, welche den Zusammenhang der Städte untereinander und mit der See durch sovieler Flüsse und Kanäle begünstigt, erschwerte jede Eroberung, und der Besitz eines Platzes konnte nur durch den Besitz eines andern errungen werden. Solange diese Communication nicht gehemmt war, konnten Holland und Seeland mit leichter Mühe ihre Bundesverwandten schützen, und zu Wasser sowohl als zu Lande mit allen Bedürfnissen reichlich versorgen, daß alle Tapferkeit nichts half, und die Truppen des Königs durch langwierige Belagerungen vergeblich aufgerieben wurden.

Unter allen Städten Brabants war Antwerpen die wichtigste, sowohl durch ihren Reichthum, ihre Volksmenge und ihre Macht, als durch ihre Lage an dem Ausfluß der Schelde. Diese große und menschenreiche Stadt, die in diesem Zeitraum über achtzigtausend Einwohner zählte, war eine der thätigsten Theilnehmerinnen an dem niederländischen Staatenbund, und hatte sich im Laufe dieses Kriegs durch einen unbändigen Freyheitsfinn vor allen Städten Belgiens ausgezeichnet. Da sie alle drey christliche Kirchen in ihrem Schoosse hegte, und dieser

uneingeschränkten Religions-, Freiheit einen großen Theil ihres Wohlstands verdankte, so hatte sie auch bey weitem am meisten von der spanischen Herrschaft zu befürchten, welche die Religionsfreiheit aufzuheben und durch die Schrecken des Inquisitionsgerichts alle protestantischen Kaufleute von ihren Märkten zu verscheuchen drohte. Die Brutalität spanischer Besatzungen kannte sie überdieß schon aus einer schrecklichen Erfahrung, und es war leicht vorherzusehen, daß sie sich dieses unerträglichen Joches, wenn sie es einmal sich hatte auflegen lassen, im ganzen Laufe des Kriegs nicht mehr entledigen würde.

So große Ursachen aber die Stadt Antwerpen hatte, die Spanier aus ihren Mauern entfernt zu halten, so wichtige Gründe hatte der spanische Feldherr, sich derselben, um welchen Preis es auch sey, zu bemächtigen. An dem Besiz dieser Stadt hieng gewissermaßen der Besiz des ganzen Brabantischen Landes, welches sich größtentheils durch diesen Kanal mit Getraide aus Seeland versorgte, und durch Einnahme derselben versicherte man sich zugleich die Herrschaft der Schelde. Dem Brabantischen Bunde, der in dieser Stadt seine Versammlungen hielt, wurde mit derselben seine wichtigste Stütze entzogen, der gefährliche Einfluß ihres Beyspieles, ihrer Rathschläge, ihres Geldes auf die ganze Parthey gehemmt, und in den Schätzen ihrer Bewohner den Kriegsbedürfnissen des Königs eine reiche Hilfsquelle aufgethan. Der Fall derselben mußte früher oder später den Fall des ganzen Brabants nach sich ziehen, und das Uebergewicht der Macht in diesen Gegenden entscheidend auf die Seite des Königs neigen. Durch die Stärke dieser Gründe bewogen zog der Herzog von Parma im Julius 1584 seine Macht zusammen, und

rückte von Dornick wo er stand, in ihre Nachbarschaft heran, in der Absicht sie zu belagern. \*

Aber sowohl die Lage als die Bevestigung dieser Stadt schienen jedem Angriffe Troß zu bieten. Von der Brabantischen Seite mit unersteiglichen Werken und wasserreichen Gräben umschloßen, von der Flandrischen durch den breiten und reißenden Strom der Schelde gedeckt, konnte sie mit stürmender Hand nicht bezwungen werden; und eine Stadt von diesem Umfange einzuschließen schien eine dreymal größere Landmacht als der Herzog besammten hatte, und noch überdieß eine Flotte zu erfodern, die ihm gänzlich fehlte. Nicht genug daß ihr der Strom, von Gent aus, alle Bedürfnisse im Ueberfluß zuführte, so öffnete ihr der nehmliche Strom noch einen leichten Zusammenhang mit dem angrenzenden Seeland. Denn da sich die Fluth der Nordsee bis weit hinein in die Schelde erstreckt, und den Lauf derselben periodisch umkehrt, so genießt Antwerpen den ganz eigenthümlichen Vortheil, daß ihr der nehmliche Fluß zu verschiednen Zeiten in zwey entgegengesetzten Richtungen zuströmt. Dazu kam, daß die umliegenden Städte Brüssel, Mecheln, Gent, Dendermonde, und andre dazumal noch alle in den Händen des Bundes waren, und auch von der Landseite die Zufuhr erleichtern konnten. Es bedurfte also zwey verschiedener Heere an beyden Ufern des Stroms, um die Stadt zu Lande zu blokieren, und ihr den Zusammenhang mit Flandern und Brabant abzuschneiden; es bedurfte zugleich einer hinlänglichen Anzahl von Schiffen, um die Schelde

\* Thuan. Hist. Tom. II. 527. Grot. Hist. de rebus Belgicis



sperrten, und alle Versuche, die von Seeland aus zum Entsatz derselben unfehlbar gemacht werden würden, vereiteln zu können. Aber die Armee des Herzogs war durch den Krieg, den er noch in andern Distrikten zu führen hatte, und durch die vielen Besatzungen, die er in den Städten und Bestungen hatte zurück lassen müssen, bis auf zehntausend Mann Fußvolk und siebenzehnhundert Pferde geschmolzen, eine viel zu geringe Macht, um zu einer Unternehmung von diesem Umfange hinzureichen. Noch dazu fehlte es diesen Truppen an dem Nothwendigsten, und das Ausbleiben des Soldes hatte sie längst schon zu einem geheimen Murren gereizt, welches stündlich in eine offenbare Meuterey auszubrechen drohte. Wenn man sich endlich, trotz aller dieser Hindernisse, an die Belagerung wagte, so hatte man alles von den feindlichen Bestungen zu befürchten, die man im Rücken ließ, und denen es ein leichtes seyn mußte, durch lebhafte Ausfälle eine so sehr vertheilte Armee zu beunruhigen, und durch Abschneidung der Zufuhr in Mangel zu versetzen. \*

Alle diese Gründe machte der Kriegsrath geltend, dem der Herzog von Parma sein Vorhaben jetzt eröffnete. So groß auch das Vertrauen war, das man in sich selbst und in die erprobte Fähigkeit eines solchen Heerführers setzte, so machten doch die erfahrensten Generale kein Geheimniß daraus, wie sehr sie an einem glücklichen Ausschlag verzweifelten. Nur zwey ausgenommen, welche die Kühnheit ihres Muths über jede Bedenklichkeit hinwegsetzte, Capizucchi und Mondragon, widerriethen alle ein so mißliches Wagemüß, wobey man Gefahr lief, die Frucht aller vo-

\* Strada de Bello Belgico. Dec. II. Lib. VI.

rigen Siege und allen erworbenen Kriegsrühm zu verscherzen.

Aber Einwürfe, welche er sich selbst schon gemacht und auch schon beantwortet hatte, konnten den Herzog von Parma in seinem Vorsatz nicht wankend machen. Nicht aus Unwissenheit der damit verknüpften Gefahren, noch aus leichtsinniger Ueberschätzung seiner Kräfte hatte er den kühnen Anschlag gefaßt. Jener genialische Instinkt, der den großen Menschen auf Bahnen, die der kleine entweder nicht betritt, oder nicht endigt, mit glücklicher Sicherheit leitet, erhob ihn über alle Zweifel, die eine kalte aber eingeschränkte Klugheit ihm entgegen stellte, und ohne seine Generale überzeugen zu können, erkannte er die Wahrheit seiner Berechnung in einem dunkeln, aber darum nicht weniger sichern Gefühl. Eine Kette glücklicher Erfolge hatte seine Zuversicht erhoben, und der Blick auf seine Armee, die an Mannszucht, Uebung und Tapferkeit in dem damaligen Europa nicht ihres gleichen hatte, und von einer Auswahl der trefflichsten Offiziere kommandirt wurde, erlaubte ihm keinen Augenblick, der Furcht Raum zu geben. Denen, welche ihm die geringe Anzahl seiner Truppen entgegen setzten, gab er zur Antwort, daß an einer noch so langen Pike doch nur die Spitze tödte, und daß es bei militairischen Unternehmungen mehr auf die Kraft ankomme, welche bewege, als auf die Masse, welche zu bewegen sey. Er kannte zwar den Misgmuth seiner Truppen, aber er kannte auch ihren Gehorsam; und dann hoffte er ihren Privatbeschwerden am besten dadurch zu begegnen, daß er sie durch eine wichtige Unternehmung beschäftigte, durch den Glanz derselben ihre Ruhmbegierde, und durch den hohen Preis, den die Eroberung

einer so begüterten Stadt versprach, ihre Habsucht erregte. \*

In dem Plane, den er nun zu der Belagerung entwarf, suchte er allen jenen mannichfaltigen Hindernissen mit Nachdruck zu begegnen. Die einzige Macht, durch welche man hoffen konnte, die Stadt zu bezwingen, war der Hunger; und diesen furchtbaren Feind gegen sie aufzuregen, mußten alle Zugänge zu Wasser und zu Lande verschlossen werden. Um ihr fürs erste jeden Zufluß von Seeland aus, wenn auch nicht ganz abzuschneiden, doch zu erschweren, wollte man sich aller der Basteyen bemächtigen, welche die Antwerper an beyden Ufern der Schelde zur Beschützung der Schifffahrt angelegt hatten, und wo es anging, neue Schanzen aufwerfen, von denen aus die ganze Länge des Stroms beherrscht werden könnte. Damit aber die Stadt nicht unterdessen von dem innern Lande die Bedürfnisse ziehen möchte, die man ihr von der See-Seite abzuschneiden suchte, so sollten alle umliegenden Städte Brabants und Flanderns in den Plan der Belagerung mit verwickelt, und der Fall Antwerpens auf den Fall aller dieser Plätze gegründet werden. Ein kühner, und, wenn man die eingeschränkte Macht des Herzogs bedenkt, beynahe ausschweifender Entwurf, den aber das Genie seines Urhebers rechtfertigte, und das Glück mit einem glänzenden Ausgang krönte. \*\*

Weil aber Zeit erfordert wurde, einen Plan von diesem Umfang in Erfüllung zu bringen, so begnügte man sich

\* Strad. loc. cit. 553.

\*\* Strad. Dec. II. Lib. VI.

einstweilen, an den Kanälen und Flüssen, welche Antwerpen mit Dendermonde, Gent, Mecheln, Brüssel und andern Plätzen in Verbindung setzen, zahlreiche Basteyen anzulegen, und dadurch die Zufuhr zu erschweren. Zugleich wurden in der Nähe dieser Städte, und gleichsam an den Thoren derselben spanische Besatzungen einquartirt, welche das platte Land verwüsteten, und durch ihre Streifereyen die Gegenden umher unsicher machten. So lagen um Gent allein gegen drentausend Mann herum, und nach Verhältniß um die übrigen. Auf diese Art und vermittelt der geheimen Verständnisse, die er mit den Katholischgesinnten Einwohnern derselben unterhielt, hoffte der Herzog, ohne sich selbst zu schwächen, diese Städte nach und nach zu erschöpfen, und durch die Drangsale eines kleinen, aber unaufhörlichen Kriegs, auch ohne eine förmliche Belagerung, endlich zur Uebergabe zu bringen. \*

Unterdessen wurde die Hauptmacht gegen Antwerpen selbst gerichtet, welches der Herzog nunmehr mit seinen Truppen gänzlich umzingeln ließ. Er selbst nahm seine Stellung zu Bevern in Flandern, wenige Meilen von Antwerpen, wo er ein verschanztes Lager bezog. Das Flandrische Ufer der Schelde wurde dem Markgrafen von Rysburg, General der Reiteren, das Brabantische dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld übergeben, zu welchem noch ein anderer spanischer Anführer, Mondragon, stieß. Die beyden letztern passirten die Schelde glücklich auf Pontons, ohne daß das Antwerpische Admiralschiff, welches ihnen entgegen geschickt wurde, es verhindern konnte, kamen hinter Antwerpen herum, und

\* Neteren Nederland. Historien XII. Buch. 467. folg.

nahmen bey Stadtk im Lande Bergen ihren Posten. Einzelne detaschierte Corps vertheilten sich längs der ganzen Brabantischen Seite, um theils die Dämme zu besetzen, theils die Pässe zu Lande zu versperren.

Einige Meilen unterhalb Antwerpen wird die Schelde durch zwey starke Forts vertheidigt, wovon das eine zu Lieffenshoef, auf der Insel Doel in Flandern, das andre zu Lillo gerade gegenüber auf dem Brabantischen Ufer liegt. Das letzte hatte Mondragon selbst ehemals auf Befehl des Herzogs von Alba erbauen müssen, als dieser noch in Antwerpen den Meister spielte, und eben darum wurde ihm jetzt auch der Angriff desselben von dem Herzog von Parma anvertraut. Von dem Besitz dieser beiden Forts schien der ganze Erfolg der Belagerung abzuhängen, weil alle Schiffe, die von Seeland nach Antwerpen segeln, unter den Kanonen derselben vorbeiziehen müssen. Beyde Forts hatten die Antwerper auch kurz vorher befestigt, und mit dem erstern waren sie noch nicht ganz zu Stande, als der Markgraf von Rysburg es angriff. Die Geschwindigkeit, mit der man zu Werke gieng, überraschte die Feinde, ehe sie zur Gegenwehr hinlänglich bereit waren, und ein Sturm, den man auf Lieffenshoef wagte, brachte diese Bestung in spanische Hände. Dieser Verlust traf die Verbundenen an demselben unglücklichen Tage, wo der Prinz von Oranien zu Delft durch Mörderhände fiel. Auch die übrigen Schanzen, welche auf der Insel Doel angelegt waren, wurden theils freywillig von ihren Vertheidigern verlassen, theils durch Ueberfall weggenommen, so daß in kurzem das ganze Flandrische Ufer von Feinden gereinigt war. Aber das Fort zu Lillo auf dem Brabantischen Ufer leistete einen

desto lebhaftern Widerstand, weil man den Antwerpern Zeit gelassen hatte, es zu befestigen, und mit einer tapfern Besatzung zu versehen. Wüthende Ausfälle der Belagerten unter der Anführung Odets von Taligny vernichteten, von den Kanonen der Festung unterstützt, alle Werke der Spanier, und eine Ueberschwemmung, welche man durch Eröffnung der Schleusen bewirkte, verjagte sie endlich nach einer dreyn Wochen langen Belagerung, und mit einem Verlust von fast zwentausend Todten von dem Platz. Sie zogen sich nun in ihr festes Lager bey Stabröl und begnügten sich von den Dämmen Besitz zu nehmen, welche das niedrige Land von Bergen durchschneiden, und der eindringenden Oster-Schelde eine Brustwehr entgegen setzen. \*

Der fehlgeschlagene Versuch auf das Fort Lillo veränderte die Maaßregeln des Herzogs von Parma. Da es auf diesem Wege nicht gelingen wollte, die Schifffahrt auf der Schelde zu hindern, wovon doch der ganze Erfolg der Belagerung abhieng, so beschloß er den Strom durch eine Brücke gänzlich zu sperren. Der Gedanke war kühn, und viele waren, die ihn für abentheuerlich hielten. Sowohl die Breite des Stroms, welche in diesen Gegenden über zwölfhundert Schritte beträgt, als die reissende Gewalt desselben, die durch die Fluth des nahen Meers noch verstärkt wird, schienen jeden Versuch dieser Art unausführbar zu machen; dazu kam der Mangel an Bauholz, an Schiffen, an Werkleuten, und dann die gefährliche Stellung zwischen der Antwerpischen und Seeländischen Flotte,

- Meteren Niederl. Historien. XII. Buch. 477. 478. Strad. loc. cit. Thuan. Hist. Tom. II. 527.

denen es ein leichtes seyn mußte, in Verbindung mit einem stürmischen Element, eine so langwierige Arbeit zu stören. Aber der Herzog von Parma kannte seine Kräfte, und seinen entschlossenen Muth konnte nur das Unmögliche bezwingen. Nachdem er sowohl die Breite als die Tiefe des Stroms hatte ausmessen lassen, und mit zweien seiner geschicktesten Ingenieurs, Barocci und Plato darüber zu Rath gegangen war, fiel der Schluß dahin aus, die Brücke zwischen Kalloo in Flandern und Ordam in Brabant zu erbauen. Man erwählte diese Stelle deswegen, weil der Strom hier die wenigste Breite hat, und sich etwas zur Rechten krümmt, welches die Schiffe aufhält, und sie nöthigt, den Wind zu verändern. Zu Bedeckung der Brücke wurden an beyden Enden derselben starke Basteyen aufgeführt, wovon die eine auf dem Fländrischen Ufer das Fort S. Maria, die andre auf dem Brabantischen dem König zu Ehren das Fort S. Philipp genannt wurde. \*

Indem man im spanischen Lager zu Ausführung dieses Vorhabens die lebhaftesten Anstalten machte, und die ganze Aufmerksamkeit des Feindes dahin gerichtet war, that der Herzog einen unerwarteten Angriff auf Dendermonde, eine sehr feste Stadt zwischen Gent und Antwerpen, wo sich die Dender mit der Schelde vereinigt. Solange dieser bedeutende Platz noch in feindlichen Händen war, konnten die Städte Gent und Antwerpen einander gegenseitig unterstützen, und durch ihre leichte Communication alle Bemühungen der Belagerer vereiteln. Die Eroberung derselben gab dem Herzog freye Hand gegen

\* Strad. Dec. II. Lib. VI. 557.

beide Städte und konnte für das ganze Glück seiner Unternehmung entscheidend werden. Die Schnelligkeit, mit der er sie überfiel, ließ den Belagerten keine Zeit, ihre Schleusen zu eröffnen und das Land umher unter Wasser zu setzen. Die Haupt-Bastei der Stadt vor dem Brüsseler Thore wurde sogleich heftig beschossen, aber das Feuer der Belagerten richtete unter den Spaniern eine grosse Niederlage an. Anstatt dadurch abgeschreckt zu werden, wurden sie nur desto hitziger, und der Hohn der Besatzung, welche die Bildsäule eines Heiligen vor ihren Augen verstümmelte, und unter den schändlichsten Mißhandlungen von der Brustwehr herabstürzte, setzte sie vollends in Wuth. Sie drangen mit Ungestüm darauf, gegen die Bastei geführt zu werden, ehe noch hinlänglich Bresche geschossen war, und der Herzog, um dieses erste Feuer zu benutzen, erlaubte den Sturm. Nach einem zweistündigen mörderischen Gefecht war die Brustwehr erstiegen, und was der erste Grimm der Spanier nicht aufopferte, warf sich in die Stadt. Diese war nun zwar dem feindlichen Feuer stärker ausgesetzt, welches von dem eroberten Walle auf sie gerichtet wurde; aber ihre starken Mauern, und der breite wasserreiche Graben, der sie rings umgab, ließen wohl einen langen Widerstand befürchten. Der unternehmende Geist des Herzogs von Parma besiegte in kurzem auch diese Schwierigkeit. Indem Tag und Nacht das Bombardement fortgesetzt wurde, mußten die Truppen ohne Unterlaß arbeiten, die Dender abzuleiten, von welcher der Stadt-Graben sein Wasser erhielt; und Verzweiflung ergriff die Belagerten, als sie das Wasser ihres Grabens, diese einzige noch übrige Schutzwehr der Stadt, allmählig verschwinden sahen. Sie eilten sich zu ergeben und empfingen im August 1584 spanische Besatzung. In



einem Zeitraum von nicht mehr als eilf Tagen war diese Unternehmung ausgeführt, zu welcher nach dem Urtheil der Sachverständigen eben so viele Wochen erforderlich erschienen. \*

Die Stadt G e n t, nunmehr von Antwerpen und von der See abgeschnitten, von den Truppen des Königs, die in ihrer Nähe kampierten, immer stärker und stärker bedrängt, und ohne alle Hoffnung eines nahen Entsatzes, gab jetzt ihre Rettung auf, und sah den Hunger nebst seinem ganzen Gefolge mit schrecklichen Schritten sich nähern. Sie schickte daher Abgeordnete in das spanische Lager zu Bevern, um sich dem König auf die nehmlichen Bedingungen zu unterwerfen, die ihr der Herzog einige Zeit vorher vergeblich angeboten hatte. Man erklärte den Abgeordneten, daß die Zeit der Verträge vorbei sey, und daß nur eine unbedingte Unterwerfung den erzürnten Monarchen besänftigen könne. Ja man ließ sie sogar befürchten, daß man dieselbe Demüthigung von ihnen verlangen würde, zu welcher ihre rebellischen Vorfahren unter Karl dem fünften sich hatten verstehen müssen, nehmlich halb nackt und mit einem Strick um den Hals um Gnade zu sehn. Trostlos reisten die Abgeordneten zurück, aber schon am dritten Tag erschien eine neue Gesandtschaft, welche endlich auf die Fürsprache eines Freundes von dem Herzog von Parma der in Gentscher Gefangenschaft war, noch unter erträglichen Bedingungen den Frieden zu Stande brachte. Die Stadt mußte eine Geldbuße von zweymalshunderttausend Gulden erlegen, die verjagten Papisten zurückrufen und ihre protestantischen Bewohner vertreiben;

\* Strad. loc. cit. Meteren XII Buch. 479. Thuan. II. 529.  
Die Horen. 1795. 4tes St.

doch wurde den letztern eine Frist von zwey Jahren vergönnt, um ihre Sachen in Ordnung zu bringen. Alle Einwohner, bis auf sechs die man zur Strafe auszeichnete aber nachher doch noch begnadigte, erhielten Verzeihung, und der Garnison, die aus zweytausend Mann bestand, wurde ein ehrenvoller Abzug bewilligt. Dieser Vergleich kam im September desselben Jahrs im Hauptquartier zu Bevern zu Stande, und unmittelbar darauf rückten dreytausend Mann spanischer Truppen zur Besatzung ein. \*

Mehr durch die Furcht seines Nahmens und durch den Schrecken des Hungers als durch seine gewaffnete Macht hatte der Herzog von Parma diese Stadt bezwungen, die größte und festeste in den Niederlanden, die an Umfang der innern Stadt Paris nichts nachgiebt, sieben und dreißigtausend Häuser zählt, und aus zwanzig Inseln besteht, die durch acht und neunzig steinerne Brücken verbunden werden. Glänzende Privilegien, welche diese Stadt im Laufe mehrerer Jahrhunderte von ihren Beherrschern zu erringen gewußt hatte, nährten in ihren Bürgern den Geist der Unabhängigkeit, der nicht selten in Trotz und Frechheit ausartete, und mit den Maximen der österreichisch-spanischen Regierung in einen sehr natürlichen Streit gerieth. Eben dieser muthige Freyheitsinn verschaffte auch der Reformation ein schnelles und ausgebreitetes Glück in dieser Stadt, und beyde Triebfedern verbunden führten alle jene stürmischen Auftritte herben, durch welche sich

\* Meteren. XII Buch. 479. 480. Strada. loc. cit. 562. 63.  
Allgem. Geschichte der vereinigten Niederlande. XXI. Buch.  
470.

dieselbe im Laufe des Niederländischen Kriegs zu ihrem Unglück auszeichnete. Außer den Geldsummen, die der Herzog von Parma jetzt von der Stadt erhob, fand er in ihren Mauern noch einen reichen Vorrath von Geschütz, von Wagen, Schiffen und allerley Baugeräthe, nebst der erforderlichen Menge von Werkleuten und Matrosen, wodurch er in seiner Unternehmung gegen Antwerpen nicht wenig gefördert wurde. \*

Noch ehe Gent an den König übergieng waren die Städte Wilvorden und Herentals in die Hände der Spanier gefallen, auch die Blockhäuser ohnweit dem Flecken Willebroek von ihnen besetzt worden, wodurch Antwerpen von Brüssel und Mecheln abgeschnitten wurde. Der Verlust aller dieser Plätze, der in so kurzer Zeit erfolgte, entriß den Antwerpern jede Hoffnung eines Succurses aus Brabant und Flandern, und schränkte alle ihre Aussichten auf den Beystand ein, der aus Seeland erwartet wurde, und welchen zu verhindern der Herzog von Parma nunmehr die ernstlichsten Anstalten machte. \*\*

Die Bürger Antwerpens hatten den ersten Bewegungen des Feindes gegen ihre Stadt mit der stolzen Sicherheit zugesehen, welche der Anblick ihres unbezwingbaren Stroms ihnen einflößte. Diese Zuversicht wurde auch gewissermaßen durch das Urtheil des Prinzen von Oranien gerechtfertigt, der auf die erste Nachricht von dieser Belagerung zu ver stehen gab, daß die spanische Macht an den Mauern Ant-

\* Meteren. am angef. Ort.

\*\* Allgem. Geschichte der vereinigten Niederlande 470. Meteren 470. Thuan. II. 529.

werpens sich zu Grund richten werde. Um jedoch nichts zu versäumen, was zu Erhaltung dieser Stadt dienen konnte, berief er, kurze Zeit vor seiner Ermordung, den Bürgermeister von Antwerpen, Philipp Marnix von S. Aldegonde, seinen vertrauten Freund, zu sich nach Delft, wo er mit demselben wegen Vertheidigung Antwerpens Abrede nahm. Sein Rath gieng dahin, den großen Damm zwischen Sanvliet und Lillo, der Blaauwgaarendyk genannt, unverzüglich schleifen zu lassen, um die Wasser der Osterschelde sobald es Noth thäte über das niedrige Land von Bergen ausgießen, und den Seeländischen Schiffen, wenn etwa die Schelde gesperrt würde, durch die überschwemmten Felder einen Weg zu der Stadt eröffnen zu können. Aldegonde hatte auch wirklich nach seiner Zurückkunft den Magistrat und den größten Theil der Bürger bewogen, in diesen Vorschlag zu willigen, als die Zunft der Fleischer dagegen aufstand, und sich beschwerte, daß ihr dadurch die Nahrung entzogen würde; denn das Feld, welches man unter Wasser setzen wollte, war ein großer Strich Waideland, auf welchem jährlich gegen zwölftausend Ochsen gemästet wurden. Die Zunft der Fleischer behielt die Oberhand und mußte die Ausführung jenes heilsamen Vorschlags solange zu verzögern, bis der Feind die Dämme mit samt dem Waideland in Besitz genommen hatte. \*

Auf den Antrieb des Bürgermeisters, S. Aldegonde, der, selbst ein Mitglied der Staaten Brabants, bey denselben in großem Ansehen stand, hatte man noch vor An-

\* Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande. III. 469.  
Grotius 88.

Kunst der Spanier die Bestungswerke an beyden Ufern der Schelde in besseren Stand gesetzt und um die Stadt herum viele neue Schanzen errichtet. Man hatte bey Saftingen die Dämme durchstoßen, und die Wasser der Westerschelde beynah über das ganze Land Waes ausgegossen. In der angrenzenden Markgrafschaft Bergen wurden von dem Grafen von Hohenlohe Truppen geworben, und ein Regiment Schottländer unter der Anführung des Obersten Morgan stand bereits im Solde der Republik, während daß man neue Subsídien aus Engelland und Frankreich erwartete. Vor allem aber wurden die Staaten von Holland und Seeland zu der schleunigsten Hülfsleistung aufgefordert. Nachdem aber die Feinde an beyden Ufern des Stroms festen Fuß gefaßt hatten, und durch das Feuer aus ihren Schanzen die Schifffahrt gefährlich machten, nachdem im Brabantischen ein Platz nach dem andern in ihre Hände fiel, und ihre Reiteren alle Zugänge von der Land-Seite sperrete, so stiegen endlich bey den Einwohnern Antwerpens ernstliche Besorgnisse wegen der Zukunft auf. Die Stadt zählte damals fünf und achtzig tausend Seelen, und nach den angestellten Berechnungen wurden zum Unterhalt derselben jährlich dreymal hunderttausend Viertel oder Zentner Getraide erfordert. Einen solchen Borrath aufzuschütten fehlte es bey dem Anfang der Belagerung keineswegs weder an Lieferungen noch an Geld; denn trotz des feindlichen Geschüzes wußten sich die Seeländischen Proviantschiffe mit eintretender Meersfluth Bahn zu der Stadt zu machen. Es kam also bloß darauf an, zu verhindern, daß nicht einzelne von den reicheren Bürgern diese Borräthe aufkauften, und dann bey eintretendem Mangel sich zu Meistern des Preises machten. Ein gewisser Gianibelli aus Mantua, der sich in der Stadt niedergelassen und

ihr in der Folge dieser Belagerung sehr erhebliche Dienste leistete, that zu diesem Ende den Vorschlag, eine Auflage auf den hundertsten Pfening zu machen, und eine Gesellschaft rechtlicher Männer zu errichten, welche für dieses Geld Getraide einkaufen, und wöchentlich liefern sollte. Die Reichen sollten einstweilen dieses Geld vorschießen, und dafür die eingekauften Vorräthe gleichsam als zu einem Pfande in ihren Magazinen aufbewahren, auch an dem Gewinn ihren Antheil erhalten. Aber dieser Vorschlag wollte den reichern Einwohnern nicht gefallen, welche einmal beschlossen hatten, von der allgemeinen Bedrängniß Vortheil zu ziehen. Vielmehr hielten sie dafür, daß man einem jeden befehlen solle, sich für sich selbst auf zwey Jahre lang mit dem nöthigen Proviant zu versehen; ein Vorschlag, wobey sie sehr gut für sich aber sehr schlecht für die ärmern Einwohner sorgten; die sich nicht einmal auf sovieler Monate versehen konnten. Sie erreichten dadurch zwar die Absicht, diese letztern entweder ganz aus der Stadt zu jagen, oder von sich abhängig zu machen; als sie sich aber nachher besannen, daß in der Zeit der Noth ihr Eigenthum nicht respektiert werden dürfte, so fanden sie rathsam, sich mit dem Einkauf nicht zu beeilen. \*

Der Magistrat der Stadt, um ein Uebel zu verhüten, daß nur einzelne gedrückt haben würde, erwählte dafür ein andres, welches dem Ganzen gefährlich wurde. Seeländische Unternehmer hatten eine ansehnliche Flotte mit Proviant befrachtet, welche sich glücklich durch die Kanonen der Feinde schlug und in Antwerpen landete. Die Hoffnung eines höhern Gewinns hatte die Kaufleute zu

\* Allg. Gesch. d. v. N. III. 472.

dieser gewagten Spekulation ermuntert; in dieser Erwartung aber fanden sie sich getäuscht, als sie ankamen, indem der Magistrat von Antwerpen um eben diese Zeit ein Edikt ergehen ließ, wodurch der Preis aller Lebensmittel beträchtlich herabgesetzt wurde. Um zugleich zu verhindern, daß einzelne nicht die ganze Ladung aufkaufen, und, um sie nachher desto theurer loszuschlagen, in ihren Magazinen aufschütten möchten, so verordnete er, daß alles aus freyer Hand von den Schiffen verkauft werden sollte. Die Unternehmer, durch diese Vorkehrungen um den ganzen Gewinn ihrer Farth betrogen, spannten hurtig die Segel auf und verließen Antwerpen mit dem größten Theil ihrer Ladung, welche hingereicht haben würde, die Stadt mehrere Monate lang zu ernähren. \*

Diese Vernachlässigung der nächsten und natürlichsten Rettungsmittel wird nur dadurch begreiflich, daß man eine völlige Sperrung der Schelde damals noch für völlig unmöglich hielt und also den äußersten Fall im Ernst gar nicht fürchtete. Als daher die Nachricht einlief, daß der Herzog die Absicht habe, eine Brücke über die Schelde zu schlagen, so verspottete man in Antwerpen allgemein diesen schimärischen Einfall. Man stellte zwischen der Republik und dem Strome eine stolze Vergleichung an, und meynete, daß der eine so wenig als die andre das spanische Joch auf sich leiden würde. „Ein Strom, der zweytausend vier hundert Fuß breit und wenn er auch nur sein eigenes Wasser hat, über sechszig Fuß tief ist, der aber, wenn ihn die Meeresfluth hebt, noch um zwölf Fuß zu steigen pflegt — ein solcher Strom, hieß es, sollte sich durch ein

\* Grotius 92. Reidan. Belg. Annaal. 69.

elendes Pfahlwerk beherrschen lassen? Wo würde man Baumstämme hernehmen, hoch genug, um bis an den Grund zu reichen und über die Fläche emporzuragen? Und ein Werk dieser Art sollte im Winter zu Stande kommen, wo die Fluth ganze Inseln und Gebirge von Eis, gegen welche kaum steinerne Mauern halten, an das schwache Gebälke treiben, und es wie Glas zersplittern wird? Oder gedächte der Herzog, eine Brücke von Schiffen zu erbauen, woher wollte er diese nehmen und auf welchem Wege sie in seine Verschanzungen bringen? Nothwendig müßten sie Antwerpen vorbei passieren, wo eine Flotte bereit stehe, sie entweder aufzufangen oder in Grund zu bohren." \*

Aber indem man ihm in der Stadt die Ungereimtheit seiner Unternehmung bewies, hatte der Herzog von Parma sie vollendet. Sobald die Basteyen St. Maria und St. Philipp errichtet waren, welche die Arbeiter und den Bau durch ihr Geschütz decken konnten, so wurde von beyden entgegenstehenden Ufern aus ein Gerüste in den Strom hinein gebaut, wozu man die Maste von den größten Schiffen gebrauchte. Durch die kunstreiche Anordnung des Gebälkes wußte man dem Ganzen eine solche Haltung zu geben, daß es, wie nachher der Erfolg bewies, dem gewaltsamen Andrang des Eises zu widerstehen vermochte. Dieses Gebälke, welches fest und sicher auf dem Grunde des Wassers ruhte, und noch in ziemlicher Höhe daraus hervorragte, war mit Planken bedeckt, welche eine bequeme Strasse formierten. Sie war so breit, daß acht Mann nebeneinander darauf Platz hatten, und ein Geländer, das zu beyden Seiten hinweglief, schützte vor dem Mus-

\* Strad. 560.



Ketenfeuer der feindlichen Schiffe. Diese Estacade, wie man sie nannte, lief von beyden entgegenstehenden Ufern soweit in den Strom hinein, als es die zunehmende Tiefe und Gewalt des Wassers verstattete. Sie verengte den Strom um eilfhundert Fuß; weil aber der mittlere und eigentliche Strom sie durchaus nicht dultete, so blieb noch immer zwischen beyden Estacaden ein Raum von mehr als sechshundert Schritten offen, durch welchen eine ganze Proviantflotte bequem hindurch segeln konnte. Diesen Zwischenraum gedachte der Herzog vermittelst einer Schiffbrücke auszufüllen, wozu die Fahrzeuge von Dünkirchen sollten hergeschafft werden. Aber außerdem, daß dort Mangel daran war, so hielt es schwer, solche ohne großen Verlust an Antwerpen vorbey zu bringen. Er mußte sich also einstweilen damit begnügen, den Fluß um die Hälfte verengt, und den Durchzug der feindlichen Schiffe um soviel schwieriger gemacht zu haben. Denn da, wo sich die Estacaden in der Mitte des Stromes endigten, erweiterten sie sich beyde in ein längliches Viereck, welches stark mit Kanonen besetzt war, und mitten im Wasser zu einer Art Bestung diente. Von da aus wurde auf alle Fahrzeuge, die durch diesen Waß sich hindurch wagten, ein fürchterliches Feuer unterhalten, welches jedoch nicht verhinderte, daß nicht ganze Flotten und einzelne Schiffe diese gefährliche Strasse glücklich vorüber zogen. \*

Unterdessen ergab sich Gent, und diese unerwartet schnelle Eroberung riß den Herzog auf einmal aus seiner Verlegenheit. Er fand in dieser Stadt alles Nöthige bereit, um seine Schiffbrücke zu vollenden, und die Schwierigkeit

\* Strad. 560. sq. Thuan. 530. Meteren XII. Buch.

war bloß, es sicher herbeizuschaffen. Dazu eröffneten ihm die Feinde selbst den natürlichsten Weg. Durch Eröffnung der Dämme bey Saftingen war ein grosser Theil von dem Lande Waes bis zu dem Flecken Borcht unter Wasser gesetzt worden, so daß es gar nicht schwer hielt, die Felder mit flachen Fahrzeugen zu befahren. Der Herzog ließ also seine Schiffe von Gent auslaufen, und beorderte sie, nachdem sie Dendermonde und Rupelmonde paßiert, den linken Damm der Schelde zu durchstechen, Antwerpen zur Rechten liegen zu lassen, und gegen Borcht zu in das überschwemmte Feld hinein zu segeln. Zur Versicherung dieser Fahrt wurde bey dem Flecken Borcht eine Bastey errichtet, welche die Feinde im Zaum halten könnte. Alles gelang nach Wunsch, obgleich nicht ohne einen lebhaften Kampf mit der feindlichen Flottille, welche ausgeschildt worden war, diesen Zug zu stören. Nachdem man noch einige Dämme unterwegs durchstochen, erreichte man die spanischen Quartiere bey Kalloo, und lief glücklich wieder in die Schelde. Das Frohlocken der Armee war um so grösser, nachdem man erst die grosse Gefahr vernommen, der die Schiffe nur eben entgangen waren. Denn kaum hatten sie sich der feindlichen Schiffe entlediget, so war schon eine Verstärkung der letztern von Antwerpen unterwegs, welche der tapfere Vertheidiger von Lillo, Odet von Taligny, anführte. Als dieser die Arbeit gethan und die Feinde entwischt sah, so bemächtigte er sich des Damms, an dem jene durchgebrochen waren, und warf eine Bastey an der Stelle auf, um den Gentischen Schiffen, die etwa noch nachkommen möchten, den Paß zu verlegen. \*

\* Meteren. 481. Strad. 564.

Dadurch gerieth der Herzog von Parma auß neu ins Gedränge. Noch hatte er bey weitem nicht Schiffe genug, weder für seine Brücke noch zur Bertheidigung derselben, und der Weg, auf welchem die vorigen herbengeschafft worden, war durch das Fort des Taligny gesperrt. In dem er nun die Gegend in der Absicht recognoscierte, einen neuen Weg für seine Flotten ausfündig zu machen, stellte sich ihm ein Gedanke dar, der nicht bloß seine gegenwärtige Verlegenheit endigte, sondern der ganzen Unternehmung auf einmal einen lebhaften Schwung gab. Nicht weit von dem Dorfe Stecken im Lande Waes, von welchem Ort man noch etwa fünftausend Schritte bis zum Anfang der Ueberschwemmungen hatte, fließt die Moer ein kleines Wasser vorbei, das bey Gent in die Schelde fällt. Von diesem Flusse nun ließ er einen Kanal bis an die Gegend führen, wo die Ueberschwemmung den Anfang nahm, und weil die Wasser nicht überall hoch genug standen, so wurde der Kanal zwischen Bevern und Berrebroek bis nach Kalloo fortgeführt, wo die Schelde ihn aufnahm. Fünfhundert Schanzgräber arbeiteten ohne Unterlaß an diesem Werke, und um die Berdrogenheit der Soldaten zu ermuntern, legte der Herzog selbst mit Hand an. Er erneuerte auf diese Art das Beyspiel zweyer berühmten Römer Drusus und Corbulo, welche durch ähnliche Werke den Rhein mit der Südersee und die Maas mit dem Rhein verbanden.

Dieser Kanal, den die Armee ihrem Urheber zu Ehren den Kanal von Parma nannte, erstreckte sich vierzehntausend Schritte lang, und hatte eine verhältnißmäßige Tiefe und Breite, um sehr beträchtliche Schiffe zu tragen. Er verschaffte den Schiffen aus Gent nicht nur einen

sichern, sondern auch einen merklich kürzern Weg zu den spanischen Quartieren, weil sie nun nicht mehr nöthig hatten, den weitläufigen Krümmungen der Schelde zu folgen, sondern bey Gent unmittelbar in die Moer traten, und von da aus bey Stecken durch den Kanal und durch das überschwemmte Land bis nach Kalloo gelangten. Da in der Stadt Gent die Erzeugnisse von ganz Flandern zusammenfloßen, so setzte dieser Kanal das spanische Lager mit der ganzen Provinz in Zusammenhang, von allen Orten und Enden strömte der Ueberfluß herben, daß man im ganzen Laufe der Belagerung keinen Mangel mehr kannte. Aber der wichtigste Vortheil, den der Herzog aus diesem Werke zog, war ein hinreichender Vorrath an flachen Schiffen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, den Bau seiner Brücke zu vollenden. \*

Unter diesen Anstalten war der Winter herbengekommen, der, weil die Schelde mit Eis ging, in dem Bau der Brücke einen ziemlich langen Stillstand verursachte. Mit Unruhe hatte der Herzog dieser Jahreszeit entgegen gesehen, die seinem angefangenen Werk höchst verderblich werden, den Feinden aber bey einem ernsthaften Angriff auf dasselbe desto günstiger seyn konnte. Aber die Kunst seiner Baumeister entriß ihn der einen Gefahr, und die Inconsequenz der Feinde befreute ihn von der andern. Zwar geschah es mehrmals, daß mit eintretender Meerfluth starke Eisschollen sich in den Staketen verfiengen, und mit heftiger Gewalt das Gebälke erschütterten, aber es stand, und der Anlauf des wilden Elements machte bloß seine Festigkeit sichtbar.

\* Strad. 565.

Unterdeſſen wurde in Antwerpen mit fruchtloſen De-  
 liberationen eine koſtbare Zeit verſchwendet, und über dem  
 Kampf der Parthenen das allgemeine Beſte vernachläſſigt.  
 Die Regierung dieſer Stadt war in allzuviele Hände ver-  
 theilt, und der ſtürmiſchen Menge ein viel zu groſſer  
 Antheil daran gegeben, als daſ man mit Ruhe überlegen,  
 mit Einſicht wählen und mit Feſtigkeit ausführen konnte.  
 Auſer dem eigentlichen Magiſtrat, in welchem der Bür-  
 germeiſter bloß eine einzelne Stimme hatte, waren in der  
 Stadt noch eine Menge Korporationen vorhanden, denen  
 die äußere und innere Sicherheit, die Proviantierung,  
 die Beveſtigung der Stadt, das Schiffswesen, der Kom-  
 merz u. dgl. oblag, und welche bey keiner wichtigen Ver-  
 handlung übergangen ſeyn wollten. Durch dieſe Menge  
 von Sprechern, die ſo oft es ihnen beliebte in die Rathſ-  
 Verſammlung ſtürmten, und waſ ſie durch Gründe nicht  
 vermochten, durch ihr Geſchrey und ihre ſtarke Anzahl  
 durchzuſetzen wußten, bekam das Volk einen gefährlichen  
 Einfluß in die öffentlichen Berathſchlagungen, und der  
 natürliche Widerſtreit ſo entgegengeſetzter Interereſſen hielt  
 die Ausführung jeder heilsamen Maaßregel zurück. Ein  
 ſo ſchwankendes und kraftloſes Regiment konnte ſich bey  
 einem trozigen Schiffsvolk und einer ſich wichtig dünken-  
 den Soldateſka nicht in Achtung ſetzen, daher die Befehle  
 deſ Staats auch nur ſchlechte Befolgung fanden, und  
 durch die Nachläſſigkeit, wo nicht gar offenbare Meuterey  
 der Truppen und deſ Schiffsvolkſ mehr als einmal der  
 entſcheidende Augenblick verloren gieng. \*

Die wenige Uebereinstimmung in der Wahl der Mit-

• Meteren 484. Thuan II. 529. Grotius 88.

tel, durch welche man dem Feind widerstehen wollte, würde indessen bey weitem nicht soviel geschadet haben, wenn man nur in dem Zwecke selbst vollkommen einig gewesen wäre. Aber eben darüber waren die begüterten Bürger und der große Haufe in zwey entgegengesetzte Partheyen getheilt, indem die erstern nicht ohne Ursachen von der Extremität alles fürchteten, und daher sehr geneigt waren mit dem Herzog von Parma in Unterhandlungen zu treten. Diese Gesinnungen verbargen sie nicht länger, als das Fort Liefkenshoek in feindliche Hände gefallen war, und man nun im Ernste anfieng, für die Schiffarth auf der Schelde zu fürchten. Einige derselben zogen ganz und gar fort, und überließen die Stadt, mit der sie das Gute genoßen aber das Schlimme nicht theilen mochten, ihrem Schicksal. Sechszig bis siebenzig der zurückbleibenden aus dieser Klasse übergaben dem Rath eine Bittschrift, worinn sie den Wunsch äußerten, daß man mit dem König traktieren möchte. Sobald aber das Volk davon Nachricht erhielt, so gerieth es in eine wüthende Bewegung, daß man es kaum durch Einsperrung der Supplikanten und eine denselben aufgelegte Geldstrafe besänftigen konnte. Es ruhte auch nicht eher, als bis ein Edikt zu Stande kam, welches auf jeden, heimlichen oder öffentlichen, Versuch zum Frieden die Todesstrafe setzte.\*

Dem Herzog von Parma, der in Antwerpen nicht weniger als in den übrigen Städten Brabants und Flanderns geheime Verständnisse unterhielt, und durch seine Kundschafter gut bedient wurde, entgieng keine dieser Bewegungen, und er versäumte nicht, Vorthheil davon

\* Meteren 485.

zu ziehen. Obgleich er in seinen Anstalten weit genug vorwärts gerückt war, um die Stadt zu beängstigen, so waren doch noch sehr viele Schritte zu thun, um sich wirklich von derselben Meister zu machen, und ein einziger unglücklicher Augenblick konnte das Werk vieler Monate vernichten. Ohne also in seinen kriegerischen Vorkehrungen etwas nachzulassen, machte er noch einen ernstlichen Versuch, ob er sich der Stadt nicht durch Güte bemächtigen könnte. Er erließ zu diesem Ende im November dieses Jahrs an den großen Rath von Antwerpen ein Schreiben, worinn alle Kunstgriffe aufgeboten waren, die Bürger entweder zur Uebergabe der Stadt zu vermögen, oder doch die Trennung unter denselben zu vermehren. Er betrachtete sie in diesem Brief als *Berführte*, und wälzte die ganze Schuld ihres Abfalls und ihrer bisherigen Widersetzlichkeit auf den ränkevollen Geist des Prinzen von Oranien, von welchem die Strafgerechtigkeit des Himmels sie seit kurzem befreuet habe. Jetzt, meinte er, stehe es in ihrer Macht, aus ihrer langen Verblendung zu erwachen, und zu einem König, der zur Versöhnung geneigt sey, zurück zu kehren. Dazu, fuhr er fort, biete er selbst sich mit Freuden als Mittler an, da er nie aufgehört habe, ein Land zu lieben, worinn er geboren sey, und den fröhlichsten Theil seiner Jugend zugebracht habe. Er munterte sie daher auf, ihm Bevollmächtigte zu senden, mit denen er über den Frieden traktieren könne, ließ sie die billigsten Bedingungen hoffen, wenn sie sich bey Zeiten unterwürfen, aber auch die härtesten fürchten, wenn sie es aufs äußerste kommen ließen.

Dieses Schreiben, in welchem man mit Vergnügen die Sprache nicht wieder findet, welche ein Herzog von

Alba zehen Jahre vorher in ähnlichen Fällen zu führen pflegte, beantwortete die Stadt in einem anständigen und bescheidenen Ton, und indem sie dem persönlichen Charakter des Herzogs volle Gerechtigkeit wiederfahren ließ, und seiner wohlwollenden Gesinnungen gegen sie mit Dankbarkeit erwähnte, beklagte sie die Härte der Zeitumstände, welche ihm nicht erlaubten, seinem Charakter und seiner Neigung gemäß gegen sie zu verfahren. In seine Hände, erklärte sie, würde sie mit Freuden ihr Schicksal legen, wenn er unumschränkter Herr seiner Handlungen wäre, und nicht einem fremden Willen dienen müßte, den seine eigene Billigkeit unmöglich gut heißen könne. Nur zu bekannt sey der unveränderliche Rathschluß des Königs von Spanien, und das Gelübde, das derselbe dem Pabst gethan habe; von dieser Seite sey alle ihre Hoffnung verloren. Sie vertheidigte dabey mit edler Wärme das Gedächtniß des Prinzen von Oranien, ihres Wohlthäters und Retters, indem sie die wahren Ursachen aufzählte, welche diesen traurigen Krieg herbey geführt, und die Provinzen von der spanischen Krone abtrünnig gemacht hätten. Zugleich verhehlte sie nicht, daß sie eben jetzt Hoffnung habe, an dem Könige von Frankreich einen neuen und einen gütigern Herrn zu finden, und auch schon dieser Ursache wegen keinen Vergleich mit dem spanischen Monarchen eingehen könne, ohne sich des strafbarsten Leichtsinns und der Undankbarkeit schuldig zu machen. \*

Die vereinigten Provinzen nehmlich, durch eine Reihe von Unglücksfällen kleinmüthig gemacht, hatten endlich den Entschluß gefaßt, unter die Oberhoheit Frankreichs

\* Thuan. II. 530, 531. Meteren 485. 486.



zu treten, und durch Aufopferung ihrer Unabhängigkeit ihre Existenz und ihre alten Privilegien zu retten. Mit diesem Auftrage war vor nicht langer Zeit eine Gesandtschaft nach Paris abgegangen, und die Aussicht auf diesen mächtigen Beystand war es vorzüglich, was den Muth der Antwerper stärkte. Heinrich der Dritte, König von Frankreich war für seine Person auch nicht ungeneigt, dieses Anerbieten sich zu Nuß zu machen, aber die Unruhen, welche ihm die Intriguen der Spanier in seinem eigenen Königreich zu erregen mußten, nöthigten ihn wider seinen Willen davon abzustehen. Die Niederländer wandten sich nunmehr mit ihrem Gesuch an die Königin Elisabeth von England, die ihnen auch wirklich, aber nur zu spät für Antwerpens Rettung, einen thätigen Beystand leistete. Während daß man in dieser Stadt den Erfolg dieser Unterhandlungen abwartete, und nach einer fremden Hülfe in die Ferne blickte, hatte man die natürlichsten und nächsten Mittel zu seiner Rettung versäumt, und den ganzen Winter verloren, den der Feind desto besser zu benutzen verstand.

Zwar hatte es der Bürgermeister von Antwerpen, S. Aldegonde, nicht an wiederhohnten Auffoderungen fehlen lassen, die Seeländische Flotte zu einem Angriff auf die feindlichen Werke zu vermögen, während daß man von Antwerpen aus diese Expedition unterstützen würde. Die langen und öfters stürmischen Nächte konnten diese Versuche begünstigen, und wenn zugleich die Besatzung zu Zillo einen Ausfall wagte, so würde es dem Feinde kaum

\* *Meteren.* 488. u. folg. *Allgem. Geschichte der v. Niederlande* III. 476 bis 491. *Grotius* 89.

*Die Hören.* 1795. 4tes St.

möglich gewesen seyn, diesem dreifachen Anfall zu widerstehen. Aber unglücklicherweise waren zwischen dem Anführer jener Flotte, Wilhelm von Blois von Treslong, und der Admiralität von Seeland Irrungen entstanden, welche Ursache waren, daß die Ausrüstung der Flotte auf eine ganz unbegreifliche Weise verzögert wurde. Um solche zu beschleunigen entschloß sich endlich Taligny, selbst nach Middelburg zu gehen, wo die Staaten von Seeland versammelt waren; aber weil der Feind alle Pässe besetzt hatte, so kostete ihm dieser Versuch seine Freiheit, und mit ihm verlor die Republik ihren tapfersten Verteidiger. Indessen fehlte es nicht an unternehmenden Schiffern, welche unter Vergünstigung der Nacht, und mit eintretender Fluth, trotz des feindlichen Feuers durch die damals noch offene Brücke sich schlugen, Proviant in die Stadt warfen, und mit der Ebbe wieder zurückkehrten. Weil aber doch mehrere solcher Fahrzeuge dem Feind in die Hände fielen, so verordnete der Rath, daß inskünftige die Schiffe nie unter einer bestimmten Anzahl sich hinauswagen sollten; welches die Folge hatte, daß alles unterblieb, weil die erforderte Anzahl niemals voll werden wollte. Auch geschahen von Antwerpen aus einige nicht ganz unglückliche Versuche auf die Schiffe der Spanier; einige der letztern wurden erobert, andre versenkt, und es kam bloß darauf an, dergleichen Versuche im Großen fortzusetzen. Aber so eifrig auch S. Aldegonde dieses betrieb, so fand sich doch kein Schiffer, der ein Fahrzeug besteigen wollte.\*

Unter diesen Zögerungen verstrich der Winter, und kaum bemerkte man, daß das Eis sich verlor, so wurde

\* Strad. 564. Meteren 484. Reidan, Annal. 69.

von den Belagerern der Bau der Schiffbrücke nun mit allem Ernst vorgenommen. Zwischen beyden Stateten blieb noch ein Raum von mehr als sechshundert Schritten auszufüllen, welches auf folgende Art bewerkstelligt wurde. Man nahm zwey und dreyßig Plante n (platte Fahrzeuge) jede sechs und sechzig Fuß lang und zwanzig breit, und diese fügte man am Vorder- und Hintertheile mit starken Eabelthauen und eisernen Ketten aneinander, doch so, daß sie noch gegen zwanzig Fuß von einander abstanden, und dem Strom einen freyen Durchzug verstateten. Jede Plante hieng noch außerdem an zwey Ankerthauen, sowohl aufwärts als unterwärts des Stroms, welche aber, je nachdem das Wasser mit der Fluth stieg oder mit der Ebbe sank, nachgelassen und angezogen werden konnten. Ueber die Schiffe hinweg wurden große Mastbäume gelegt, welche von einem zum andern reichten, und, mit Planken überdeckt, eine ordentliche Straße bildeten, auch, wie die Stateten, mit einem Geländer eingefast waren. Diese Schiffbrücke, davon beyde Stateten nur eine Fortsetzung ausmachten, hatte, mit diesen zusammen genommen, eine Länge von zweytausend vierhundert Schritten. Dabey war diese furchtbare Maschine so künstlich organisiert und so reichlich mit Werkzeugen des Todes ausgerüstet, daß sie gleich einem lebendigen Wesen sich selbst vertheidigen, auf das Kommandowort Flammen speyen, und auf alles, was ihr nahe kam, Verderben ausschütten konnte. Außer den beyden Forts S. Maria und S. Philipp, welche die Brücke an beyden Ufern begrenzten, und außer den zwey hölzernen Basteyen auf der Brücke selbst, welche mit Soldaten angefüllt und in allen vier Ecken mit Kanonen besetzt waren, enthielt jedes der zwey und dreyßig Schiffe noch dreyßig Bewaffnete nebst vier

Matrosen zu seiner Bedeckung, und zeigte dem Feind, er mochte nun von Seeland herauf oder von Antwerpen herunter schiffen, die Mündung einer Kanone. Man zählte in allem sieben und neunzig Kanonen, die sowohl über der Brücke, als unter derselben vertheilt waren, und mehr als fünfzehn hundert Mann, die theils die Basteyen theils die Schiffe besetzten, und wenn es Noth that, ein furchtbares Mousquetenfeuer auf den Feind unterhalten konnten.

Aber dadurch allein glaubte der Herzog sein Werk noch nicht gegen alle Zufälle sicher gestellt zu haben. Es war zu erwarten, daß der Feind nichts unversucht lassen würde, den mittlern und schwächsten Theil der Brücke durch die Gewalt seiner Maschinen zu sprengen; diesem vorzubeugen, warf er längs der Schiffbrücke und in einiger Entfernung von derselben noch eine besondere Schutzwehre auf, welche die Gewalt brechen sollte, die auf die Brücke selbst möchte ausgeübt werden. Dieses Werk bestand aus drey und dreyßig Barken von beträchtlicher Größe, welche in Einer Reihe queer über den Strom hin gelagert, und je drey und drey mit Mastbäumen aneinander befestigt waren, so daß sie eilf verschiedene Gruppen bildeten. Jede derselben streckte, gleich einem Glied Pikenierer, in horizontaler Richtung vierzehn lange hölzerne Stangen aus, die dem herannahenden Feind eine eiserne Spitze entgegen lehrten. Diese Barken waren bloß mit Ballast angefüllt, und hiengen jede an einem doppelten aber schlaffen Ankerthau, um dem anschwellenden Strome nachgeben zu können; daher sie auch in beständiger Bewegung waren, und davon die Rahmen Schwimmer bekamen. Die ganze Schiffbrücke und noch ein Theil der Stateten wurden von diesen Schwimmern gedeckt, welche sowohl oberhalb als

unterhalb der Brücke angebracht waren. Zu allen diesen Vertheidigungsanstalten kam noch eine Anzahl von vierzig Kriegsschiffen, welche an beyden Ufern hielten und dem ganzen Werk zur Bedeckung dienten. \*

Dieses bewundernswürdige Werk war im März des Jahrs 1585 als dem siebenten Monat der Belagerung fertig, und der Tag, an dem es vollendet wurde, war ein Jubelfest für die Truppen. Durch ein wildes Freuden-schiessen wurde der große Vorfall der belagerten Stadt verkündigt, und die Armee, als wollte sie sich ihres Triumphs recht sinnlich versichern, breitete sich längs dem ganzen Gerüste aus, um den stolzen Strom, dem man das Joch aufgelegt hatte, friedfertig und gehorsam unter sich hinweg fließen zu sehen. Alle ausgestandenen unendlichen Mühseligkeiten waren bey diesem Anblick vergessen, und keiner, dessen Hand nur irgend dabey geschäftig gewesen, war so verächtlich und so klein, daß er sich nicht einen Theil der Ehre zueignete, die dem großen Urheber lohnte. Nichts aber gleicht der Bestürzung, welche die Bürger von Antwerpen ergriff, als ihnen die Nachricht gebracht wurde, daß die Schelde nun wirklich geschlossen, und alle Zufuhr aus Seeland abgeschnitten sey. Und zu Vermehrung ihres Schreckens mußten sie zu derselben Zeit noch den Verlust der Stadt Brüssel erfahren, welche endlich durch Hunger genöthigt worden, sich zu ergeben. Ein Versuch, den der Graf von Hohenlohe in eben diesen Tagen auf Herzogenbusch gewagt, um entweder diese Stadt

\* Strad. Dec. II. Lib. VI. 566. 567. Meteren 482. Thuan. III. Lib. LXXXIII. 45. Allgem. Geschichte der vereinigten Niederlande. III Band. 497.

wegzunehmen, oder doch dem Feind eine Diversion zu machen, war gleichfalls verunglückt, und so verlor das bedrängte Antwerpen zu gleicher Zeit alle Hoffnung einer Zufuhr von der See und zu Lande. \*

Durch einige Flüchtlinge, welche sich durch die spanischen Vorposten hindurch in die Stadt geworfen, wurden diese unglücklichen Zeitungen darinn ausgebreitet, und ein Kundschafter, den der Bürgermeister ausgesandt hatte, um die feindlichen Werke zu recognoscieren, vergrößerte durch seine Aussagen noch die allgemeine Bestürzung. Er war ertappt und vor den Herzog von Parma gebracht worden, welcher Befehl gab, ihn überall herumzuführen, und besonders die Einrichtung der Brücke aufs genaueste besichtigen zu lassen. Nachdem dieß geschehen war und er wieder vor den Feldherrn gebracht wurde, schickte ihn dieser mit den Worten zurück: „Gehe,“ rief er, „und hinterbringe denen, die dich herschickten, was du gesehen hast. Melde ihnen aber dabei, daß es mein fester Entschluß sey, mich entweder unter den Trümmern dieser Brücke zu begraben, oder durch diese Brücke in eure Stadt einzuziehen“ \*\*

Aber die Gewißheit der Gefahr belebte nun auch auf einmal den Eifer der Verbundenen, und es lag nicht an ihren Anstalten, wenn die erste Hälfte jenes Gelübdes nicht in Erfüllung gieng. Längst schon hatte der Herzog mit Unruhe den Bewegungen zugesehen, welche zum Entsatze der Stadt in Seeland gemacht wurden. Es war

\* Strad. 567—571. Meteren 492, 494. Thuan. III. 44 45.

\*\* Strad. 568.

ihm nicht verborgen, daß er den gefährlichsten Schlag von dorthier zu fürchten habe, und daß gegen die vereinigte Macht der Seeländischen und Antwerpischen Flotten, wenn sie zu gleicher Zeit und im rechten Moment auf ihn losdringen sollten, mit allen seinen Werken nicht viel würde auszurichten seyn. Eine Zeit lang hatten ihm die Zögerungen des Seeländischen Admirals, die er auf alle Art zu unterhalten bemüht war, Sicherheit verschafft; jetzt aber beschleunigte die dringende Noth auf einmal die Rüstung, und ohne länger auf den Admiral zu warten, schickten die Staaten zu Middelburg den Grafen Justin von Nassau mit soviel Schiffen als sie aufbringen konnten, den Belagerten zu Hülfe. Diese Flotte legte sich vor das Fort Lieffenshoef, welches der Feind im Besitz hatte, und beschloß dasselbe, von einigen Schiffen aus dem gegenüber liegenden Fort Lillo unterstützt, mit so glücklichem Erfolge, daß die Wälle in kurzem zu Grund gerichtet und mit stürmender Hand erstiegen wurden. Die darinn zur Besatzung liegenden Wallonen zeigten die Festigkeit nicht, welche man von Soldaten des Herzogs von Parma erwartete; sie überließen dem Feinde schimpflich die Bestung, der sich in kurzem der ganzen Insel Doel mit allen darauf liegenden Schanzen bemächtigte. Der Verlust dieser Plätze, die jedoch bald wieder gewonnen waren, gieng dem Herzog von Parma so nahe, daß er die Befehlshaber vor das Kriegsgericht zog, und den schuldigsten darunter enthaupten ließ. Indessen eröffnete diese wichtige Eroberung den Seeländern einen freyen Waß bis zur Brücke, und nunmehr war der Zeitpunkt vorhanden, nach genommener Abrede mit den Antwerpern, gegen jenes Werk einen entscheidenden Streich auszuführen. Man kam überein, daß während man von Antwerpen

aus, durch schon bereit gehaltene Maschinen, die Schiffbrücke sprengte, die Seeländische Flotte mit einem hinlänglichen Vorrath von Proviant in der Nähe seyn sollte, um sogleich durch die gemachte Oefnung hindurch nach der Stadt zu segeln. \*

Denn ehe noch der Herzog von Parma mit seiner Brücke zu Stande war, arbeitete schon in den Mauern Antwerpens ein Ingenieur an ihrer Zerstörung. Friedrich Gianibelli hieß dieser Mann, den das Schicksal bestimmt hatte, der Archimed dieser Stadt zu werden, und eine gleiche Geschicklichkeit mit gleich verlorenem Erfolg zu deren Vertheidigung zu verschwenden. Er war aus Mantua gebürtig, und hatte sich ehemals in Madrid gezeigt, um, wie einige wollen, dem König Philipp seine Dienste in dem niederländischen Krieg anzubieten. Aber vom langen Warten ermüdet, verließ der beleidigte Künstler den Hof, des Vorsazes, den Monarchen Spaniens auf eine empfindliche Art mit einem Verdienste bekannt zu machen, daß er so wenig zu schätzen gewußt hatte. Er suchte die Dienste der Königin Elisabeth von England, der erklärten Feindinn von Spanien, welche ihn, nachdem sie einige Proben von seiner Kunst gesehen, nach Antwerpen schickte. In dieser Stadt ließ er sich wohnhaft nieder, und widmete derselben in der gegenwärtigen Extremität seine ganze Wissenschaft und den feurigsten Eifer. \*\*

Sobald dieser Künstler in Erfahrung gebracht hatte, daß es mit der Brücke ernstlich gemeint sey, und daß

\* Strad. 573. 574. Meteren 495.

• Meteren 495. Strad. 574.



Werk der Vollendung sich näherte, so bat er sich von dem Magistrat drey grosse Schiffe von hundert und fünfzig bis fünfhundert Tonnen aus, in welchen er Minen anzulegen gedachte. Außer diesen verlangte er noch sechszig Planten, welche mit Kabeln und Ketten aneinander gebunden und mit hervorragenden Haken versehen, mit eintretender Ebbe in Bewegung gesetzt werden, und um die Wirkung der Minenschiffe zu vollenden, in keilförmiger Richtung gegen die Brücke Sturm laufen sollten. Aber er hatte sich mit seinem Gesuch an Leute gewendet, die gänzlich unfähig waren, einen außerordentlichen Gedanken zu fassen, und selbst da, wo es die Rettung des Vaterlandes galt, ihren Krämerjinn nicht zu verläugnen wußten. Man fand seinen Vorschlag allzukostbar, und nur mit Mühe erhielt er endlich, daß ihm zwey kleinere Schiffe von siebenzig bis achtzig Tonnen, nebst einer Anzahl Planten bewilligt wurden.

Mit diesen zwey Schiffen, davon er das eine das Glück, das andre die Hoffnung nannte, verfuhr er auf folgende Art. Er ließ auf dem Boden derselben einen hohlen Kasten von Quadersteinen mauren, der fünf Schuh breit, vierthhalb hoch, und vierzig lang war. Diesen Kasten füllte er mit sechszig Zentnern des feinsten Schießpulvers von seiner eigenen Erfindung, und bedeckte denselben mit grossen Grab- und Mühlsteinen, so schwer das Fahrzeug sie tragen konnte. Darüber führte er noch ein Dach von ähnlichen Steinen auf, welches spitz zulief und sechs Schuhe hoch über den Schiffstrand empor ragte. Das Dach selbst wurde mit eisernen Ketten und Haken, mit metallenen und marmornen Kugeln, mit Nägeln, Messern und andern verderblichen Werkzeugen vollgestopft;

auch der übrige Raum des Schiffs, den der Kasten nicht einnahm, wurde mit Steinen ausgefüllt, und das Ganze mit Brettern überzogen. In dem Kasten selbst waren mehrere kleine Oefnungen für die Luntten gelassen, welche die Mine anzünden sollten. Zum Ueberfluß war noch ein Uhrwerk darinn angebracht, welches nach Ablauf der bestimmten Zeit Funken schlagen, und, wenn auch die Luntten verunglückten, das Schiff in Brand stecken konnte. Um dem Feinde die Meynung beyzubringen, als ob es mit diesen Maschinen bloß darauf abgesehen sey, die Brücke anzuzünden, wurde auf dem Gipfel derselben ein Feuerwerk von Schwefel und Pech unterhalten, welches eine ganze Stunde lang fortbrennen konnte. Ja um die Aufmerksamkeit desselben noch mehr von dem eigentlichen Sitze der Gefahr abzulenken, rüstete er noch zwey und dreyßig Schuyten (kleine platte Fahrzeuge) aus, auf denen bloß Feuerwerke brannten, und welche keine andre Bestimmung hatten, als dem Feind ein Gaukelwerk vorzumachen. Diese Brander sollten in vier verschiedenen Transporten, von einer halben Stunde zur andern, nach der Brücke hinunter laufen, und die Feinde zwey ganzer Stunden lang unaufhörlich in Athem erhalten, so daß sie endlich vom Schießen erschöpft und durch vergebliches Warten ermüdet, in ihrer Aufmerksamkeit nachließen, wenn die rechten Vulkane kämen. Voran ließ er zum Ueberfluß noch einige Schiffe laufen, in welchen Pulver verborgen war, um das fliegende Werk vor der Brücke zu sprengen, und den Hauptschiffen Bahn zu machen. Zugleich hoffte er durch dieses Vorpostengefachte den Feinden zu thun zu geben, sie heran zu locken und der ganzen tödtenden Wirkung des Vulkans auszusetzen. \*

\* Thuan. III. 46. Strad. 574. 575. Meteren 596.

Die Nacht zwischen dem vierten und fünften April war zur Ausführung dieses großen Unternehmens bestimmt. Ein dunkles Gerücht davon hatte sich auch schon in dem spanischen Lager verbreitet, besonders da man von Antwerpen aus mehrere Taucher entdeckt hatte, welche die Ankerthau an den Schiffen hatten zerhauen wollen. Man war sich daher auf einen ernstlichen Angriff gefaßt; nur irrte man sich in der eigentlichen Beschaffenheit desselben, und rechnete mehr darauf, mit Menschen als mit Elementen zu kämpfen. Der Herzog ließ zu diesem Ende die Wachen längs dem ganzen Ufer verdoppeln, und zog den besten Theil seiner Truppen in die Nähe der Brücke, wo er selbst gegenwärtig war; um so näher der Gefahr, je sorgfältiger er derselben zu entziehen suchte. Kaum war es dunkel geworden, so sah man von der Stadt her drei brennende Fahrzeuge daher schwimmen, dann noch drei andre, und gleich darauf eben sovieler. Man ruft durch das spanische Lager ins Gewehr, und die ganze Länge der Brücke füllt sich mit Bewaffneten an. Indessen vermehrten sich die Feuerschiffe und zogen, theils Paarweise theils zu Dreien, in einer gewissen Ordnung den Strom herab, weil sie am Anfang noch durch Schiffer gelenkt wurden. Der Admiral der Antwerpischen Flotte Jakob Jakobsohn hatte es, man wußte nicht ob aus Nachlässigkeit oder Vorsatz darinn versehen, daß er die vier Schiffhausen allzugeschwind hintereinander ablaufen, und ihnen auch die zwei große Minenschiffe viel zu schnell folgen ließ, wodurch die ganze Ordnung gestört wurde.

Unterdessen rückte der Zug immer näher, und die Dunkelheit der Nacht erhöhte noch den außerordentlichen Anblick. So weit das Auge dem Strom folgen konnte war

alles Feuer, und die Brander warfen so starke Flammen aus, als ob sie selbst in Feuer aufgingen. Weit hin leuchtete die Wasserfläche; die Dämme und Bastey:n längs dem Ufer, die Fahnen, Waffen und Rüstungen der Soldaten, welche sowohl hier als auf der Brücke in Parade standen, glänzten im Widerschein. Mit einem gemischten Gefühl von Grauen und Vergnügen betrachtete der Soldat das seltsame Schauspiel, das eher einer Fete als einem feindlichen Apparate glich, aber gerade wegen dieses sonderbaren Kontrastes der äußern Erscheinung mit der innern Bestimmung die Gemüther mit einem wunderbaren Schauer erfüllte. Als diese brennende Flotte der Brücke bis auf zweytausend Schritte nahe gekommen, zündeten ihre Führer die Lunten an, trieben die zwey Minenschiffe in die eigentliche Mitte des Stroms und überließen die übrigen dem Spiele der Wellen, in dem sie selbst sich auf schon bereit gehaltenen Rähnen hurtig davon machten. \*

Fest verwirrte sich der Zug, und die führerlosen Schiffe langten einzeln und zerstreut bey den schwimmenden Werken an, wo sie entweder hängen blieben, oder seitwärts an das Ufer prallten. Die vordern Pulverschiffe, welche bestimmt gewesen waren, das schwimmende Werk zu entzünden, warf die Gewalt eines Sturmwindes, der sich in diesem Augenblick erhob, an das Flandrische Ufer; selbst der eine von den beyden Brändern, welcher das Glück hieß, gerieth unterwegs auf den Grund, ehe er noch die Brücke erreichte, und tödtete, indem er zersprang, etliche spanische Soldaten, die in einer nahegelegenen Schanze arbeiteten. Wenig fehlte, daß

<sup>n</sup> Strad. 576.

der andre und größere Brand, die Hoffnung genannt, nicht ein ähnliches Schicksal gehabt hätte. Der Strom warf ihn an das schwimmende Werk auf der Flandrischen Seite, wo er hängen blieb; und hätte er in diesem Augenblick sich entzündet, so war der beste Theil seiner Wirkung verloren. Von den Flammen getäuscht, welche diese Maschine, gleich den übrigen Fahrzeugen von sich warf, hielt man sie bloß für einen gewöhnlichen Brand, der die Schiffbrücke anzuzünden bestimmt sey. Und wie man nun gar eins der Feuerschiffe nach dem andern ohne alle weitere Wirkung erlöschen sah, so verlor sich endlich die Furcht, und man fieng an, über die Anstalten des Feindes zu spotten, die sich so prahlerisch angekündigt hatten, und nun ein so lächerliches Ende nahmen. Einige der verwegensten warfen sich sogar in den Strom, um den Brand in der Nähe zu besehen, und ihn auszulöschen, als derselbe vermittelst seiner Schwere sich durchriß, das schwimmende Werk, das ihn aufgehalten, zersprengte, und mit einer Gewalt, welche alles fürchten ließ, auf die Schiffbrücke losdrang. Auf einmal kommt alles in Bewegung, und der Herzog ruft den Matrosen zu, die Maschine mit Stangen aufzuhalten, und die Flammen zu löschen, ehe sie das Gebälke ergriffen.

Er befand sich in diesem bedenklichen Augenblick an dem äußersten Ende des linken Gerüsts, wo dasselbe eine Basten im Wasser formirte und in die Schiffbrücke übergieng. Ihm zur Seite standen der Markgraf von Rnsburg, General der Reiteren und Gouverneur der Provinz Artois, der sonst den Staaten gedient hatte, aber aus einem Vertheidiger der Republik ihr schlimmster Feind geworden war, der Freyherr von Billy, Gouverneur

von Friesland und Chef der deutschen Regimenter, die Generale Cajetan und Guasto, nebst mehreren der vornehmsten Offiziere; alle ihrer besondern Gefahr vergessen, und bloß mit Abwendung des allgemeinen Unglücks beschäftigt. Da nahte sich dem Herzog von Parma ein spanischer Fähndrich, und beschwor ihn, sich von einem Orte hinwegzugeben, wo seinem Leben augenscheinlich Gefahr drohe. Er wiederholte diese Bitte noch dringender, als der Herzog nicht darauf merken wollte, und siegte ihn zuletzt fußfällig, in diesem einzigen Stücke von seinem Diener Rath anzunehmen. Indem er dieß sagte, hatte er den Herzog am Rock ergriffen, als wollte er ihn mit Gewalt von der Stelle ziehen, und dieser, mehr von der Kühnheit dieses Mannes überrascht als durch seine Gründe überredet, zog sich endlich, von Cajetan und Guasto begleitet, nach dem Ufer zurück. Kaum hatte er Zeit gehabt, das Fort S. Maria am äußersten Ende der Brücke zu erreichen, so geschah hinter ihm ein Knall, nicht anders als hörte die Erde, und als stürzte das Gewölbe des Himmels ein. Wie todt fiel der Herzog nieder, die ganze Armee mit ihm, und es dauerte mehrere Minuten, bis man wieder zur Besinnung erwachte.

Aber Welch ein Anblick, als man jetzt wieder zu sich selber kam! Von dem Schlage des entzündeten Vulkans war die Schelde bis in ihre untersten Tiefen gespalten und mit Mauerhoher Fluth über den Damm, der sie umgab, hinaus getrieben worden, so daß alle Bestungswerke am Ufer mehrere Schuh hoch im Wasser standen. Dren Meilen im Umkreis schütterte die Erde. Bennahe das ganze linke Gerüste, an welchem das Brandschiff sich angehängt hatte, war nebst einem Theil der Schiffbrücke

auseinander gesprengt, zerschmettert, und mit allem, was sich darauf befand, mit allen Mastbäumen, Kanonen und Menschen in die Luft geführt worden. Selbst die ungeheuren Steinmassen, welche die Mine bedeckten, hatte die Gewalt des Vulkans in die benachbarten Felder geschleudert, so daß man nachher mehrere davon, tausend Schritte weit von der Brücke, aus dem Boden herausgrub. Sechs Schiffe waren verbrannt, mehrere in Stücken gegangen. Aber schrecklicher als alles dieß war die Niederlage, welche das mörderische Werkzeug unter den Menschen anrichtete. Fünfhundert, nach andern Berichten sogar achthundert Menschen wurden das Opfer seiner Wuth; diejenigen nicht einmal gerechnet, welche mit verstümmelten oder sonst beschädigten Gliedern davon kamen; und die entgegengesetztesten Todesarten vereinigten sich in diesem entsetzlichen Augenblick. Einige wurden durch den Blitz des Vulkans, andre durch das kochende Gewässer des Stroms verbrannt; noch andre erstickte der giftige Schwefeldampf; jene wurden in den Fluthen, diese unter dem Hagel der geschleuderten Steine begraben, viele von den Messern und Haken zerfleischt, oder von den Kugeln zermalmt, welche aus dem Bauch der Maschine sprangen. Einige, die man ohne alle sichtbare Verletzung entseelt fand, mußte schon die bloße Lufterstütterung getödtet haben. Der Anblick, der sich unmittelbar nach Entzündung der Mine darbot, war fürchterlich. Einige staken zwischen dem Pfahlwerk der Brücke, andere arbeiteten sich unter Steinmassen hervor, noch andre waren in den Schiffseilen hängen geblieben; von allen Orten und Enden her erhob sich ein herzzersehrendes Geschrey nach Hülfe, welches aber, weil jeder genug mit sich selbst zu thun hatte, nur durch ein ohnmächtiges Wimmern beantwortet wurde.

Von den Ueberlebenden sahen sich viele durch ein wunderähnliches Schicksal gerettet. Einen Offizier, mit Namen Tucci, hob der Windwirbel wie eine Feder in die Luft, hielt ihn eine Zeitlang schwebend in der Höhe, und ließ ihn dann gemach in den Strom herabsinken, wo er sich durch Schwimmen rettete. Einen andern ergriff die Gewalt des Schusses auf dem Flandrischen Ufer und setzte ihn auf dem Brabantischen ab, wo er mit einer leichten Quetschung an der Schulter wieder aufstand, und es war ihm, wie er nachher ausägte, auf dieser schnellen Luftreise nicht anders zu Muth, als ob er aus einer Kanone geschossen würde. Der Herzog von Parma selbst war dem Tode nie so nahe gewesen als in diesem Augenblick, denn nur der Unterschied einer halben Minute entschied über sein Leben. Kaum hatte er den Fuß in das Fort S. Maria gesetzt, so hob es ihn auf wie ein Sturmwind, und ein Balken, der ihn am Haupt und an der Schulter traf, riß ihn sinnlos zur Erde. Eine Zeitlang glaubte man ihn auch wirklich todt, weil sich viele erinnerten, ihn wenige Minuten vor dem tödtlichen Schlag noch auf der Brücke gesehen zu haben. Endlich fand man ihn, die Hand an dem Degen, zwischen seinen Begleitern Cajetan und Guasto sich aufrichtend; eine Zeitung, die dem ganzen Heere das Leben wieder gab. Aber umsonst würde man versuchen, seinen Gemüthszustand zu beschreiben, als er nun die Verwüstung übersah, die ein einziger Augenblick in dem Werk so vieler Monate angerichtet hatte. Zerrissen war die Brücke, auf der seine ganze Hoffnung beruhte, aufgerieben ein großer Theil seines Heers, ein anderer verstümmelt und für viele Tage unbrauchbar gemacht, mehrere seiner besten Offiziere getödtet; und als ob es an diesem öffentlichen Unglück noch nicht genug wäre, so mußte er noch



Die schmerzliche Nachricht hören, daß der Markgraf von Rysburg, den er unter allen seinen Offizieren vorzüglich werth hielt, nirgends aufzufinden sey. Und doch stand das allerschlimmste noch bevor; denn jeden Augenblick mußte man von Antwerpen und Lillo aus die feindlichen Flotten erwarten, welche bey dieser schrecklichen Verfassung des Heers durchaus keinen Widerstand würden gefunden haben. Die Brücke war auseinander gesprengt, und nichts hinderte die Seeländischen Schiffe mit vollen Segeln hindurch zu ziehen; dabey war die Verwirrung der Truppen in diesen ersten Augenblicken so groß und allgemein, daß es unmöglich gewesen wäre, Befehle auszutheilen und zu befolgen, da viele Corps ihre Befehlshaber, viele Befehlshaber ihre Corps vermißten, und selbst der Posten, wo man gestanden, in dem allgemeinen Ruin kaum mehr zu erkennen war. Dazu kam, daß alle Schanzen am Ufer im Wasser standen, daß mehrere Kanonen versenkt, daß die Lunten feucht, daß die Pulvervorräthe vom Wasser zu Grund gerichtet waren. Welch ein Moment für die Feinde, wenn sie es verstanden hätten, ihn zu benutzen! \*

Kaum wird man es dem Geschichtschreiber glauben, daß dieser über alle Erwartung gelungene Erfolg bloß darum für Antwerpen verloren gieng, weil — man nichts davon wußte. Zwar schickte S. Aldegonde, sobald man den Knall des Vulkans in der Stadt vernommen hatte, mehrere Galeeren gegen die Brücke aus, mit dem Befehl,

\* Strada 577. seq. Meteren 497. Thuan. III. 47. Allgem. Gesch. d. v. N. III. 497.

Feuerkugeln und brennende Pfeile steigen zu lassen, sobald sie glücklich hindurch passirt seyn würden, und dann mit dieser Nachricht geradenwegs nach Lillo weiter zu segeln, um die Seeländische Hülfsslotte unverzüglich in Bewegung zu bringen. Zugleich wurde der Admiral von Antwerpen beordert, auf jenes gegebene Zeichen sogleich mit den Schiffen aufzubrechen, und in der ersten Verwirrung den Feind anzugreifen. Aber obgleich den auf Kundtschaft ausgesandten Schiffen eine ansehnliche Belohnung versprochen worden, so wagten sie sich doch nicht in die Nähe des Feindes, sondern lehrten unverrichteter Sachen zurück, mit der Botschaft, daß die Schiffbrücke unversehrt und das Feuerschiff ohne Wirkung geblieben sey. Auch noch am folgenden Tage wurden keine bessere Anstalten gemacht, den wahren Zustand der Brücke in Erfahrung zu bringen; und da man die Flotte bey Lillo, des günstigsten Windes ungeachtet, gar keine Bewegung machen sah, so bestärkte man sich in der Vermuthung, daß die Brander nichts ausgerichtet hätten. Niemand fiel es ein, daß eben diese Unthätigkeit der Bundesgenossen, welche die Antwerper irre führte, auch die Seeländer bey Lillo zurückhalten könnte, wie es sich auch in der That verhielt. Einer so ungeheuren Inconsequenz konnte sich nur eine Regierung schuldig machen, die ohne alles Ansehen und alle Selbstständigkeit Rath bey der Menge hohlt, über welche sie herrschen sollte. Je unthätiger man sich indessen gegen den Feind verhielt, desto heftiger ließ man seine Wuth gegen Gianibelli aus, den der rasende Pöbel in Stücken reißen wollte. Zwey Tage schwebte dieser Künstler in der augenscheinlichsten Lebensgefahr, bis endlich am dritten Morgen ein Bote von Lillo, der unter der Brücke hindurchgeschwommen, von der wirklichen Zerstörung der Brücke, zugleich aber auch

von der völligen Wiederherstellung derselben bestimmten Bericht abstattete. \*

Diese schleunige Ausbesserung der Brücke war ein wahres Wunderwerk des Herzogs von Parma. Kaum hatte sich dieser von dem Schlage erhohlt, der alle seine Entwürfe darnieder zu stürzen schien, so wußte er mit einer bewundernswürdigen Gegenwart des Geistes allen schlimmen Folgen desselben zuvor zu kommen. Das Ausbleiben der feindlichen Flotte in diesem entscheidenden Augenblick belebte aufß neue seine Hofnung. Noch schien der schlimme Zustand seiner Brücke den Feinden ein Geheimniß zu seyn, und war es gleich nicht möglich, das Werk vieler Monate in wenigen Stunden wieder herzustellen, so war schon vieles gewonnen, wenn man auch nur den Schein davon zu erhalten wußte. Alles mußte daher Hand ans Werk legen, die Trümmer wegzuschaffen, die umgestürzten Balken wieder aufzurichten, die zerbrochenen zu ersetzen, die Lücken mit Schiffen auszufüllen. Der Herzog selbst entzog sich der Arbeit nicht, und seinem Beispiel folgten alle Offiziere. Der gemeine Mann, durch diese Popularität angefeuert, that sein Aeußerstes, die ganze Nacht durch wurde die Arbeit fortgesetzt, unter dem beständigen Lärm der Trompeten und Trommeln, welche längs der ganzen Brücke vertheilt waren, um das Geräusch der Werkleute zu übertönen. Mit Anbruch des Tages waren von der Verwüstung der Nacht wenige Spuren mehr zu sehen, und obgleich die Brücke nur dem Schein nach wieder hergestellt war, so täuschte doch dieser Anblick die Rundschaffer, und der Angriff unterblieb.

\* Meteren 496.

Mittlerweile gewann der Herzog Frist, die Ausbesserung gründlich zu machen, ja sogar in der Struktur der Brücke einige wesentliche Veränderungen anzubringen. Um sie vor künftigen Unfällen ähnlicher Art zu verwahren, wurde ein Theil der Schiffbrücke beweglich gemacht, so daß derselbe im Nothfall weggenommen und den Brandern der Durchzug geöfnet werden konnte. Den Verlust, welchen er an Mannschaft erlitten, ersetzte der Herzog durch Garnisonen aus den benachbarten Plätzen und durch ein deutsches Regiment, das ihm gerade zu rechter Zeit aus Geldern zugeführt wurde. Er besetzte die Stellen der gebliebenen Offiziere, woben der spanische Fähndrich, der ihm das Leben gerettet, nicht vergessen wurde. \*

Die Antwerper, nachdem sie den glücklichen Erfolg ihres Minenschiffs in Erfahrung gebracht, huldigten nun dem Erfinder desselben eben so leidenschaftlich als sie ihn kurz vorher gemißhandelt hatten, und foderten sein Genie zu neuen Versuchen auf. Gianibelli erhielt nun wirklich eine Anzahl von Planten, wie er sie anfangs, aber vergeblich verlangt hatte, und diese rüstete er auf eine solche Art aus, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt an die Brücke schlugen, und solche auch wirklich zum zweytenmal auseinander sprengten. Dießmal aber war der Wind der Seeländischen Flotte entgegen, daß sie nicht auslaufen konnte, und so erhielt der Herzog zum zweytenmal die nöthige Frist, den Schaden auszubefern. Der Archimed von Antwerpen ließ sich durch alle diese Fehlschläge keineswegs irre machen. Er rüstete auß neue zwey grosse Fahrzeuge auß, welche mit eisernen Haken und ähnlichen

\* Strad. 581. seq.

Instrumenten bewaffnet waren, um die Brücke mit Gewalt zu durchrennen. Aber wie es nunmehr dazu kam, solche auslaufen zu lassen, fand sich niemand, der sie besteigen wollte. Der Künstler mußte also darauf denken, seinen Maschinen von selbst eine solche Richtung zu geben, daß sie auch ohne Steuermann die Mitte des Wassers hielten und nicht wie die vorigen von dem Winde dem Ufer zugetrieben würden. Einer von seinen Arbeitern, ein Deutscher, verfiel hier auf eine sonderbare Erfindung, wenn man sie anders dem Strada \* nacherzählen darf. Er brachte ein Segel unter dem Schiffe an, welches eben so von dem Wasser, wie die gewöhnlichen Segel von dem Winde angeschwellt werden und auf diese Art das Schiff mit der ganzen Gewalt des Stroms fortreiben konnte. Der Erfolg lehrte auch, daß er richtig gerechnet hatte, denn dieses Schiff mit verkehrten Segeln folgte nicht nur in strenger Richtung der eigentlichen Mitte des Stroms, sondern rannte auch mit solcher Hestigkeit gegen die Brücke, daß es dem Feinde nicht Zeit ließ, diese zu eröffnen, und sie wirklich auseinander sprengte. Aber alle diese Erfolge halfen der Stadt zu nichts, weil sie auf Gerathewohl unternommen und durch keine hinlängliche Macht unterstützt wurden. Von einem neuen Minen-Schiff, welches Gianibelli nach Art des ersten, das so gut operiert hatte, zubereitete und mit viertausend Pfund Schießpulver anfüllte, wurde gar kein Gebrauch gemacht, weil es den Antwerpern nunmehr einfiel, auf einem andern Weg ihre Rettung zu suchen. \*\*

\* Dec. II. Libr. VI. 586.

\*\* Meteren 497.

Abgeschreckt durch so viele mißlungene Versuche, die Schifffahrt auf dem Strom mit Gewalt wieder frey zu machen, dachte man endlich darauf, den Strom ganz und gar zu entbehren. Man erinnerte sich an das Beispiel der Stadt Leiden, welche zehn Jahre vorher von den Spaniern belagert in einer zur rechten Zeit bewürkten Ueberschwemmung der Felder ihre Rettung gefunden hatte, und dieses Beispiel beschloß man nachzuahmen. Zwischen Lillo und Stabroek im Lande Bergen streckt sich eine große etwas abhängige Ebene bis nach Antwerpen hin, welche nur durch zahlreiche Dämme und Segendämme gegen die eindringenden Wasser der Osterschelde geschützt wird. Es kostete weiter nichts, als diese Dämme zu schleifen, so war die ganze Ebene Meer und konnte mit flachen Schiffen bis fast unter die Mauern von Antwerpen befahren werden. Glückte dieser Versuch, so mochte der Herzog von Parma immerhin die Schelde vermittelst seiner Schiffbrücke hüten; man hatte sich einen neuen Strom aus dem Stegreif geschaffen, der im Nothfall die nehmlichen Dienste leistete. Eben dieß war es auch, was der Prinz von Oranien gleich bey dem Anfange der Belagerung angerathen und S. Aldegonde ernstlich zu befördern gesucht hatte, aber ohne Erfolg, weil einige Bürger nicht zu bewegen gewesen waren, ihr Feld aufzuopfern. Zu diesem letzten Rettungsmittel kam man in der jetzigen Bedrängniß zurück, aber die Umstände hatten sich unterdessen gar sehr geändert.

Jene Ebene nehmlich durchschneidet ein breiter und hoher Damm, der von dem anliegenden Schlosse Cowenstein den Nahmen führt und sich von dem Dorfe Stabroek in Bergen, drey Meilen lang, bis an die Schelde erstreckt, mit deren großem Damm er sich ohn-

weit Ordam vereinigt. Ueber diesen Damm hinweg konnten auch bey noch so hoher Fluth keine Schiffe fahren, und vergebens leitete man das Meer in die Felder, solange ein solcher Damm im Wege stand, der die See-ländische Fahrzeuge hinderte, in die Ebene vor Antwerpen herabzusteigen. Das Schicksal der Stadt beruhte also darauf, daß dieser Cowensteinische Damm geschleift oder durchstoßen wurde; aber eben weil der Herzog von Parma dieses voraussah, so hatte er gleich bey Eröffnung der Blokade von demselben Besitz genommen, und keine Anstalten gespart, ihn bis aufs äußerste zu behaupten. Bey dem Dorfe Stabroek stand der Graf von Mansfeld mit dem größern Theil der Armee gelagert, und unterhielt durch eben diesen Cowensteinischen Damm die Communication mit der Brücke, dem Hauptquartier und den spanischen Magazinen zu Kalloo. So bildete die Armee von Stabroek in Brabant bis nach Bevern in Flandern eine zusammenhängende Linie, welche von der Schelde zwar durchschnitten aber nicht unterbrochen wurde, und ohne eine blutige Schlacht nicht zerrissen werden konnte. Auf dem Damm selbst waren in gehöriger Entfernung von einander fünf verschiedene Batterien errichtet, und die tapfersten Offiziere der Armee führten darüber das Commando. Ja, weil der Herzog von Parma nicht zweifeln konnte, daß nunmehr die ganze Wuth des Kriegs sich hieher ziehen würde, so überließ er dem Grafen von Mansfeld die Bewachung der Brücke, und entschloß sich in eigener Person diesen wichtigen Posten zu vertheidigen. Jetzt also erblickte man einen ganz neuen Krieg und auf einem ganz andern Schauplatz. \*

\* Strad. 582. Thuan. III. 48.

Der Beschluß folgt.





# Die Horen

Jahrgang 1795

Fünftes Stück.

T ü b i n g e n

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

1795



## Inhalt des fünften Stücks.

<b>I</b> Merkwürdige Belagerung von Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585. Beschluß.	Seite 1
<b>II</b> Beitrag zu einer Geschichte des französischen Nationalcharakters.	— 15
<b>III</b> Litterarischer Sansculottismus.	— 50
<b>IV</b> Das Spiel in strengster Bedeutung.	— 57
<b>V</b> Die Lebenskraft oder der Rhodische Genius. Eine Erzählung.	— 90
<b>VI</b> Ueber Charakterdarstellung in der Musik.	— 97
<b>VII</b> Kunstschulen.	— 122
<b>VIII</b> Weihe der Schönheit.	— 135
<b>IX</b> Sängerlohn.	— 138



# Die Horen.

Erster Jahrgang. Fünftes Stück.

## I

Merkwürdige

Belagerung von Antwerpen

in den Jahren 1584 und 1585.

Beschluß.

Die Niederländer hatten an mehrern Stellen, oberhalb und unterhalb Lillo den Damm durchstoßen, welcher dem Brabantischen Ufer der Schelde folgt, und wo sich kurz zuvor grüne Fluren zeigten, da erschien jetzt ein neues Element, da sah man Fahrzeuge wimmeln und Mastbäume ragen. Eine Seeländische Flotte, von dem Grafen Hohenlohe angeführt, schiffte in die überschwemmten Felder, und machte wiederholte Bewegungen gegen den Cowensteinischen Damm, jedoch ohne ihn im Ernst anzugreifen; während daß eine andere in der Schelde sich zeigte, und bald dieses bald jenes Ufer mit einer Landung, bald die Schiffbrücke mit einem Sturme bedrohte. Mehrere Tage trieb man dieses Spiel mit dem Feinde, der, ungewiß, wo er den Angriff zu erwarten habe, durch anhaltende Wachsamkeit erschöpft, und durch so oft getäuschte Furcht allmählig sicher werden sollte. Die Antwerper hatten dem Grafen Hohenlohe versprochen,

den Angriff auf den Damm von der Stadt aus mit einer Flotille zu unterstützen; drei Feuerzeichen von dem Hauptthurm sollten die Losung seyn, daß diese sich auf dem Wege befinde. Als nun in einer finstern Nacht die erwarteten Feuersäulen wirklich über Antwerpen aufstiegen, so ließ Graf Hohenlohe sogleich fünfhundert seiner Truppen zwischen zwei feindlichen Redouten den Damm erklettern, welche die spanischen Wachen theils schlafend überfielen, theils wo sie sich zur Wehr setzten, niedermachten. In kurzem hatte man auf dem Damm festen Fuß gefaßt, und war schon im Begriff, die übrige Mannschaft zweytausend an der Zahl nachzubringen, als die Spanier in den nächsten Redouten in Bewegung kamen, und von dem schmalen Terrain begünstigt auf den dichtgedrängten Feind einen verzweifelten Angriff thaten. Und da nun zugleich das Geschütz anfieng, von den nächsten Batterien auf die anrückende Flotte zu spielen, und die Landung der übrigen Truppen unmöglich machte, von der Stadt aus aber kein Beystand sich sehen ließ, so wurden die Seeländer nach einem kurzen Gefecht überwältigt, und von dem schon eroberten Damm wieder heruntergestürzt. Die siegenden Spanier jagten ihnen mitten durch das Wasser bis zu den Schiffen nach, versenkten mehrere von diesen, und zwangen die übrigen, mit einem großen Verlust sich zurück zu ziehen. Graf Hohenlohe wälzte die Schuld dieser Niederlage auf die Einwohner von Antwerpen, die durch ein falsches Signal ihn betrogen hatten, und gewiß lag es nur an der schlechten Uebereinstimmung ihrer beiderseitigen Operationen, daß dieser Versuch kein besseres Ende nahm. \*

\* Strad. 583. Meteren 498.

Endlich aber beschloß man, einen planmäßigen Angriff mit vereinigten Kräften auf den Feind zu thun, und durch einen Hauptsturm sowohl auf den Damm als auf die Brücke die Belagerung zu endigen. Der sechszehente May 1585 war zu Ausführung dieses Anschlags bestimmt, und von beyden Theilen wurde das äußerste angewendet, diesen Tag entscheidend zu machen. Die Holländer und Seeländer brachten, in Vereinigung mit den Antwerpern, über zweyhundert Schiffe zusammen, welche zu bemannen sie ihre Städte und Citadellen von Truppen entblößten, und mit dieser Macht wollten sie von zwey entgegengesetzten Seiten den Cowensteinischen Damm bestürmen. Zu gleicher Zeit sollte die ScheldBrücke durch neue Maschinen von Gianibellis Erfindung angegriffen, und dadurch der Herzog von Parma verhindert werden, den Damm zu entsetzen. \*

Alexander, von der ihm drohenden Gefahr unterrichtet, sparte auf seiner Seite nichts, derselben nachdrücklich zu begegnen. Er hatte, gleich nach Eroberung des Dammes an fünf verschiedenen Orten Redouten darauf erbauen lassen, und das Kommando darüber den erfahrensten Offizieren der Armee übergeben. Die erste derselben, welche die Kreuzschanze hieß, wurde an der Stelle errichtet, wo der Cowensteinische Damm in den großen Wall der Schelde sich einsenkt und mit diesem die Figur eines Kreuzes bildet; über diese wurde der Spanier Mondragon zum Befehlshaber gesetzt. Tausend Schritte von derselben wurde in der Nähe des Schloßes Cowenstein die St. Jakobs-Schanze aufgeführt, und dem

\* Strad. 584. Meteren 498.

Kommando des Camillo von Monte übergeben. Auf diese folgte in gleicher Entfernung die St. Georgs-Schanze, und tausend Schritte von dieser die Pfahlschanze unter Gamboas Befehlen, welche von dem Pfahlwerk, auf dem sie ruhte, den Rahmen führte. Am äußersten Ende des Dammes, ohnweit Stabroek, lag eine fünfte Bastey, worinn der Graf von Mansfeld nebst einem Italiener Capizucchi den Befehl führte. Alle diese Forts ließ der Herzog jetzt mit frischer Artillerie und Mannschaft verstärken, und noch überdiß an beyden Seiten des Dammes und längs der ganzen Richtung desselben Pfähle einschlagen, sowohl um den Wall dadurch desto fester, als den Schanzgräbern, die ihn durchstechen würden, die Arbeit schwerer zu machen. \*

Früh Morgens, am sechzehnten May, setzte sich die feindliche Macht in Bewegung. Gleich mit Anbruch der Dämmerung kamen von Lillo aus durch das überschwemmte Land vier brennende Schiffe daher geschwommen, wodurch die spanischen Schildwachen auf dem Damm, welche sich jener furchtbaren Vulkane erinnerten, so sehr in Furcht gesetzt wurden, daß sie sich eilfertig nach den nächsten Schanzen zurückzogen. Gerade diß war es, was der Feind beabsichtigt hatte. In diesen Schiffen, welche bloß wie Brander aussahen, aber es nicht wirklich waren, lagen Soldaten versteckt, die nun plötzlich aus Land sprangen, und den Damm an der nicht vertheidigten Stelle, zwischen S. Georgs und der Pfahlschanze glücklich erstiegen. Unmittelbar darauf zeigte sich die ganze Seeländische Flotte mit zahlreichen Kriegsschiffen, Proviantschiffen

\* Strad. 582. 584.



fen und eine Menge kleinerer Fahrzeuge, welche mit großen Säcken Erde, Wolle, Faschinen, Schanzkörben und dgl. beladen waren, um sogleich, wo es Noth that, Brustwehren aufwerfen zu können. Die Kriegsschiffe waren mit einer starken Artillerie und einer zahlreichen tapfern Mannschaft besetzt, und ein ganzes Heer von Schanzgräbern begleitete sie, um den Damm, sobald man im Besitz davon seyn würde, zu durchgraben. \*

Raum hatten die Seeländer auf der einen Seite angefangen, den Damm zu ersteigen, so rückte die Antwerpische Flotte von Osterweel herbei, und bestürmte ihn von der andern. Eilfertig führte man zwischen den zwey nächsten feindlichen Redouten eine hohe Brustwehre auf, welche die Feinde voneinander abschneiden, und die Schanzgräber decken sollte. Diese, mehrere hundert an der Zahl, fielen nun von beyden Seiten mit ihren Spaden den Damm an, und wühlten in demselben mit solcher Emsigkeit, daß man Hofnung hatte, beyde Meere in kurzem miteinander verbunden zu sehen. Aber unterdessen hatten auch die Spanier Zeit gehabt, von den zwey nächsten Redouten herbei zu eilen, und einen muthigen Angriff zu thun, während daß das Geschütz von der Georgs. Schanze unausgesezt auf die feindliche Flotte spielte. Eine schreckliche Schlacht entbrannte jetzt in der Gegend, wo man den Teich durchstach, und die Brustwehre thürmte. Die Seeländer hatten um die Schanzgräber herum einen dichten Cordon gezogen, damit der Feind ihre Arbeit nicht stören sollte, und in diesem kriegerischen Lärm, mitten unter dem feindlichen Kugelregen,

\* Strad. 587. seq. Meteren 498. Thuan III. 48.

Oft bis an die Brust im Wasser, zwischen Todten und Sterbenden setzten die Schanzgräber ihre Arbeit fort, unter dem beständigen Treiben der Kaufleute, welche mit Ungeduld darauf warteten, den Damm geöffnet und ihre Schiffe in Sicherheit zu sehen. Die Wichtigkeit des Erfolges, der gewissermaßen ganz von ihrem Spaden abhing, schien selbst diese gemeinen Tagelöhner mit einem heroischen Muth zu beseelen. Einzig nur auf das Geschäft ihrer Hände gerichtet, sahen sie, hörten sie den Tod nicht, der sie rings umgab, und fielen gleich die vordersten Reihnen, so drangen sogleich die hintersten her bey. Die eingeschlagenen Pfähle hielten sie sehr bey der Arbeit auf, noch mehr aber die Angriffe der Spanier, welche sich mit verzweifeltm Muth durch die feindlichen Haufen schlugen, die Schanzgräber in ihren Löchern durchbohrten, und mit den todten Körpern die Breschen wieder ausfüllten, welche die Lebenden gegraben hatten. Endlich aber als ihre meisten Offiziere theils todt, theils verwundet waren, die Anzahl der Feinde unaufhörlich sich mehrte, und immer frische Schanzgräber an die Stelle der gebliebenen traten, so entfiel diesen tapfern Truppen der Muth, und sie hielten für rathsam, sich nach ihren Schanzen zurück zu ziehen. Jetzt also sahen sich die Seeländer und Antwerper von dem ganzen Theil des Dammes Meister, der von dem Fort S. Georg bis zu der Pfahlschanze sich erstreckt. Da es ihnen aber viel zu lang anstand, die völlige Durchbrechung des Damms abzuwarten, so luden sie in der Geschwindigkeit ein Seeländisches Lastschiff aus, und brachten die Ladung desselben über den Damm herüber auf ein Antwerpisches, welches Graf Hohenlohe nun im Triumph nach Antwerpen brachte. Dieser Anblick erfüllte die geängstigte Stadt auf ein-

mal mit den frohesten Hoffnungen, und als wäre der Sieg schon erfochten, überließ man sich einer tobenden Fröhlichkeit. Man läutete alle Glocken, man brannte alle Kanonen ab, und die außer sich gesetzten Einwohner ranneten ungeduldig nach dem Osterweeler Thore, um die Proviantschiffe, welche unterwegs seyn sollten, in Empfang zu nehmen. \*

In der That war das Glück den Belagerten noch nie so günstig gewesen, als in diesem Augenblick. Die Feinde hatten sich muthlos und erschöpft in ihre Schanzen geworfen, und weit entfernt, den Siegern den eroberten Posten streitig machen zu können, sahen sie sich vielmehr selbst in ihren Zufluchtsörtern belagert. Einige Compagnien Schottländer, unter der Anführung ihres tapfern Obersten Balfour griffen die S. Georgs Schanze an, welche Kamillo von Monte, der aus S. Jakob herben eilte, nicht ohne großen Verlust an Mannschaft entsetzte. In einem viel schlimmern Zustand befand sich die Pfahlschanze, welche von den Schiffen aus heftig beschossen wurde, und alle Augenblick in Trümmern zu gehen drohte. Gamboa, der sie kommandirte, lag verwundet darin, und unglücklicher weise fehlte es an Artillerie, die feindlichen Schiffe in der Entfernung zu halten. Dazu kam noch, daß der Wall, den die Seeländer zwischen dieser und der Georgs. Schanze aufgethürmt hatten, allen Beystand von der Schelde her abschnitt. Hätte man also diese Entkräftung und Unthätigkeit der Feinde dazu benutzt, in Durchstechung des Dammes mit Eifer und Beharrlichkeit fortzufahren, so ist kein Zweifel, daß man

\* Strad. 589. Meteren 498.

sich einen Durchgang geöffnet, und dadurch wahrscheinlich die ganze Belagerung geendigt haben würde. Aber auch hier zeigte sich der Mangel an Folge, welchen man den Antwerpern im ganzen Lauf dieser Begebenheit zur Last legen muß. Der Eifer, mit dem man die Arbeit angefangen, erkaltete in demselben Maaß, als das Glück ihn begleitete. Bald fand man es viel zu langweilig und mühsam, den Teich zu durchgraben; man hielt für besser, die große Lastschiffe in kleinere auszuladen, welche man sodann mit steigender Fluth nach der Stadt schaffen wollte. S. Aldegonde und Hohenlohe, anstatt durch ihre persönliche Gegenwart den Fleiß der Arbeiter anzufeuern, verließen gerade im entscheidenden Moment den Schauplatz der Handlung, um mit einem Getreideschiff nach der Stadt zu fahren, und dort die Lobsprüche über ihre Weisheit und Tapferkeit in Empfang zu nehmen. \*

Während daß auf dem Damme von beyden Theilen mit der hartnäckigsten Hitze gefochten wurde, hatte man die Scheldbrücke von Antwerpen aus mit neuen Maschinen bestürmt, um die Aufmerksamkeit des Herzogs auf dieser Seite zu beschäftigen. Aber der Schall des Geschüzes vom Damm her entdeckte demselben bald, was dort vorgehen mochte, und er eilte, sobald er die Brücke befreyt sah, in eigener Person den Teich zu entsetzen. Von zweyhundert spanischen Ingenierern begleitet stog er an den Ort des Angriffes, und erschien noch gerade zu rechter Zeit auf dem Kampfplatz, um die völlige Niederlage der Seinigen zu verhindern. Eiligst warf er einige Kanonen, die er mit gebracht hatte, in die zwey nächsten Redouten,

\* Meteren 498.

und ließ von da aus nachdrücklich auf die feindlichen Schiffe feuern. Er selbst stellte sich an die Spitze seiner Soldaten, und in der einen Hand den Degen, den Schild in der andern, führte er sie gegen den Feind. Das Gerücht seiner Ankunft, welches sich schnell von einem Ende des Dammes bis zum andern verbreitete, erfrischte den gesunkenen Muth seiner Truppen, und mit neuer Hefigkeit entzündete sich der Streit, den das Lokal des Schlachtfelds noch mörderischer machte. Auf dem schmalen Rücken des Dammes, der an manchen Stellen nicht über neun Schritte breit war, fochten gegen fünftausend Streiter; auf einem so engen Raume drängte sich die Kraft beider Theile zusammen, beruhte der ganze Erfolg der Belagerung. Den Antwerpern galt es die letzte Vormauer ihrer Stadt, den Spaniern das ganze Glück ihres Unternehmens; beide Partheyen fochten mit einem Muth, den nur Verzweiflung einflößen konnte. Von beyden äußersten Enden des Dammes wälzte sich der Kriegsstrom der Mitte zu, wo die Seeländer und Antwerper den Meister spielten, und ihre ganze Stärke versammelt war. Von Stabroek her drangen die Italiener und Spanier heran, welche an diesem Tag ein edler Wettstreit der Tapferkeit erhitzte; von der Schelde her die Wallonen und Spanier, den Feldherrn an ihrer Spitze. Indem jene die Pfahlschanze zu befreien suchten, welche der Feind zu Wasser und zu Lande heftig bedrängte, drangen diese mit alles niederwerfendem Ungestümm auf die Brustwehre los, welche der Feind zwischen St. Georg und der Pfahlschanze aufgethürmt hatte. Hier stritt der Kern der niederländischen Mannschaft hinter einem wohlbevestigten Wall, und das Geschütz beyder Flotten deckte diesen wichtigen Posten. Schon machte der Herzog Anstalt, mit seiner kleinen

Schaar diesen furchtbaren Wall anzugreifen, als ihm Nachricht gebracht wurde, daß die Italiener und Spanier unter Capizucchi und Aquila mit stürmender Hand in die Pfahlschanze eingedrungen, davon Meister geworden, und jetzt gleichfalls gegen die feindliche Brustwehr im Anzuge seyen. Vor dieser letzten Verschanzung sammelte sich also nun die ganze Kraft beyder Heere, und von beyden Seiten geschah das äußerste, sowohl diese Bastey zu erobern als sie zu vertheidigen. Die Niederländer sprangen aus ihren Schiffen ans Land um nicht bloß müßige Zuschauer dieses Kampfes zu bleiben. Alexander stürmte die Brustwehre von der einen Seite, Graf Mansfeld von der andern; fünf Angriffe geschahen und fünfmal wurden sie zurück geschlagen. Die Niederländer übertrafen in diesem entscheidenden Augenblick sich selbst; nie im ganzen Laufe des Krieges hatten sie mit dieser Standhaftigkeit gefochten. Besonders aber waren es die Schotten und Engländer, welche durch ihre tapfere Gegenwehr die Versuche des Feindes vereitelten. Weil da wo die Schotten fochten, niemand mehr angreifen wollte, so warf sich der Herzog selbst, einen Wurffspieß in der Hand, bis an die Brust ins Wasser, um den Seinigen den Weg zu zeigen. Endlich nach einem langwierigen Gefechte gelang es den Mansfeldischen mit Hülfe ihrer Hellebarden und Piketen eine Bresche in die Brustwehre zu machen, und indem der eine sich auf die Schultern des andern schwang, die Höhe des Walls zu ersteigen. Barthlemi Toralva, ein spanischer Hauptmann, war der erste, der sich oben sehen ließ, und fast zu gleicher Zeit mit demselben zeigte sich der Italiener Capizucchi auf dem Rande der Brustwehre; und so wurde denn, gleich rühmlich für beyde Nationen der Wettkampf der Tapferkeit entschieden. Es

verdient bemerkt zu werden, wie der Herzog von Parma, den man zum Schiedsrichter dieses Wettstreits gemacht hatte, das zarte Ehrgefühl seiner Krieger zu behandeln pflegte. Den Italianer Capizucchi umarmte er vor den Augen der Truppen, und gestand laut, daß er vorzüglich der Tapferkeit dieses Offiziers die Eroberung der Brustwehr zu danken habe. Den spanischen Hauptmann Toralva, der stark verwundet war, ließ er in sein eignes Quartier zu Sta. broek bringen, auf seinem eignen Bette verbinden, und mit demselben Rocke bekleiden, den er selbst den Tag vor dem Treffen getragen hatte. \*

Nach Einnahme der Brustwehr blieb der Sieg nicht lange mehr zweifelhaft. Die Holländischen und Seeländischen Truppen, welche aus ihren Schiffen gesprungen waren, um mit dem Feind in der Nähe zu kämpfen, verloren auf einmal den Muth, als sie um sich blickten, und die Schiffe, welche ihre letzte Zuflucht ausmachten, vom Ufer abstoßen sahen.

Denn die Fluth fieng an, sich zu verlaufen, und die Führer der Flotte, aus Furcht mit ihren schweren Fahrzeugen auf dem Strande zu bleiben, und bey einem unglücklichen Ausgang des Treffens dem Feind zur Beute zu werden, zogen sich von dem Damme zurück und suchten das hohe Meer zu gewinnen. Kaum bemerkte dieß Alexander, so zeigte er seinen Truppen die fliehenden Schiffe, und munterte sie auf, mit einem Feinde zu enden, der sich selbst aufgegeben habe. Die Holländischen Hülfstruppen waren die ersten, welche wankten, und bald

\* Strad. 593.

folgten die Seeländer ihrem Beispiel. Sie warfen sich eiligst den Damm herab, um durch Waten oder Schwimmen die Schiffe zu erreichen, aber weil ihre Flucht viel zu ungestüm geschah, so hinderten sie einander selbst, und stürzten haufenweise unter dem Schwerdt des nachsetzenden Siegers. Selbst an den Schiffen fanden viele noch ihr Grab, weil jeder dem andern zuvorzukommen suchte, und mehrere Fahrzeuge, unter der Last derer, die sich hinein warfen, untersanken. Die Antwerper, die für ihre Freiheit, ihren Heerd, ihren Glauben kämpften, waren auch die letzten, die sich zurückzogen, aber eben dieser Umstand verschlimmerte ihr Geschick. Manche ihrer Schiffe wurden von der Ebbe übereilt, und saßen fest auf dem Strande, so daß sie von den feindlichen Kanonen erreicht und mit samt ihrer Mannschaft zu Grund gerichtet wurden. Den andern Fahrzeugen, welche voraus gelaufen waren, suchten die flüchtigen Haufen durch Schwimmen nachzukommen, aber die Wuth und Berwegenheit der Spanier gieng so weit, daß sie, das Schwerdt zwischen Zähnen, den fliehenden nachschwammen, und manche noch mitten aus den Schiffen heraus hohlten. Der Sieg der königlichen Truppen war vollständig, aber blutig; denn von den Spaniern waren gegen achthundert, von den Niederländern (die Ertrunkenen nicht gerechnet) etliche tausend auf dem Platz geblieben; und auf beyden Seiten wurden viele von dem vornehmsten Adel vermißt. Mehr als dreißig Schiffe fielen mit einer großen Ladung von Proviant, die für Antwerpen bestimmt gewesen war, mit hundert und fünfzig Kanonen und anderm Kriegsgeräthe in die Hände des Siegers. Der Damm, dessen Besitz so theuer behauptet wurde, war an dreyzehn verschiedenen Orten durchstoßen, und die Leichname derer, wel-



Die ihn in diesen Zustand versetzt hatten, wurden jetzt dazu gebraucht, jene Oefnungen wieder zuzustopfen. Den folgenden Tag fiel den Königlichen noch ein Fahrzeug von ungeheurer Größe und seltsamer Bauart in die Hände, welches eine schwimmende Bestung vorstellte, und gegen den Cowensteinischen Damm hatte gebraucht werden sollen. Die Antwerper hatten es mit unsäglichem Aufwand zu der nehmlichen Zeit erbaut, wo man den Ingenieur Gianibelli, der großen Kosten wegen, mit seinen heilsamen Vorschlägen abwies, und diesem lächerlichen Monstrum den stolzen Nahmen Ende des Kriegs bengelegt, den es nachher mit der weit passendern Benennung *Verlorenes Geld* vertauschte. Als man dieses Schiff in See brachte, fand sich, wie jeder Vernünftige vorher gesagt hatte, daß es seiner unbehüllichen Größe wegen schlechterdings nicht zu lenken sey, und kaum von der höchsten Fluth konnte aufgehoben werden. Mit großer Mühe schleppte es sich bis nach Ordam fort, wo es, von der Fluth verlassen, am Strande sitzen blieb, und den Feinden zur Beute wurde. \*

Die Unternehmung auf den Cowensteinischen Teich war der letzte Versuch, den man zu Antwerpens Rettung wagte. Von dieser Zeit an sank den Belagerten der Muth, und der Magistrat der Stadt bemühte sich vergebens, das gemeine Volk, welches den Druck der Gegenwart empfand, mit entfernten Hofnungen zu vertrösten. Bis jetzt hatte man das Brod noch in einem leidlichen Preis erhalten, obgleich die Beschaffenheit immer schlechter wurde; nach und nach aber schwand der Getreidevorrath so sehr, daß

\* Thuan III. 49. Meteren 485. Strad. 597. seq.

eine Hungersnoth nahe bevorstand. Doch hoffte man die Stadt wenigstens noch so lange hin zu halten, bis man das Getreide zwischen der Stadt und den äußersten Schanzen, welches in vollen Halmen stand, würde einärnten können; aber ehe es dazu kam, hatte der Feind auch die letzten Werke vor der Stadt eingenommen, und die ganze Aërnte sich selbst zugeeignet. Endlich fiel auch noch die benachbarte und bundsverwandte Stadt Mecheln in des Feindes Gewalt, und mit ihr verschwand die letzte Hoffnung, Zufuhr aus Brabant zu erhalten. Da man also keine Möglichkeit mehr sah, den Proviant zu vermehren, so blieb nichts anders übrig, als die Verzehrer zu vermindern. Alles unnütze Volk, alle Fremden, ja selbst die Weiber und Kinder sollten aus der Stadt hinweggeschafft werden; aber dieser Vorschlag stritt allzusehr mit der Menschlichkeit, als daß er hätte durchgehen sollen. Ein anderer Vorschlag, die katholischen Einwohner zu verjagen, erbitterte diese so sehr, daß es beynähe zu einem Aufruhr gekommen wäre. Und so sah sich denn S. Aldegonde genöthigt, der stürmischen Ungeduld des Volks nachzugeben und am siebenzehnten August 1585 mit dem Herzog von Parma wegen Uebergabe der Stadt zu traktiren. \*

\* Meteren 500. Strad. 600. seq. Thuan. III. 50. Allgem. Geschichte der vereinigten Niederlanden III. 499.

## II

## B e i t r a g

zu einer Geschichte des französischen National-  
Charakters.

Den Charakter der neuern Nationen aufzufassen und darzustellen, war unter vielen andern Ursachen schon deshalb äußerst schwierig, weil wir selten eine Nation, als solche, fast immer nur als das Werkzeug von wenigen einzelnen handeln sahen, bei welchen das Nationalgepräge gerade am meisten verwischt war. Ueberraschend ist daher das Schauspiel, wenn die Verhältnisse sich plötzlich ändern, und ein Volk selbst sein Regent wird. Steht es auf einer zu niedrigen Stufe der Kultur, so wird dies Schauspiel zu wenig verwickelt, als daß es dauernd interessiren könnte; ist bei einer Nation die Urtheilskraft zu sehr auf Kosten der übrigen Anlagen gebildet, oder sind alle Kräfte verwandt worden, um üppige Blüthen der Phantasie hervorzubringen, so wird der Anblick einer Revolution, die sie bewirkt, im ersten Falle nicht sehr unterhalten, weil es so selten Gelegenheit zu großen Szenen geben kann, und im zweiten, weil man die Menschen oft an die Gränze der Raserei fortgerissen, und ohne ausdauernde Kraft sehen wird. Am interessantesten muß das Schauspiel werden, wenn eine Nation sich erhebt, welche freilich die Phantasie vorzüglich begünstigte, aber die Blüthen derselben nicht ganz von der Zone der kältern Ver-

nunft entfernte; welche Kultur genug hat, um nicht ganz lasterhaft, und zu wenig, um tugendhaft zu seyn. In ihren Revolutionen, die weit mehr geistig sind, als daß sie den Phänomenen der physischen Natur gleichen, wird man gern nach ihrem Charakter forschen, wiewohl es sehr schwierig seyn muß, ihn dort aufzusuchen, weil er sich in so zahllosen Stralen zeigen wird, daß der Blick kaum bis zu dem gemeinschaftlichen Mittelpunkte derselben vorzudringen vermag. Nur wann es möglich wäre, ihre Quelle, ehe sie von ihr ausgingen, zu erblicken, dürfte man hoffen, auch ihr Farbenspiel mit weniger Täuschung betrachten zu können. Die französische Nation scheint einen solchen Charakter zu haben. Welche sich einander widersprechende Erscheinungen zeigt uns Frankreichs gegenwärtige Revolution in demselben. Heroische Tugend gränzt in ihm an empörendes Laster, ein Sinn, welcher alles verachtet, was nicht ungewöhnlich und groß ist, an die kleinlichte Eitelkeit, Weichheit des Herzens und Wohlwollen gegen die Menschheit an Barbarei gegen Freunde und Feinde, und ein Selbstgefühl, welches zur unabhängigsten Existenz auffodert, ist mit einer sonderbaren Geschmeidigkeit, durch fremde Hände sich regieren zu lassen, verbunden. Der kalte Deutsche und der stolze Britte weisen die Auflösung dieses Widerspruchs von sich, indem sie auf die französische Nation, wie auf ein thörichtes Volk herabsehen, und sie entweder tödtlich hassen, oder sich an ihr, wie an einem Gaukler, ergößen. Die Spanier und Italiäner, welche ihren ursprünglichen Anlagen nach mehr Sinn für die Harmonie in jenem anscheinenden Widerspruche haben würden, sind in der Kultur zu weit hinter den Franzosen zurück, als daß sie nicht von denselben, wie von einer frevelnden Nation, ihren Blick wegwenden sollten.

Der Charakter unsrer neuen Nationen erhielt erst da seine bestimmte Form, als der dritte Stand emporkam: auf die Umstände, welche in dieser Epoche auf ihn wirkten, muß man daher vorzüglich seine Aufmerksamkeit richten. Zu den Zeiten der herrschenden Feudalaristokratie, oder in der noch frühern Periode der rohen germanischen Verfassung ist die Bildung der kultivirten Nationen des jezigen Europa sich zu ähnlich, als daß man die feine Individualität, die es immerhin geben mußte, die aber so leicht durch die Nebel der Vergangenheit verhüllt wird, bemerken könnte. Nur wenn man von dem Nationalcharakter, wie er sich seit dem Aufkommen des dritten Standes bildete, eine Schilderung entworfen hat, und dann die Entstehung mancher Züge desselben schon in den frühern Zeitaltern zu finden glaubt, kann man ohne Gefahr auch in ihnen die Geschichte desselben verfolgen.

Richten wir unsern Blick auf jene angegebene Epoche, da ein dritter Stand aufkeimte, in der Geschichte Frankreichs, so ist es unverkennbar, daß zur Entstehung des französischen Charakters diese beiden Umstände entscheidend beitrugen: erstens, die Nationalkultur ging von der Phantasie aus, und zweitens, dies geschah zu einer Zeit, wo durch den Despotism der Könige die verschiedenen Provinzen Frankreichs mehr, als der Geist der Feudalaristokratie es in andern Ländern erlaubte, zu einem großen Staate vereinigt waren. Unter dem glücklichen Himmel der Provence entwickelten sich in jener Periode die Blüten der Phantasie, und der Geist der Staatsverwaltung konnte sie sogar nach dem Norden Frankreichs hinwehen!

Schon war die Macht der Feudalaristokratie durch die  
Die Horn. 1795. 5tes St. 2

Rönige geschwächt, und der Geist derselben durch den Anfang der Kreuzzüge und durch eine gewisse Sehnsucht nach Abentheuern humanisirt worden; schon war das Ritterwesen eine Bildungsschule des Adels, in welcher seine Empfindung Feinheit, seine Phantasie Reichthum erhielt, schon hatte Ludwig der Siebente den fleissigen Bürgerinn in den städtischen Gemeinheiten mit der Hoffnung beschenkt, Menschenrechte von dem Throne zu erhalten, als die liebe Dichtkunst der Troubadours in dem südlichen Frankreich begann. Ihre Poesien wurden so leicht zu Nationalgedichten, weil die Sänger und Minstrel, die stets in ihrem Gefolge waren, sie sogleich durch Melodien belebten, und ihren Gesang mit der Musik verschiedener Instrumente begleiteten; weil sie sich auf Gegenstände bezogen, die allgemein interessiren mußten. Die Troubadours unterhielten ihre Zuhörer gewöhnlich von Abentheuern aus Palästina, und würzten ihre Erzählung mit Spott über die Ungläubigen, in welchem der erste Keim der französischen Satyre lag; oder sie untersuchten die Geheimnisse der Liebe. Welchen Schwung mußte die Phantasie der Nation erhalten, wenn bei den Volksfesten, wie bei den Feierlichkeiten der Grossen selten das Lied dieser Dichter fehlte. Die niedrigeren Volksklassen gewöhnten sich an eine höhere Art zu empfinden, und ein verschönern der Schleier der Phantasie ward durch die Dichtkunst um den rauhen Geist des Adels gewunden. Es währte nicht lange, so begann der Herzog zu dichten, wie der niedrigste Bürger, und es ward Mode, die Tiefen des menschlichen Herzens ergründen zu wollen. Ein besonderes Tribunal, vor welchem Streitigkeiten der Art geschlichtet wurden, waren die Gerichtshöfe der Liebe. Unter dem Vorsitz von Damen führte man hier die Prozesse des Liebesgottes,

und so allgemein die Troubadours geworden, wurden es auch diese Institute, durch welche der phantastische Geist der Nation neues Feuer erhalten mußte. Die Königinnen selbst hatten bisweilen in einem solchen Gerichtshofe den Vorsitz. Da wurde es bald eine Ehre, nach welcher man aus allen Gegenden Frankreichs strebte, irgend ein Amt im Dienste der Liebe zu bekleiden. Liebeshändel wurden als die wichtigsten Angelegenheiten betrachtet, und ein Ordensband, welches in Entherens Namen ausgetheilt ward, achtete man so hoch, als nachher einen Orden aus den Händen der Könige.

Durch die Troubadours und die Gerichtshöfe der Liebe war der Geist, welcher die Chevalerie belebte, gleichsam festgehalten, und zum Nationalcharakter gemacht. Heroische Denkart, romantische Gesinnung, Schwärmeret in den Gefühlen der Liebe, und ein Bestreben, über die Irrgänge des menschlichen Herzens zu philosophiren, wurden allgemein unter der Nation. Von der Poesie und einem dichterischen Leben ging ihre Bildung aus, und Kultur der Phantasie ward die Grundlage ihres Charakters. Sicher kann man ihr zu einem solchen Anfange Glück wünschen. Zwar ist es unvermeidlich, daß ein Volk, welches die Phantasie vor allen andern Seelenkräften ausbildet, leichter in unsittliche Ausschweifungen geräth, als eine Nation, welche sich mit kaltem Urtheile zu einer höhern Stufe der Kultur allmählig fortarbeitet, denn jenes hat sich einem weit unsicherern Führer anvertraut, als diese; seine Begierden werden lebhafter, die Gegenstände, welche dieselben reizen, zahlreicher und anziehender, und das Laster verliert vor ihm seine natürliche Häßlichkeit, weil die Phantasie es mit ihren Blumen bedeckt; zwar ist

gleichwohl sittliche Kultur das höchste Ziel, zu welchem jeder Staat hinstreben muß; allein es ist zugleich unbezweifelt, daß man nie zur Humanität gelangen wird, als durch Kultur der Einbildungskraft, als durch das Gebiet einer anfänglich lasterhaften, doch allmählig mit Anmuth geschnüßten Sinnlichkeit. Wenn auch ein Volk schon zu einem hohen Grade der Sittlichkeit durch die Herrschaft der Vernunft gekommen ist, darf es sich doch nicht schmeicheln, daß es auf derselben ganz sicher stehe, denn die Sinnlichkeit giebt ihre Rechte nicht auf, und kein Mensch vermag sie derselben durch seine Vernunft zu berauben, weil er es nicht darf. Die Sinnlichkeit soll nämlich durch Kultur der Phantasie eine solche Anmuth erhalten, daß sie, unabhängig von der Vernunft, gleichwohl nichts begehrt und unternimmt, welches der Würde derselben Abbruch thäte. Nur aus dem völlig gleichen Bunde zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, nicht aus der Herrschaft der einen oder der andern kann ächte Humanität hervorgehen, und nur wann er geschlossen ist, kann zwanglose Bildung einer Nation eintreten. Die Griechen näherten sich diesem sittlichen Zustande mehr als alle andern Nationen, wiewohl man unter ihnen vielleicht mehr Laster, als bei vielen andern auffinden könnte: die Franzosen kamen ihnen in dieser Rücksicht vielleicht mehr nahe, als sonst irgend ein neueres Volk, wenn gleich die französische Nationalbildung durch Phantasie nicht den edlen Geist der griechischen erhielt. Die glückliche Leichtigkeit beider Nationen entsprang freilich aus mancherlei Ursachen, aber die vorzüglichste derselben liegt in dem Charakter, der ihnen frühe durch die Einbildungskraft aufgedrückt ward. Wem kein ähnliches glückliches Loos gefallen ist, der bleibt selbst bei einer hohen Aufklärung seines Verstandes in einem pedantischen,



zwangvollen Zustande. Wollen die Deutschen zur Humanität gelangen, so ist es nothwendig, daß sie in der Aufklärung einige Schritte zurück thun, um der Phantasie eine grössere Herrschaft über ihre Geister zu verschaffen. Der vornehmste Grund von der so gänzlich verschiedenen Richtung, welche der deutsche und der französische Nationalcharakter erhielten, liegt darin: zur Zeit des Ritterwesens und der Troubadours waren die Einwohner Frankreichs schon so sehr Eine Nation, daß ein Produkt des Südens dem Norden Genuß bringen konnte; die Deutschen hingegen waren beim Erscheinen der schwäbischen Minnesinger viel zu sehr von einander abgerissen, als daß die Wirkung derselben sich über ganz Deutschland hätte verbreiten, und in die kleineren Lebensverhältnisse eingreifen können.

Wenn man nun aus diesem Gesichtspunkte den Charakter des französischen Volkes in allen folgenden Zeiten betrachtet, so ergiebt sich, daß alle Züge in demselben sich unmittelbar oder mittelbar auf diese erste Bildung, welche er erhielt, zurückbringen lasse: sie sind entweder gute oder schlimme Folgen der Erziehung der Nation durch die Einbildungskraft. Folgende Bemerkungen verbreiten vielleicht einiges Licht über die weitere Geschichte des französischen Nationalcharakters. Schon beim ersten Anfang seiner Bildung floß eine Quelle in Frankreich, aus welcher die Phantasie schöpfen mußte, und sicher nicht den Zaubertrank der Schönheit schöpfte; dann bewirkten alle Verhältnisse, in welche die Franzosen bald nach jener Epoche kamen, daß ihrer Einbildungskraft kein ruhiges Fortbilden zu Idealen erlaubt, sondern das Feuer der Leidenschaft eingehaucht wurde: und wie sie schon dadurch

für die Kunst unempfänglicher gemacht waren, so kamen auch nachher keine glückliche Veranlassungen, welche ihre Phantasie zur Schönheit hätten führen können. Sie verbreitete daher ihre üppigen Ranken im Gebiete menschlicher Leidenschaft an einem schmutzigen Boden; die griechische Einbildungskraft suchte mit ihren Sprößlingen den reinen Aether der Kunst.

Die christliche Religion in ihrer damaligen Gestalt war es, welche die junge Phantasie des französischen Volks fern von der Gegend der Schönheit auf die Abwege eines abentheuerlichen Geschmacks führte. Diese Anklage gegen dieselbe wird durch einen Blick auf die Volksfeste in Frankreich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters gerechtfertigt. Im Anfange des vierzehnten wurde eine Feerei in Paris gegeben, wo religiöse Bilder auf das lächerlichste zusammengesetzt waren. Alle Straßen der Hauptstadt waren tapezirt, der Schein von zahllosen Fackeln leitete am Abend die strömende Volksmenge zu den Bühnen der Feereien. Man sah hier den Sohn Gottes, wie er die Todten erweckte und richtete, aber zugleich, wie er ein Vateroster mit seinen Aposteln betete, Aepfel aß und mit seiner Mutter scherzte; man hörte die Seligen im Paradiese vereint mit den Chören der Engel singen, die Verdammten in einer düstern stinkenden Hölle unter Teufeln wehklagen; aber zugleich vernahm man das kofende Geschwätz von Buhlern und Buhlerinnen, die im weißen Gewande zur Wollust reizten. Wenn Adam und Eva hier im Stande der Unschuld erschienen, so sah man dort eine Gruppe von wilden Männern, welche beim Schmause lärmten. So wenig man Gott selbst schonte, so wenig auch seine Diener. Ein Fuchs erschien

anfänglich als ein einfacher Geistlicher gekleidet, der eine Epistel absingt, dann im Schmuck eines Bischofs und Erzbischofs, und endlich in päpstlicher Kleidung; der Grund von seiner steigenden Würde ist die immer größere Niederlage, die er unter Hühnern anrichtet. Noch mehr entartet, als in solchen abentheuerlichen Schauspielen, zeigte sich die Phantasie des französischen Volks in einem religiösen Feste, das lange allgemein in Frankreich gefeiert ward, in dem berühmten Eselsfeste. Um die Flucht der Jungfrau Maria nach Egypten feierlich zu begehen, wählte man das schönste Mädchen eines Ortes, und setzte es köstlich geschmückt, mit einem Körbchen am Arm, auf einen prächtig aufgeschirrten Esel. In einer heiligen Prozession folgte ihr die Geistlichkeit und das Volk in die Hauptkirche. Ihr Esel ward neben dem Altar gestellt, der ganze Gottesdienst schien ihm zu Ehren veranstaltet zu seyn. Das Gloria und das Credo schloß man mit den Worten Hinham!-Hinham! Der Priester endigte den Gottesdienst nicht mit dem gewöhnlichen Segen, sondern mit einem Laute, der dem Eselsgeschrei nachgeahmt war, und das Volk wiederholte denselben statt des Amen! Ein Lobgesang, eben so abentheuerlich, wie das ganze Fest, ward zu Ehren des Esels angestimmt, und wenn er während demselben schrie, so erhielt die Andacht der Gemeinde einen neuen Schwung; und ihre Entzückung erreichte den höchsten Grad, wenn er niederkniete, und nun die Strophe begann: „sage Amen, Amen, lieber Esel!“

Eine solche Verwilderung der Phantasie durch religiösen Aberglauben bewirkte bald, daß der liebliche Gesang der Troubadours von einer Poesie verdrängt ward, welche

das Gepräge religiöser Unart an sich trug. Pilgrime, die aus Palästina zurückkamen, oder sonst irgendwo fromme Abentheuer bestanden hatten, durchwanderten bald einzeln, und bald in Gesellschaften das Königreich, und schilderten in Gesängen ihr Schicksal. Das Wunderbare in demselben, welches die Phantasie lebhaft beschäftigte, und religiöser Enthusiasm hatten ihnen schon die Liebe des Volks gewonnen, als sie anfangen ihren Gesang dramatisch einzurichten, und durch die Geberden, mit welchen sie denselben begleiteten, die Zuhörer noch mehr an sich zu ziehen. Ihr Spiel gefiel so, daß eine Gesellschaft von Pariser Bürgern sich unter dem Namen der Passionsbrüderschaft zusammenthat, ein besonderes Theater errichtete, und religiöse Gegenstände in förmlichen Schauspielen darstellte. Eine Frivolität, welche die Corruption der Phantasie durch rohe Religionsbegriffe schon in den französischen Charakter gebracht hatte, war auch von dieser Gesellschaft nicht fern. Bald nach der Passionsbrüderschaft kamen die sorglosen Kinder auf, größtentheils junge Leute, welche die lächerlichen besonders verliebten Abentheuer, die sich täglich in der Hauptstadt ereigneten, in ihrem dramatischen Spiele darstellten. Beide Gesellschaften vereinigten ihren religiösen und profanen Geist, und beschloßen, auf demselben Theater zu spielen.

Durch die damalige Religion der Christen ward also der Werth des Gesichts sehr verringert, welches das Schicksal dem Nationalcharakter der Franzosen mit der frühen Richtung zur Kultur der Phantasie gemacht hatte. Leider gaben auch die politischen Verhältnisse der Nation ihrer regegewordenen Einbildungskraft keine Zeit, sich in sorgloser Muse zu einer schönen idealischen Welt zu er-

heben. Gerade in dem Zeitpunkte, da sie mit jungen kraftvollen Flügeln sich hätte aufwärts schwingen sollen, begann der stürmische Kampf mit England. Wie oft war Frankreich während desselben in Gefahr, seine Selbstständigkeit zu verlieren. Ein Knabe, auf dem brittischen Throne geboren, ward sein König, seine Flüren waren verödet, seine schönsten Provinzen vom Feinde überschwemmt, in mörderischen Schlachten ging die Blüthe seines Adels unter! Ungestümme Tapferkeit, kriegerischen Enthusiasm hervorzubringen, ward unvermeidlich das Geschäft der Nationalphantasie, und die christliche Religion erschien auch in diesem Kriege in Verbindung mit ihr, so wie überhaupt die Geschichte desselben und der Befreiung Frankreichs von den Engländern ein lebhaftes Gemälde von dem Charakter der Franzosen jener Zeit giebt. Eine Schwärmerin wie Jeanne d'Arc rührte eine doppelte Saite der französischen Phantasie, wie sie durch das Ritterwesen und die Religion gestimmt war, nämlich als ein heroisches Mädchen und ein religiöses Wunder. Darum waren die Folgen ihrer Erscheinung so erstaunenswürdig. Welches angenehme Beispiel von der Gewalt, welche durch die Gesänge der Troubadours und die Gerichtshöfe der Liebe edle und reizende Weiber über das männliche Geschlecht erhalten hatten, und von dem heroischen Sinne, der ihnen selbst durch ihre Macht eingesößt war, finden wir in der Gemahlin Karls des Siebenten und seiner Geliebten Agnes Sorel! Jene vergißt die Rache, welche verschmähte Liebe und verletzte eheliche Treue ihr einhauchen konnten; um den Ruhm ihres Gemahls und der Nation nicht ganz umkommen zu lassen, stiftet sie die innigste Freundschaft mit der Nebenbuhlerin, um deren willen sie verachtet wird, und diese droht auf den

himmlischen Genuß, den ein feurig geliebter Monarch ihr darbeut, gänzlich Verzicht zu thun, wenn er unritterlich genug denken kann, einem siegreichen Feinde zu weichen.

Während diesem Kampfe mußte also die französische Phantasie alle Hoffnung aufgeben, in idealischen Welten Eroberungen zu machen, um nur das Gebiet der irdischen Wirklichkeit nicht verlohren gehn zu lassen: Leidenschaften zu wecken, war ihre Bestimmung. Nach dieser Periode wurden die italiänischen Kriege die vorzüglichste Beschäftigung der Nation. In Italien konnte die Phantasie nie ganz verwildern, ihre Ranken schlangen sich aufwärts an den unsterblichen Idealwerken des Alterthums; allein es war nicht zu erwarten, daß die Einbildungskraft der Franzosen in ihrer Nähe eine Reittlang einheimisch werde. Selbst bei jener harmlosen Empfänglichkeit für die Kunst, durch welche sich die Griechen auszeichneten, wäre dies in einem solchen Kriege nicht möglich gewesen. Die Franzosen kämpften mit einem Himmel, dessen Einfluß ihnen tödtlich war, mit dem furchtbaren Hasse der Nation, mit der hinterlistigen italiänischen Politik, sie mußten für ihr Daseyn streiten. Was Wunder, daß ihre Phantasie, mit jenem leidenschaftlichen Hange, die Gegenstände in Italien ergriff, welche mit demselben harmonirten, nämlich das Sittenverderbniß der Italiäner. Das neapolitanische Uebel war das Geschenk, welches ihnen das Schicksal aus Italien mitgab, anstatt des einzigen, was ihnen so noth war, anstatt einer Stimmung der Einbildungskraft für die Schönheiten der Kunst. Auch nachher traten keine Verhältnisse ein, welche sie ihnen hätten geben können. Hoffaktionen, die zu Nationalparthien wurden, bürgerliche Kriege, welche mehr als alle übrigen Ursachen die

Leidenschaften zügellos machen, ließen der Einbildungskraft keine Ruhe; und als endlich der Despotismus gang siegte, man nun ein Zeitalter, wie das des Augusts in Rom, erwartete, war der Nationalgeist schon zusehr vom Kunstsinne entfernt worden, und überdies ward die Kraft des Staats noch in Eroberungs-Kriegen vergeudet. Wie sehr alles im französischen Charakter jetzt bloß durch Leidenschaft bestimmt ward, zeigt die Bemerkung, daß jeder Krieg Ludwigs des Vierzehnten eine grosse Veränderung in dem Geschmack an den Künsten und Wissenschaften bewirkte. Nur in der einzigen Kunst, die sich ganz an das wirkliche Leben anschließt, und die Leidenschaften durch ihr eigenthümliches Werkzeug, durch den menschlichen Körper darstellt, nur in der Schauspielkunst thaten sich die Franzosen besonders hervor: ihre stürmische Beweglichkeit erlaubte ihnen nicht, in dem feinen Aether der übrigen Künste Uthem zu schöpfen.

Am stärksten springen die Züge, welche eine Phantasie, die nur an Leidenschaften gewöhnt ward, dem Nationalcharakter einprägte, vielleicht kurz vor der Thronbesteigung des Hauses Bourbon ins Auge. Mit einem Geiste der Schwärmerei, die sich eben so sehr in der Besinnung gegen das weibliche Geschlecht, als in kriegerischen Unternehmungen, in Spielereien als im Ernste, im Wohlwollen gegen andere Menschen und in Weichheit des Herzens, als in Grausamkeit und Härte zeigt, trat die französische Nation in jenes Zeitalter, wo mit der Reformation eine neue Morgenröthe für Europa anbrach. Nirgends war ein stiller Gang, alles mußte stürmisch, ungewöhnlich seyn; an Tugend lag ihr wenig, alles an Enthusiasm und Kraftäusserung, das Laster reizte sie nicht, aber die

erfinderische Phantasie im Laster; Spott und Bewunderung, nicht Verachtung oder Achtung waren die Strafe und der Lohn, die sie austheilte. Das stille Feuer der Freundschaft ward durch Beschwörungen zur lodernden Flamme aufgetrieben, durch fürchterliche Eide gelobten sich die Jünglinge, in den Stürmen des Lebens sich nie zu verlassen; wenn der Freund abwesend war, that sein Genosse Verzicht auf jede Freude, er ließ seinen Bart wachsen, seine Gestalt mußte den tiefsten Kummer verrathen. Verbindungen, wie die zwischen Waffengenossen zur Zeit der Chevalerie, waren noch allgemein, und der höchste Ruhm vornehmer Männer bestand darinn, wenn sie viele geachtete Gefährten hatten. Ausgelassener, als in der Freundschaft, war seiner Natur nach der Enthusiasm in der Liebe. Auf den Wink seiner Dame verwundete sich der Liebhaber mit einem Dolch, ließ sein Blut strömen, stürzte sich in den Strom dem gewissen Tode entgegen, wagte im Kampfe mit wilden Thieren sein Leben. Diese Schwärmerei erzeugte zugleich zwischen Verliebten einen Aberglauben, wie wir ihn in den Liebesgedichten der Römer finden. Die geheimen Kammern der Sterndeuter und Wahrsager waren mit dem vornehmsten Adel angefüllt, welcher begierig nach seinem Schicksale bei dem Betruge forschte; die von Hoffnung verlassene Liebe suchte durch Zaubertränke sich hier die Göttin gnädig zu machen, verichmähete Liebe hier durch Zauberkünste ihre Rachsucht zu befriedigen. Wie mancher Liebhaber, wie manche Dame war in der Einsamkeit beschäftigt, einem Wachsbilde, welches den geliebten Gegenstand darstellte, eine Nadel in das Herz zu stoßen, das bisher unverwundbar gewesen war, oder es unter tausend Seufzern am Lichte herabschmelzen zu lassen. Der wilde Geist in der



Liebe zerstörte jene Zartheit des Gefühls, womit das weibliche Geschlecht sich sonst von Gegenständen des Schreckens wegwendet. Die Königin Margaretha, Heinrichs von Navarra Gemahlin, ließ sich das blutende Haupt ihres hingerichteten Liebhabers La Mole bringen, benetzte es mit ihren Thränen, und bedeckte es mit Küssen. Schrecklich wüthete die Eifersucht zwischen beiden Geschlechtern, aber an wilder Rachsucht in Rücksicht auf jedes Vergehen, wodurch seine Ehre beleidigt ward, trug das männliche den Sieg davon. Von Eifersucht verfolgt, tödtete Villequier, ein Edelmann an Heinrichs des Dritten Hofe, im Louvre seine mit Zwillingen schwangere Gemahlin mit einem Dolch: seine Handlung war dem Geiste seiner Zeitgenossen angemessen, weil sie verwegen und von rasender Liebe erzeugt war. Vor allen andern trug den Ruhm, seine Rache für ein Vergehn seiner Gemahlin auf die außerordentlichste Weise genommen zu haben, der Korse San Piedro davon, welcher in französischen Diensten stand. Sein muthiger Geist war durch Haß gegen die Genueser, die Unterdrücker der Freyheit seines Vaterlands, früh zu glänzenden Thaten getrieben, und Vanina Ornano, die Tochter des Bizekönigs, die schönste und reichste Jungfrau, gab dem Helden gern ihre Hand, welcher seine niedrige Herkunft durch seinen Ruhm längst hatte vergessen gemacht. Mit dem Gelübde, seinen Haß gegen Genua nie einschlummern zu lassen, ging er nach Frankreich, und erfocht sich hier unter Karl dem Neunten frische Lorbeern in den bürgerlichen Kriegen. Lange schon hatte er sich nach Konstantinopel hingesehnt, um den Feind der Christenheit zur Absendung einer Flotte gegen die Genueser zu bereden. Freudig sieht er endlich die Wimpel des Schiffs wehen, das ihn zum Großsultan bringen soll, aber

unterdessen er bei diesem gegen Genua einen verderblichen Anschlag schmiedete, ist dieses schon im Begriff, den seinen gegen ihn auszuführen. Man hatte sich nämlich an Vanina zu Marseille gewandt, und sie durch die Hoffnung, daß man ihren Mann begnadigen, und ihr alle ihre Güter wieder geben würde, zur Rückkehr in ihr Vaterland beredet. Auf der Reise ward sie von einem Freunde ihres Gemahls verfolgt und eingeholt, sie lebte unter der Aufsicht des Parlaments zu Aix, als San Pietro zurückkehrte. Bei der ersten Nachricht von dem vereitelten Vorhaben seiner Gemahlin, stößt er einen Bedienten nieder, welcher um dasselbe gewußt hat, dann fliegt er nach Aix, fodert seine Gemahlin zurück, und, trotz den Warnungen des Parlaments, folgt ihm diese mit sorgloser, liebevoller Seele. Er findet sein Haus zu Marseille leer, Vanina hatte ihre Sachen schon eingeschifft gehabt; sein beleidigter Stolz erwacht von neuem, und er beschließt den Tod seiner Gemahlin. Glühend vor Rache verletzte er dennoch durch keine seiner Reden die Ehrfurcht, die einem edlen Weibe gebührt; indem er zugleich seinen Sklaven befahl, das ausgesprochne Todesurtheil zu vollziehen. Vanina zeigte, wie sehr sie jene Ehrfurcht verdiene, sie suchte ihren Gemahl nicht um die Erhaltung ihres Lebens, sondern bat ihn nur, daß er sie nicht von so unwürdigen Händen wolle sterben lassen, daß er selbst das Todesurtheil vollziehen möge. Schamboll gab er den Sklaven Befehl, sich zu entfernen, kniete vor seiner Gemahlin nieder, und bat sie mit Thränen um Verzeihung, daß er sie so schimpflich habe wollen sterben lassen. Er ließ die Kinder ins Gemach kommen, damit sie ihrer Mutter das letzte Lebenswohl sagen sollten; er schloß Kinder und Mutter in seine Arme, und weinte, und erdrosselte sein Weib! Die Kunde

von seiner Handlung war schon an den Hof gekommen, als er selbst an demselben erschien. Er drängte sich durch den Schwarm, welcher den König umgab, riß sein Gewand auf und zeigte seine narbenvolle Brust mit den Worten: was nützt dem König und dem Staate das gute oder das schlimme Verstandniß des San Piedo mit seiner Frau? Seine Handlung blieb unbestraft. Nach dem Geiste des französischen Volks, welcher nur auf die Energie und das Ungewöhnliche einer That achtete, nicht auf die Güte derselben, mußte sie Bewunderung erreaen, und wiewohl sie von einem Ausländer in Frankreich verrichtet ward, bleibt sie doch ein Beleg für den Nationalcharakter der Franzosen.

Eine solche Beurtheilung menschlicher Handlungen, ein so leidenschaftlicher Schwung der Phantasie mußte schrecklich werden, wenn religiöser oder politischer Fanatismus ihn gleichsam rechtfertigte. Da jene beiden Dinge bis auf unsere Zeiten nationell blieben unter dem französischen Volke, so zeigt uns die Zeitgeschichte, wie sie im Bunde mit dem letztern wirken. An sittliche Grundsätze ist auch jetzt bei den Handlungen der Franzosen nicht zu denken, ob sie teuflisch oder großmüthig seyn sollen, hängt von der Richtung ab, welche ihre Phantasie überhaupt genommen hat, oft von momentanen Bestimmungen derselben. Ihre Thaten sind entweder unter oder über dem gewöhnlichen Maßstabe; aber Energie ist fast immer in denselben sichtbar. Das Widersprechende darinn wird nur für den auffallend seyn, welcher vergißt, daß sie durch den Weg der Phantasie zur Nationalbildung kamen. Religiöse Schwärmerei wirkte unter ihnen oft auf dieselbe Weise, wie jetzt die politische; sie rief dieselben Erscheinun-

gen des französischen Charakters hervor. Ein Blick auf das schrecklichste Schauspiel, das sie gab, auf die Bluthochzeit, lehrt uns die Wahrheit dieser Bemerkung, und einige Züge aus derselben, wodurch wir zugleich lebhaft an den Geist der ersten Bildungsepoche erinnert werden, können dazu dienen, den französischen Nationalcharakter anschauender darzustellen.

Eine Sommernacht hatte der Fanatism der Katholiken und des Despotism des Hofes dazu auserlesen, um in ihr die Hugenotten zu vertilgen, nachdem durch Ermordung des Greisen Coligni der Anfang des Blutbades gemacht war. Sobald mit einer Glocke im königlichen Pallaste das Zeichen gegeben war, sollten Fackeln vor alle Fenster gebracht werden, damit nicht nur das Ohr durch das Winseln der Sterbenden, sondern auch das Auge durch den Anblick ihrer Qualen vergnügt werde; die Katholiken mit dem Mordstal in der Hand, wollten sich einander an der Farbe der Unschuld, an einem weißen Tuch erkennen, das um den linken Arm gebunden war. Eine grausenvolle Stille ruhte auf der Hauptstadt, sorglos legten sich die Protestanten zum Schlummer hin; ein solches Gewitter, wie über ihren Häuptern schwebte, konnten sie nicht ahnen, wenn sie nicht allen Glauben an die Menschheit verlohren hatten. Es bedurfte nur einer einzigen menschlichen Empfindung in einer einzigen Brust, im Herzen des Königs, und der Sturm verzog sich, und tausende sind gerettet, und die Menschheit ist nicht entehrt. Einer von den Anführern der Protestanten, dessen Name auch auf der Todtenliste steht, der Graf La Rochefoucault ist noch spät am Abend bei dem jungen Könige, welchen er durch die Anmuth seiner Sitten bezau-

bert hatte. Wehmüthig sucht ihn dieser zurück zu halten, als er weggehen will; er weigert sich zu bleiben, gern hätte es ihm Karl befohlen, aber er zittert vor der Entdeckung der Verschwörung, und läßt seinen Liebling zum Tode gehn. Von bangen Ahnungen verfolgt erwartet er die Stunde, wo auf seinen Wink das Blut seiner fleißigsten Unterthanen durch Mörder soll vergossen werden; aber seine Mutter stand wie eine Furie der Unterwelt neben ihm, und vertilgte durch das Gift ihrer Rede jedes menschliche Gefühl in seinem Busen. Durch Drohungen und Thränen erpreßte sie von ihm den Befehl, daß das Zeichen zum Morde gegeben werden soll. Er eilte nach einem Zimmer am Thore des Pallastes, und sahe zitternd in die Natur hinaus. Die Ruhe der Sommernacht scheint jeden Sturm menschlicher Leidenschaft besänftigen zu müssen; nur Ein Säuseln von dem Geiste des Friedens, der in ihr herrscht, im Busen dieses Menschen, der sie wild anstarrt, und die Bürger der Hauptstadt werden sich von ihrem Lager am Morgen glücklich erheben, wie sie dasselbe am Abend bestiegen. Aber Katharina und ihr Lieblingssohn, der Herzog von Anjou, drängen sich, wie Dämonen, gewaltsam zwischen Karl und die Natur. Da ertönt der erste gräßliche Schlag der Todtenglocke im Pallast! Karl zitterte, als würde der erste Schuß ihn treffen; die Schläge der Glocke werden immer schneller und schneller, Todessehnsucht dringt auf Anjous Angesicht hervor, schauerlich steigt das Getöse der Glocken, der erste Pistolenschuß fällt, und Katharina selbst erblaßt; jetzt zum erstenmal fühlt sie, daß sie eine Verbrecherin sei. Karl und Anjou und Katharina laufen wie betäubt gegeneinander. Der König ruft, man solle zu Franz von Guise schicken, daß man gegen

Kolignt nichts unternehmen, kein Blut vergießen sollte; aber zu spät ist die Menschheit in seinen Busen zurückgekehrt, schon wüthet allenthalben die Mordsucht. Bald glich er auch selbst dem wildesten Mörder an Wildheit, er schoß aus dem Fenster auf die vorbei eilenden Hugenotten, er zog mit seinem Hofe durch die Straßen von Paris und weidete seinen Blick an den Mordscenen. Mit der Grausamkeit vereinigte man Spott. Lasset zur Ader, zur Ader, war das Kriegsgeschrei vieler Katholiken, im August soll das Aderlassen heilsam seyn, wie im Mai! Kinder erwürgten die Säuglinge in der Wiege, und die Hofdamen standen in Gruppen bei den Leichnamen der ermordeten Edelleute, mit denen sie Buhlerei getrieben hatten, und machten mit Gelächter Anmerkungen über dieselben.

Mitten unter diesen Handlungen der Frivolität und Grausamkeit erinnert die That des braven Bezins, eines Edelmanns aus Querci, an den biedern Sinn, der in jenen Zeiten herrschte, als auch der Grund zu der Wildheit der Phantasie gelegt ward, die jene Mordscenen veranlaßte. Er lebte mit seinem Nachbar Regnier, einem Reformirten, in einer solchen Feindschaft, daß er ihm schon öfters den Tod geschworen hatte. Beide waren zur Zeit der Bluthochzeit in Paris. Sein entblößtes Schwert in der Hand, stürmte Bezins, von Soldaten begleitet, in Regniers Zimmer und rief ihm mit rauher Stimme zu, folge mir! und sein Gegner folgte mit zitterndem Schritte. Er fürchtete zum Tode geführt zu werden, und mußte zu seinem Erstaunen ein kostbar aufgeschirrtes Pferd besteigen. Unter einer Begleitung von fünfzehn Reitern ward er nach Querci gebracht, Bezins ritt mit ihm nach

seinem Schlosse. Nun seid in Sicherheit, sagte er zu ihm; kein tapftrer Mann muß durch Meuchelmord sterben. Darum rettete ich euch aus dem Blutbade. Wenn ein tapftrer Mann Rache nimmt, so muß er die Gefahr mit seinem Feinde theilen. Wollt ihr so, wie es einem Ritter geziemt, den Streit mit mir endigen, ich bin dazu bereit! Regnier konnte nichts erwiedern, als dankbare Aeußerungen, als Bitten um Freundschaft. Hasset oder liebt mich, sagte Bezins, das steht bey euch; meine Pflicht war es euch zu retten, damit ihr zwischen Liebe und Haß gegen mich wählen könntet! Er gab seinem Rosse die Sporen und verschwand; das kostbare Pferd, auf welchem er Regnier nach Querci gebracht hatte, ließ er ihm zum Geschenke zurück.

Auch in den neuesten Zeiten blieb am Charakter der Franzosen das Gepräge, welches ihm die Phantasie ausdrückte, immer sichtbar, und so deutlich, daß sehr oft noch Spuren von jenen Mitteln erscheinen, durch welche die Einbildungskraft zuerst auf ihn wirkte. Spuren von ihren ersten Schicksalen. Ein Geist der Chevalerie belebte stets den edlern Theil der Nation: trotz aller der Hindernisse, welche unsre Art, Krieg zu führen, dem Heroism von Einzelnen entgegenstellt, zeigte sie eine ritterliche Tapferkeit in ihren zahlreichen Kriegen. Selbst auf die französische Litteratur leidet jene Bemerkung die Anwendung. Wie in den Zeiten der Troubadours, blieben immer Gesänge der Liebe der vorzüglichste Theil der Poesie der Franzosen; Erzählungen, die einen gleichen Geist athmeten, wie die Erzählungen zur Zeit der Gerichtshöfe der Liebe, waren immer ein schöner Schmuck ihrer Litteratur; und seit jener Epoche zeichneten sie sich vor allen übrigen Na-

tionen in der Erforschung des menschlichen Herzens aus. Sehr genau hängt auch das französische Trauerspiel mit jenem allgemeinen Geiste zusammen. Weil die Einbildungskraft von dem bürgerlichen Leben gefesselt ward, und sich zu keinen Idealschöpfungen der Kunst erhob, mußte sie in leidenschaftlichen Gefühlen und glänzenden Maximen ihre Kraft äussern. Der Alexandriner war ganz dazu geschaffen, den Glanz derselben durch seinen stolzen Klang zu vermehren. Jenes Auffassen von Individualität, welches zu sehr Künstlerfönn voraussetzt, war um so weniger von den tragischen Dichtern der Franzosen zu erwarten, da eine gewisse Weise zu empfinden zur allgemeinen Bestimmung des Nationalcharakters ward. Aus diesem letztern Grunde wirkt das französische Trauerspiel unter andern Nationen vorzüglich nur auf solche Menschen, die ihre Individualität in einer allgemeinen Form des Geföhls, welche dem Stande, zu welchem sie gehören, eigenthümlich geworden ist, verloren gehn ließen.

Weil jener Charakter, den die Franzosen bei ihrer ersten Bildungsepoche erhielten, sich den damaligen Staatsverhältnissen gemäß über die ganze Nation ohne große Schwierigkeiten verbreiten konnte, bekamen alle Stände derselben durch ihn mehr Gleichheit in ihrer Art zu denken und zu fühlen, als bei andern Nationen, obgleich es unmöglich war, daß er sich nicht auf verschiedene Weise bei verschiedenen Volksklassen hätte modifiziren sollen. Die beiden Hauptmodifikationen desselben waren diese. Die Nationalphantasie äusserte sich entweder in einer hohen romantischen Stimmung, die für jeden großen Eindruck empfänglich macht, oder in einer Beweglichkeit der Seele, die sich nur um Kleinigkeiten, aber doch in dem Kreise eigener Er-



findung umherdreht. Frivolität, welche die französische Nationalphantasie der Entwicklung ihres Schicksals nach bald ansteckte, ward bei beiden Modifikationen bemerkbar. Hiedurch flossen die Erscheinungen von beiden noch mehr in einander, da schon die Phantasie ihrer Natur nach und dem Leichtsinne gemäß, welcher sie gewöhnlich begleitet, wenn sie Herrscherin ist, einen ewigen Wechsel in den Charakter bringt. Jene Koketterie in Liebeleien, jener unermüdete Eifer, neue Moden zu schaffen, jenes Gefallen an witzigen Einfällen, die statt der gründlichsten Wahrheit gelten, jene Geschmeidigkeit im Gehorchen, waren mit dem Enthusiasm der Liebe, der Empfänglichkeit für erhabne Ideen und große Erfindungen, der Theilnahme an tiefer Untersuchung der Wahrheit, dem Hange zur Unabhängigkeit, und dem kraftvollen Aufstehen gegen Druck, Früchte desselben Baumes. Wo Phantasie den Nationalcharakter auf eine solche Weise, wie bei den Franzosen bestimmt hat, müssen diese sich einander widerstrebenden Eigenschaften nothwendig erscheinen, muß ein chaotischer Kampf zwischen allen Fähigkeiten der Menschheit seyn, der nicht eher endigen wird, als bis der Geist der Kunst über dem Chaos schwebt, und die Schönheit ihren Aetherschleier über dasselbe ausbreitet.

Auf ein Publikum, das aus zwei solchen Klassen bestand, mußten Männer, wie Voltaire und Rousseau, denen man den ersten Platz unter den Schriftstellern anweist, welche der letzten Revolution vorgearbeitet haben, hinreißend wirken. Jener war vorzüglich für die erste, dieser für die zweite jener Klassen geschaffen, obgleich keiner ausschließend einer derselben angehörte, so wie diese beiden gleichfalls in einander flossen. Durch eine bezaubernde

Phantasie, die sich gewöhnlich in eine frohe und spottende Laune ergoß, und sich am liebenswürdigsten in kleinern Erzählungen zeigte, welche so witzig in der Erfindung als Ausführung sind, mußte Voltaire um so unwiderstehlicher für seine Leser werden, da er nicht vergaß Empfindung und Forschungsgeist so viel zu beschäftigen, als ihr Bedürfnis es erforderte, und zugleich jenen Hang zur Frivolität, welcher so früh in den französischen Nationalcharakter kam, nicht ungeschmeichelt ließ. Wäre es noch nöthig gewesen, bei seinen Lesern irgend einen Argwohn gegen seine Lehre zu vertilgen, so hätte es der Ruhm thun können, welchen er sich als Vertheidiger der Unschuld erwarb. Zauberisch wirkte Rousseau auf den edlern Theil der Nation. Das romantische Licht, welches über seine Darstellungen der Liebe verbreitet ist, beleuchtete jenen Heroism dieser Leidenschaft aus den Zeiten der Chevalerie, welcher sich nicht aus Frankreich verloren hatte. Wie viele Seelen, in welchen noch ein Funke von jenem Geiste verborgen lag, geriethen in Flammen bei den Briefen seiner Heloise! Wie viele gelobten nicht jede Aufopferung zugleich für die Tugend und für die Liebe, wenn sie die Schilderung von dem letzten Sturme, in welchem die wiederkehrende Liebe zu den beiden Liebenden kam, mit voller Empfindung lasen! Erhabener kann kein Gemälde seyn, als dieses von dem Siege der Sittlichkeit über eine Leidenschaft, die schon Jahre hindurch gewütet hat, und die Liebenden von neuem mit Gewalt ergreift, als sie in nächtlicher Stille, eingeschlossen in einem Rachen, auf den schwellenden Wogen des Genfer Sees, kaum der Lebensgefahr entflohn, in die Wohnung zurückgetragen wurden, welche der Tempel ihrer Tugend und das Grab ihrer Leidenschaft seyn mußte! Dieselben Seelen, welche sich von der einfachen Hoheit

dieser Szene ergriffen fühlten, waren diejenigen, auf welche Rousseaus Darstellung des Naturstandes am meisten wirkten, auf welche das einfache Staatsgebäude, das er errichtete, den größten Eindruck machen mußte. Unterdeß Voltaire über den gegenwärtigen politischen Zustand spottete lehrte, zeigte er in der Ferne das einfachste System des Staatsrechts. Ein Volk, das so leidenschaftlich begehrt wie das französische, bedurfte nur eines solchen Anblicks, um theils mit frivoler Leichtigkeit, theils mit Enthusiasm für große, wohlthätige Ideen, alles um sich her niederzureißen. Doch schien es unvermeidlich, daß aus einem solchen Charakter sich die Stimmung, in welcher das Zerstoren geschah, nicht schnell verlore, und er sich alsdann wieder in die alten Verhältnisse schmiegte. Allein gerade in diesem Hange zur Veränderlichkeit lag wiederum ein Mittel, die Revolution mit ihren Folgen fortdauernd zu machen. Außerst glücklich und nothwendig war daher die schreckliche Idee, daß man dem Augenblicke der Revolution gleichsam Fortdauer geben, und den Zustand während derselben auf eine Zeitlang zur förmlichen Staatsverfassung machen wollte. Ueberhaupt zeigen die Mittel, durch welche in unsrer Zeit jener furchtbare Enthusiasm der Franzosen hervorgebracht wurde, daß auf ihre Phantasie vorzüglich gewirkt werden muß, und daß man durch diese so leicht bei ihnen Leidenschaft hervorrufen kann. Weil es aber unmöglich ist, daß ein solcher Revolutionszustand ewig dauert, so ist es rathsam auf das Resultat zu merken, welches uns die Geschichte des französischen Nationalcharacters für die Zukunft giebt, daß nämlich, wenn die republikanische Verfassung in Frankreich fort dauern soll, sie unter keiner andern Bedingung bestehen, und nie einen wohlthätigen Einfluß auf den Geist der Na-

tion und auf die Menschheit haben kann, als wenn es dem Schicksale gefiele, die Phantasie des Volks von Leidenschaften allmählig zum Kunstsinne hinzuführen. Aesthetische Erziehung ist die einzige, welche für die Neufranken noch Nutzen haben kann; nur durch die Kunst können sie fähig gemacht werden, Republikaner zu seyn, unmöglich durch philosophische Raisonnements, Frankreich muß erst zum Garten der Schönheit werden, zuvor die Früchte der Freiheit in ihm reifen sollen; aber ehe es dazu bereitet wird, wie oft kann unterdeß das Gebäude, welches die zuvoreilende Vernunft im Bunde mit der Leidenschaft hier errichtet hat, durch diese letztere zerstört werden!

Man kann dieser Revolution nicht gedenken, ohne sich an zwei Züge im Charakter der Franzosen zu erinnern, an ihre gesellige Nationaleitelkeit, und an die Liebe für ihre Könige, wodurch sie sich sonst vor allen übrigen Nationen hervorthaten. Jene trug sehr viel dazu bei, daß die Revolution gegen auswärtige Mächte behauptet ward, diese verwandelte sich durch dieselbe in die ihr entgegengesetzte Leidenschaft. Den Keim von diesen beiden Charakterzügen muß man in Zeiten suchen, die über jene angegebene Bildungsperiode hinausgehen, obgleich er durch dieselbe und ihre Folgen neue Lebenskraft erhielt. Schon die erste Kunde, welche wir über den Zustand des heutigen Frankreichs erhalten haben, zeigt uns hier ein Völkersystem, welches eine neugierige Geselligkeit und Nationaleitelkeit hervorbringen mußte. Die vielen kleinen Völkerschaften, die hier lebten, waren durch das Band, welches zwischen dem Beschützer und dem Beschützten ist, aneinander geknüpft, indem sich mehrere schwache unter ihnen an eine mächtige angeschlossen, und durch ihren Beitritt

Dieselbe stark genug machten, sie zu vertheidigen. Es war natürlich, daß das Verhältniß zwischen den Völkervereinen, die auf diese Weise entstanden, sehr wechselte, je nachdem die kleinen Völkerschaften sich bald in diesen bald in jenen Schutz begaben. Daher war Streit zwischen ihnen unvermeidlich, und hieraus floß wieder ein Interesse für jede Gegend Frankreichs zu wissen, was in der andern vorging. Man hatte deshalb die Einrichtung getroffen, daß sich, sobald irgendwo etwas geschah, das bedeutend war, ein Mann auf das offene Feld stellte, es mit lauter Stimme verkündigte, und seinem Beispiel ununterbrochen gefolgt wurde. In kurzer Zeit konnte man dadurch im Norden wissen, was sich im Süden ereignet hatte. Wenn ein Fremdling an einen Ort kam, so umströmten ihn die Bewohner desselben, und forschten bei ihm nach Neuigkeiten. Die gegenseitige lebhafteste Theilnahme, welche so an dem Thun aller Bewohner des Landes entstand, brachte bei denselben ein Vertrauen auf sich selbst hervor, das gewöhnlich die Begleiterin der Geselligkeit ist. Durch diesen häufigen Verkehr entsprang zugleich eine gewisse Kultur, welche sie vor den übrigen angränzenden Barbaren auszeichnete: mit Hohn blickten die Gallier zu Cäsars Zeit auf die rohen Germanen herab. Dieses Verhältniß zwischen Gallien und Germanien dauerte auch nach der Völkerwanderung fort. Die kultivirtesten der germanischen Horden kamen nach Frankreich, ihre in der Heimath gebliebenen Brüder waren bald an Kultur weit hinter ihnen zurück. Früher, als irgend ein andres Land, arbeitete sich der französische Staat aus der Feudalaristokratie hervor, und die italiänischen Städte ausgenommen, gedieh in ihm der dritte Stand am schnellsten und am schönsten. Mächtiger als irgend ein anderer konnte er daher auftreten,

als das gegenwärtige politische System zwischen den europäischen Mächten seinen Anfang nahm. Durch seine Könige wurde Italien der erste Zankapfel derselben. Wie staunte man am Ende des fünfzehnten und im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts über den Muth, den rastlosen Geist, die Kraft der Franzosen in Italien; wie sehr stieg die Bewunderung der französischen Chevalerie, welche man schon vorher als die Zierde der Ritterschaft anerkannt hatte, durch die italienischen Kriege! Eines Ruhms, wie ihn Ritter Bayard ohne Furcht und Tadel besaß, konnte sich kein Ritter anderer Nationen erfreuen. Sobald ein grösserer Verkehr zwischen den europäischen Nationen hervorgebracht war, mußte der Eindruck, welchen der französische Nationalcharakter auf andere Völker machte, der Nationaleitelkeit schmeicheln, denn weil er von der Phantasie ausgegangen war, so vereinigte er in sich jene Eigenschaften, die am allgemeinsten und am schnellsten wirken. Durch ihn wurden die Vortheile erhöht, die Frankreich seiner Lage und seiner physischen Beschaffenheit nach hatte, um die erste politische Rolle spielen zu können. Er erhielt denselben Einfluß auf andere Nationalcharaktere, welchen das französische Cabinet auf die übrigen Cabinette bekam. Die Eitelkeit der Nation mußte mit diesem Einflusse steigen, und einen hohen Gipfel erreichen, sobald die allgewaltige Mode, durch den Luxus eingeführt, vor ihr den Szepter senkte, damit sie durch denselben andre Nationen regieren sollte. Es war ferner natürlich, daß aus ihr eine grobe Unwissenheit in allem, was nicht ihre Heimath anging, allmählig entstand, und diese Ignoranz diente dann wieder dazu, um die Eitelkeit zu vermehren. Zum Unglück war noch stets das alte Verhältniß gegen Deutschland, dessen Bewohner durch ihre Verfassung immer mehr ge-

hindert wurden, als Nation gegen die französische mit Ruhm aufzutreten, dessen Bewohner durch ihren daher entspringenden Mangel an Gemein Sinn geneigter wurden, den Anmaßungen ihrer Nachbarn zu fröhnen. Schwer ruhte auf diesen dagegen die Hand des Despotismus, dessen Politik es aber erforderte, der Nation, statt Glückseligkeit blendenden Glanz zu verleihen; eine neue Quelle für die Nationaleitelkeit!

Ein Volk, das einmal durch Eitelkeit hingerissen war, mußte natürlich, so wie es auf alles eitel seyn wird, vorzüglich auf seinen König eitel seyn. Schon darum ließ es sich begreifen, warum die Franzosen ihre Monarchen schwärmerisch verehrten; ihre eigne Eitelkeit fand ihre Rechnung bei dieser Liebe. Doch lassen sich individuellere Ursachen von diesem Charakterzug auffinden. Durch die Könige war zuerst das Elend gemildert, welches die Feudalaristokratie über die Nation gebracht hatte, durch ihre Hand wurde offenbarer, wie in irgend einem andern Lande, dem dritten Stande emporgeholfen; sie erhielten dafür die Liebe desselben, welche um so wichtiger war, je sicherer er zuletzt den Ton für die Nationalmeinung angiebt. Als sich durch das Ritterwesen, durch die Troubadours, durch die Gerichtshöfe der Liebe ein phantastischer Geist über Frankreich verbreitet hatte, fand er seinen glanzvollsten Sitz am Hofe, dessen Mittelpunkt die Person des Königs war. Sicher hat auch der Thron irgend eines andern Volks nicht so viele Männer von erhabenem Charakter oder wenigstens schimmernden Vorzügen aufzuweisen, als der französische. Wo war bei irgend einer andern Nation ein Monarch, der ein solches Ideal von Liebenswürdigkeit, wie Heinrich von Navarra, in sich

darstellte, so unwiderstehlich die Herzen fesselte? Es bedurfte nur eines einzigen solchen Königs, wie er war, und die Nachfolger konnten lange von dem Kapital der Volksliebe zehren, das er dem Throne erworben hatte. Er lebte ferner gerade in dem Zeitpunkte, wo sich der Rittergeist und der Bürgerfenn immer mehr voneinander schieden; und zum Vortheile der Krone besaß er Humanität genug, um diesen zu schonen, ritterliche Vorzüge und Achtung für den Werth des Adels genug, um jenen für sich zu gewinnen. So bestach er durch sein Leben die Herzen aller Volksklassen für sich, und setzte durch seinen Mitleid erregenden Tod ein Siegel auf diese Volksliebe, das keine frevelnde Hand abzureißen wagte. Nachdem die Könige keinen Kampf mit den Ständen mehr zu bestehen hatten, und nun die Hoffaktionen die Parthie im Staate ausmachten, welche sich gegen sie auflehnten, so kam alles zusammen, um die Nation auf die Seite der ersten zu ziehen; und als endlich der stolze Adel durch die Fesseln der Pracht, Wollust und Königsgunst an den Hof gefesselt war, fand sie hier wiederum allen Nationalglanz vereinigt. Der König regierte den Hof, der Hof die Hauptstadt, und was man in Paris bewunderte, welches der Vereinigungspunkt aller Talente in Frankreich wurde, das bewunderte man auch in den Provinzen. Auffallend ist es freilich, daß jenes ursprüngliche Elend, welches die Könige und ihr verpesteter Hof über Frankreich brachten, nicht die persönliche Achtung der erstern schwächte; allein man darf nicht übersehen, daß sehr oft ihre Gemahlinnen Urheber desselben waren, welches die Franzosen auch nie vergaßen, und daß man allen Haß um so lieber auf jene warf, je häufiger sie Ausländerinnen waren. Den König selbst traf ferner erst dann der Unwille



der Nation, wann dieser seine erste Wuth an den Ministern gefühlt hatte. Solange die Erbitterung der Unterthanen noch gegen ein ungeheiltes Ziel stürmen konnte, wagte sie sich nicht an die geweihte Majestät; Ministerdespotism, welcher durch keine Vorurtheile geschützt ward, war soviel unerträglicher, als alle Willkühr der Könige! Dann erst, als die Könige selbst den heiligen Schleier zerrissen, der sie umgab, als man anfing, sich Spott über sie zu erlauben, als die beiden letzten unter ihnen durch keine glänzenden Vorzüge mehr einnahmen, als das Raisonnement die Leidenschaft für sich gewann, war ihr Sturz unvermeidlich; und schwer würde es jetzt halten, das Band der zerrissenen Liebe für den Monarchen wieder zusammen zu knüpfen, wenn auch eine preiswürdige Reihe von Regenten den französischen Thron in der Zukunft schmücken sollte.

Nach allem bisher gesagten, kann es keine Verwunderung erregen, daß, ungeachtet der Flüchtigkeit des französischen Nationalcharakters, sich doch bei keinem andern so allgemeine Bestimmungen, so sichere Gränzen für das veränderlichste im bürgerlichen Leben, für das schickliche in Sitten und Meinungen finden. Weil die erste Kultur, welche die Nation erhielt, sich allgemein verbreitete, weil die Beschaffenheit derselben sie vorzüglich auf alles das bringen mußte, was in das Gebiet des Schicklichen gehört, weil endlich der Despotism auch über dieses so seine Herrschaft erstreckte, wie es in keinem andern Staate geschah: so konnte es nicht fehlen, daß bestimmte Nationalmaximen über das Schickliche aufkamen. Nirgends wird die Macht derselben sichtbarer, als wenn man die Verschiedenheit des komischen Schauspiels der Franzosen

von dem andrer Nationen bemerkt. Die komischen Schauspieldichter der Britten und der Deutschen haben keinen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt, aus welchem sie mit dem größten Theile ihrer Nation den Gegenstand ihrer Darstellung betrachten könnten. Wenn sie auch noch so lächerliche Züge aufhaschen, wird es ihnen doch schwer, sie für ihre Leser lächerlich darzustellen, weil diese zuvor auf den individuellen Standpunkt müssen versetzt werden, von welchem sie selbst beobachteten. Es giebt kaum eine andere Uebereinkunft, als welche in der menschlichen Natur gegründet ist, zwischen ihnen und ihrem Publikum, daß und warum etwas lächerlich sey. Die Verlegenheit, in welche sie dadurch gerathen, verführt sie dann gewöhnlich, daß sie Leidenschaften, daß sie das Laster zum Stoffe ihrer komischen Darstellung nehmen. Abgerechnet den Nachtheil, welchen es für die Sittlichkeit haben muß; wenn man lernt, über dasjenige, was verderblich und hassenswürdig ist, zu lachen, sind es doch eigentlich nur die Manieren, welche der komischen Darstellung eigenthümlich geweiht seyn können. Wie fein ist dies von den besten komischen Schauspieldichtern der Franzosen beobachtet worden! Ueber die Personen, die sie aufführen, lacht man nicht so sehr, weil sie solche Menschen sind, als weil sie sich als Nichtfranzosen zeigen. Nur in einem Lande, wo es so allgemeine Maximen über das Schickliche, wie in Frankreich giebt, ist ein solches komisches Schauspiel möglich. Der Charakterzug also, welcher der französischen Tragödie verderblich war, wirkte vortheilhaft auf ihre Komödie. Bei den mächtigen Empfindungen, welche das Trauerspiel beleben müssen, ist es unerträglich, wenn ihnen eine andre Gränze, als die der Kunst überhaupt, vorgeschrieben ist; der mäßige Geist des Lust-

**spiels bedarf keines weiten Kreises. Keine Nation wird in ihm der französischen so wenig gleichkommen, als die Deutsche, welcher ja Nationalcharakter selbst in den grobern Verhältnissen fehlt.**

Also auch hierin sind die Franzosen und Deutschen einander entgegengesetzt, so wie fast alle Züge in dem Charakter beider Nationen sich einander widersprechen. Um so mehr aber wird die Wissbegierde gereizt zu wissen, welchen weltbürgerlichen Werth beide Nationalcharaktere haben, welche Rolle sie spielen in Hinsicht auf den Plan, den die Natur für die Menschheit entwarf. Durch gesellschaftliches Leben, durch Staaten, welche theils in ihrer innern Verfassung, theils in ihrem Verhältnisse gegen einander sich immer vollkommner ausbilden, können wir einzig zur Entwicklung unsrer Anlagen, zur Humanität gelangen. Bei allen Völkern des Alterthums war es der Natur nicht gelungen, einen Staatenverein zu bewirken, welcher den Schein der Legalität hatte; der erste große Versuch, der in dieser Rücksicht gemacht ward, verunglückte so, daß ein einziges Volk, das römische, alle übrigen verschlang. Sobald aber dieses den Untergang, welchen es verdiente, durch den Sturm der Völkerwanderung gefunden hatte, und nun germanische Horden über die schönsten Provinzen des gefallen Reichs ausgeströmt wurden, war schon durch die ähnliche Verfassung in den verschiedenen Staaten ein festeres Band zwischen ihnen geknüpft. Bis dahin hatten Frankreichs und Deutschlands Bewohner gleiches Verdienst in weltbürgerlicher Rücksicht. Allein es schien, als liebte die Natur den Kontrast in der verschiedenen Entwicklung der germanischen Stämme, die nun anfang. In Gallien bildeten sie ihren Charakter mit der

größten Individualität aus, unterdessen die in der alten Heimath zurückgebliebenen in solche Verhältnisse kamen, daß sie kaum Eine Nation wurden, wenigstens keinen bestimmten und allgemeinen Nationalcharakter gewannen. Demnach bleibt es unverkennbar, daß selbst ihr so formloser Charakter vielleicht einen größern weltbürgerlichen Werth hat, als der starkgezeichnete französische. Das deutsche Volk steht in der Mitte Europens, zuwenig eigenthümlich ausgebildet, als daß es nicht jede Entdeckung in den Wissenschaften und Künsten, welches Nationalgepräge sie auch tragen mag, sich zueignen, und indem es ihr die Nationalindividualität nimmt, mit einem weltbürgerlichen Stempel für die Menschheit bezeichnen könnte. Deutschland ist gleichsam das Magazin des erhabenen Genius, welcher die Menschengeschichte leitet, in das er die aus allen Gegenden zusammengescholten Schätze niederlegt. Wie wir durch den Mangel an Individualität weltbürgerlichen Werth besitzen, so die Franzosen durch ihren stark ausgearbeiteten Charakter. Durch ihn erhielten sie das Uebergewicht über andere Völker, und brachten einen häufigern Verkehr zwischen denselben hervor; durch ihn wurden sie über die Gränzen ihres Reichs getrieben, um Flammen des Enthusiasm andern Nationen mitzutheilen; durch ihn gaben sie der Wahrheit ein Feuer, das durch alle Nebel der Vorurtheile drang, bewaffneten sie die Leidenschaft für die Vernunft, welche ohne die Hülfe derselben die menschliche Trägheit nimmermehr überwinden wird. Die Deutschen werden erst in der Zukunft, wann alle Nationen sich mehr wie Weltbürger, als wie Individuen betrachten, den verdienten Ruhm davon tragen. Alsdann wird man ihre Verfassung, welche jetzt so oft das Ziel des Spottes und der Verwünschung ist, gern segnen, weil vorzüglich durch sie wir ge-

schießt wurden, so früh Weltbürger zu werden; dann wird man einsehen, daß wir als Nation aufgeopfert wurden, um einer höhern Pflicht desto leichter nachkommen zu können. Die Franzosen empfangen zugleich mit dem Verdienst, daß sie sich um die Menschheit erwerben, den Lohn dafür; je mehr sie ihren Nationalruhm ausbreiten, desto höher steigern sie auch jenes Verdienst; es ist Ein Opfer, welches sie ihrer Eitelkeit und ihrer kosmopolitischen Pflicht darbringen. Mit je größerer Selbstverleugnung wir hingegen Nationaleitelkeit von uns entfernen, desto pflichtmäßiger handeln wir als Weltbürger. Wunderbar muß für den erhabenen Plan der Natur in Hinsicht auf unser Geschlecht der Versuch wirken, welchen die Neufranken machen, um Ideen, von welchen manche offenbar ein kosmopolitisches Gepräge tragen, für ihre Individualität in Ausübung zu bringen; wohlthätiger aber für die Menschheit werden dieselben gewiß durch die Verarbeitung seyn, welche die Deutschen ohne Zweifel mit ihnen vornehmen. Sollte eine Morgenröthe der Kunst in Frankreich anbrechen, wenn die Nacht der Anarchie verschwindet, dann Heil dem Verhältnisse, in welchem es bisher zu Deutschland stand! ein Schimmer derselben wird sich bald über unsern Horizont verbreiten; und dann dreimal Heil jenem hehren Zeitpunkte, wann nun die Schönheit, wie einen feurigen Nordschein, ihr Licht über den Himmel von Gallien und Germanien ausströmet. Immerhin möchte alsdann eine neue fränkische Universalmonarchie aus beiden Staaten errichtet werden!

Die Horen. 1795. 5tes St.

## III

## Litterarischer Sansculottismus.

In dem Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, und zwar im Märzstücke dieses Jahres, findet sich ein Aufsatz über Prosa und Beredsamkeit der Deutschen, den die Herausgeber, wie sie selbst bekennen, nicht ohne Bedenken einrückten. Wir, unsrer Seite, tadeln sie nicht, daß sie dieses unreife Product ausnahmen; denn wenn ein Archiv Zeugnisse von der Art eines Zeitalters aufbehalten soll, so ist es zugleich seine Pflicht auch dessen Unarten zu verewigen. Zwar ist der entscheidende Ton und die Manier, womit man sich das Ansehn eines umfassenden Geistes zu geben denkt, in dem Kreise unserer Critik nichts weniger als neu; aber auch die Rückfälle einzelner Menschen in ein roheres Zeitalter, sind zu bemerken, da man sie nicht hindern kann; und so mögen denn die Horen dagegen in demjenigen, was wir zu sagen haben, ob es gleich auch schon oft und vielleicht besser gesagt ist, ein Zeugniß aufbewahren: daß neben jenen unbilligen und übertriebenen Forderungen an unsre Schriftsteller, auch noch billige und dankbare Gesinnungen gegen diese, verhältnißmäßig zu ihren Bemühungen wenig belohnte, Männer im Stillen walten.

Der Verfasser bedauert die Armseligkeit der Deutschen an vortrefflich classisch prosaischen Werken und hebt alsdann seinen Fuß hoch auf,

um, mit einem Riesenschritte, über beinahe ein Duzend unserer besten Autoren hinwegzuschreiten, die er nicht nennt, und mit mäßigem Lob und mit strengem Tadel so charakterisiret, daß man sie wohl schwerlich aus seinen Karrikaturen herausfinden möchte.

Wir sind überzeugt, daß kein deutscher Autor sich selbst für classisch hält, und daß die Forderungen eines jeden an sich selbst, strenger sind, als die verworrenen Prätensionen eines Terfiten, der gegen eine ehrwürdige Gesellschaft aufsteht, die keineswegs verlangt, daß man ihre Bemühungen unbedingt bewundere; die aber erwarten kann, daß man sie zu schätzen wisse.

Ferne sey es von uns, den übelgedachten und übelgeschriebenen Text, den wir vor uns haben, zu commentiren; nicht ohne Unwillen werden unsre Leser jene Blätter am angezeigten Orte durchlaufen, und die ungebildete Anmaßung, womit man sich in einen Kreis von Bessern zu drängen, ja Bessere zu verdrängen und sich an ihre Stelle zu setzen denkt, diesen eigentlichen Sansculottismus zu beurtheilen und zu bestrafen wissen. Nur weniges werde dieser rohen Zudringlichkeit entgegengestellt.

Wer mit den Worten, deren er sich im Sprechen oder Schreiben bedient, bestimmte Begriffe zu verbinden für eine unerläßliche Pflicht hält, wird die Ausdrücke: classischer Autor, classisches Werk, höchst selten gebrauchen. Wann und wo entsteht ein classischer Nationalautor? Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Gesinnun-

gen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Consequenz nicht vermisst; wenn er selbst, vom Nationalgeiste durchdrungen, durch ein einwohnendes Genie sich fähig fühlt, mit dem Vergangnen wie mit dem Gegenwärtigen zu sympathisiren, wenn er seine Nation auf einem hohen Grade der Kultur findet, so daß ihm seine eigene Bildung leicht wird; wenn er viele Materialien gesammelt, vollkommene oder unvollkommene Versuche seiner Vorgänger vor sich sieht, und so viel äußere und innere Umstände zusammen treffen, daß er kein schweres Lehrgeld zu zahlen braucht, daß er in den besten Jahren seines Lebens ein großes Werk zu übersehen, zu ordnen und in Einem Sinne auszuführen fähig ist.

Man halte diese Bedingungen, unter denen allein ein classischer Schriftsteller, besonders ein prosaischer möglich wird, gegen die Umstände, unter denen die besten Deutschen dieses Jahrhunderts gearbeitet haben, so wird, wer klar sieht und billig denkt, dasjenige, was ihnen gelungen ist, mit Ehrfurcht bewundern, und das was ihnen mißlang anständig bedauern.

Eine bedeutende Schrift ist, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens; der Schriftsteller so wenig als der handelnde Mensch bildet die Umstände, unter denen er geboren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie, leidet von seinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationalschriftsteller kann man nur von der Nation fordern.



Aber auch der deutschen Nation darf es nicht zum Vorwurfe gereichen, daß ihre geographische Lage sie eng zusammen hält, indem ihre politische sie zerstückelt. Wir wollen die Umwälzungen nicht wünschen, die in Deutschland classische Werke vorbereiten könnten.

Und so ist der ungerechteste Tadel derjenige, der den Gesichtspunkt verrückt. Man sehe unsere Lage wie sie war und ist; man betrachte die individuellen Verhältnisse, in denen sich deutsche Schriftsteller bildeten, so wird man auch den Standpunkt, aus dem sie zu beurtheilen sind, leicht finden. Nirgends in Deutschland ist ein Mittelpunkt gesellschaftlicher Lebensbildung, wo sich Schriftsteller zusammen fänden und nach Einer Art, in Einem Sinne, jeder in seinem Fache sich ausbilden könnten. Zerstreut geboren, höchst verschieden erzogen, meist nur sich selbst und den Eindrücken ganz verschiedener Verhältnisse überlassen, von der Vorliebe für dieses oder jenes Beispiel einheimischer oder fremder Litteratur hingerissen; zu allerlei Versuchen, ja Pflasterereien, genöthigt, um ohne Anleitung seine eigene Kräfte zu prüfen; erst nach und nach durch Nachdenken von dem überzeugt, was man machen soll; durch Praktik unterrichtet, was man machen kann; immer wieder irre gemacht durch ein großes Publikum ohne Geschmack, das das Schlechte nach dem Guten mit eben demselben Vergnügen verschlingt; dann wieder ermuntert durch Bekanntschaft mit der gebildeten, aber durch alle Theile des großen Reichs zerstreuten Menge; gestärkt durch mitarbeitende, mitstrebende Zeitgenossen. So findet sich der deutsche Schriftsteller endlich in dem männlichen Alter, wo ihn Sorge für seinen Unterhalt, Sorge für eine Familie, sich nach Außen umzusehen zwingt, und wo er

oft mit dem traurigsten Gefühl durch Arbeiten, die er selbst nicht achtet, sich die Mittel verschaffen muß, dasjenige hervor bringen zu dürfen, womit sein ausgebildeter Geist sich allein zu beschäftigen strebt. Welcher deutsche geschätzte Schriftsteller wird sich nicht in diesem Bilde erkennen, und welcher wird nicht mit bescheidener Trauer gestehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geseufzt habe, früher die Eigenheiten seines originellen Genius einer allgemeinen Nationalcultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen. Denn die Bildung der höheren Klassen durch fremde Sitten und ausländische Litteratur, so viel Vortheil sie uns auch gebracht hat, hinderte doch den Deutschen als Deutschen sich früher zu entwickeln.

Und nun betrachte man die Arbeiten deutscher Poeten und Prosaisien von entschiedenem Namen! Mit welcher Sorgfalt, mit welcher Religion folgten sie auf ihrer Bahn einer aufgeklärten Ueberzeugung! So ist es, zum Beispiel, nicht zuviel gesagt, wenn wir behaupten, daß ein verständiger, fleißiger Litterator, durch Vergleichung der sämtlichen Ausgaben unsres Wielands, eines Mannes, dessen wir uns, trotz dem Knurren aller Schmelfungen mit stolzer Freude rühmen dürfen, allein aus den stufenweisen Correkturen dieses unermüdet zum Bessern arbeitenden Schriftstellers, die ganze Lehre des Geschmacks würde entwickeln können. Jeder aufmerksame Bibliothekar sorge, daß eine solche Sammlung aufgestellt werde, die jetzt noch möglich ist, und das folgende Jahrhundert wird einen dankbaren Gebrauch davon zu machen wissen.

Möchte wir in der Folge, die Geschichte der Ausbildung unsrer vorzüglichsten Schriftsteller, wie sie

sich in ihren Werken zeigt, dem Publikum vorzulegen. Wollten sie selbst, so wenig wir an Confessionen Ansprüche machen, uns nach ihrem Gefallen nur diejenigen Momente mittheilen, die zu ihrer Bildung am meisten beigetragen haben, und dasjenige, was ihr am stärksten entgegen gestanden, bekannt machen; so würde der Nutzen, den sie gestiftet, noch ausgebreiteter werden.

Denn worauf ungeschickte Tadler am wenigsten merken, das Glück, das junge Männer von Talent jetzt genießen, indem sie sich früher ausbilden, eher zu einem reinen, dem Gegenstande angemessenen Styl gelangen können, wem sind sie es schuldig, als ihren Vorgängern, die in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts mit einem unablässigen Bestreben, unter mancherley Hindernissen sich, jeder auf seine eigene Weise, ausgebildet haben? Dadurch ist eine Art von unsichtbarer Schule entstanden, und der junge Mann, der jetzt hinein tritt, kommt in einen viel grösseren und lichterem Kreis, als der frühere Schriftsteller, der ihn erst selbst beim Dämmerchein durchirren mußte, um ihn nach und nach, gleichsam nur zufällig, erweitern zu helfen. Viel zu spät kommt der Halb-Critiker, der uns mit seinem Lämpchen vorleuchten will; der Tag ist angebrochen, und wir werden die Läden nicht wieder zumachen.

Ueble Laune läßt man in guter Gesellschaft nicht aus, und der muß sehr üble Laune haben, der in dem Augenblicke Deutschland vortreffliche Schriftsteller abspricht, da fast jedermann gut schreibt. Man braucht nicht weit zu suchen, um einen artigen Roman, eine glückliche Erzählung, einen reinen Aufsatz über diesen oder jenen Ge-

genstand zu finden. Unſre critiſchen Blätter, Journale und Compendien, welchen Beweis geben ſie nicht oft eines übereinstimmenden guten Styls! die Sachkenntniß erweitert ſich bey dem Deutschen mehr und mehr und die Uebersicht wird klärer. Eine würdige Philosophie macht ihn, trotz allem Widerstand schwankender Meinungen, mit seinen Geisteskräften immer bekannter, und erleichtert ihm die Anwendung derselben. Die vielen Beispiele des Styls, die Vorarbeiten und Bemühungen so mancher Männer setzen den Jüngling früher in Stand, das was er von Augen aufgenommen und in sich ausgebildet hat, dem Gegenstande gemäß mit Klarheit und Anmuth darzustellen. So sieht ein heittrer billiger Deutscher die Schriftsteller seiner Nation auf einer schönen Stufe und ist überzeugt, daß sich auch das Publikum nicht durch einen mißlaunischen Kritiker werde irre machen lassen. Man entferne ihn aus der Gesellschaft, aus der man jeden ausschließen sollte, dessen vernichtende Bemühungen nur die Handelnden mißmuthig, die Theilnehmenden lässig und die Zuschauer mißtrauisch und gleichgültig machen könnten.

## IV

## Das Spiel in strengster Bedeutung.

Ein selbstthätiges Wesen, das aber, so wie der Mensch, eine Mehrheit von Vermögen besitzt, die einander gegenseitig einschränken, kann sich sehr verschiedentlich bestimmt fühlen, je nachdem der Einfluß dieses oder jenes Vermögens in ihm die Oberhand hat, und der selbstthätigen Kraft die Richtung giebt. Es ist indessen, wenn ich von Stimmung spreche, hier nicht die Rede von jenen zufälligen und wandelbaren Gemüthsbläunen, welche Folgen des besondern Charakters sind, der verschiedene Menschen verschiedentlich zur Liebe, zum Scherz, zur Schwermuth u. s. w. stimmt. Die Stimmung, von welcher ich rede, ist eine allgemeine, wozu Jedermann aufgelegt ist, und die mit einer andern, eben so allgemeinen, beständig abwechselt. Beyde sind also gleich natürlich, wenn man schon nicht sagen kann, daß die Eine dem Menschen so nothwendig als die Andere seye.

Nämlich es giebt ein gewisses Verhältniß der thätigen Kraft, die wir besitzen, dem zu Folge ihre Wirksamkeit von einem fremdartigen Einflusse (dessen Grund zwar im Menschen, aber nicht in der Selbstthätigkeit des Menschen liegt) ganz abhängig erscheint, und nach diesem, als im Dienste, durchaus sich richten muß. Wiederum giebt es ein Verhältniß der thätigen Kraft in Uns, nach welchem selbige, obschon mit den übrigen Gemüthsvermögen noch

immer in genauer Verbindung, doch zuvörderst ihrer ursprünglichen Tendenz folgt, und, so zu sagen, mehr für eigene Rechnung thätig ist. Wenn nun das erstere ein untergeordnetes Verhältniß ist, so muß dagegen das letztere ein freyes Verhältniß heißen.

Es findet aber das subordinirte Verhältniß der Selbstthätigkeit sodann in uns Statt, wenn wir bestimmten Geboten der Vernunft Folge leisten, oder den nöthigenden Trieben der Sinnlichkeit uns fügen. In diesen Fällen giebt der bestimmte Trieb oder Befehl den bestimmten Zweck an, worauf die erforderlichen Kräfte in bestimmter Richtung angestrengt werden. Hiebey nun kann es nur wenig oder gar keinen Unterschied machen, ob die bestimmten Zwecke zum Behuf eben vorhandner Bedürfnisse wirklich ausgeführt, oder bloß als mögliche aber bestimmte Zwecke gedacht, und die Kräfte darauf provisorisch geübt werden. Denn die Erwerbung von Fertigkeiten und Einsichten zu einem bloß möglichen aber bestimmten Gebrauch, erfordert ein gleich untergeordnetes Verhältniß der arbeitenden Kräfte und Vermögen, und eben die angestrengte Richtung derselben, als die wirkliche Anwendung erworbener Fertigkeiten und Einsichten. Aber welche Gemüthsstimmung wird nun wohl im Menschen herrschen, wenn die Kräfte desselben in einem untergeordneten Verhältnisse nach bestimmten Zwecken wirken? Offenbar die ernsthafteste, als die natürliche Begleiterin aller Anstrengung, es sey durch Vernunft oder Instinkt gewirkte Anstrengung. Zwar kann, auch bey bestimmten Zwecken, die Intension der Kraft oft lange nicht bis zur Anstrengung gehn: die bestimmte Richtung wird doch noch Anstrengung nöthig machen; und Ernst ist nichts anders, als das

Gefühl der Anstrengung, welches entweder die Spannung oder die bestimmte Richtung der Selbstthätigkeit, oder beyde zugleich begleitet. Noch einen Blick auf die Schattirungen des Ernstes zu richten: so fühlt sich der Mensch bey der Anstrengung, die ihm seine Pflicht kostet, jederzeit erhaben; und die Selbstthätigkeit im Dienste der Tugend, unterscheidet sich durch einen hohen Ernst. Wer seine Kräfte der Anregung des Bedürfnisses eben fügt, zeigt einen gleichgültigen Ernst. Wer sie ihm gern fügt, wird einen gierigen, und wer es ungern thut, einen verdrießlichen Ernst entdecken. Ueberall blickt die äußerlich genöthigte Selbstthätigkeit mit Ernst auf ihr bestimmtes Ziel. In den Wissenschaften hat die Selbstthätigkeit eine freyere Richtung auf einen Gebrauch überhaupt; weil aber ihr inneres Ziel dafür desto genauer bestimmt ist, so stimmt die Methode, welche hier jeden Schritt vorschreibt, den wissenschaftlichen Menschen auf einen strengen Ernst, der aber, wegen des freyern Interesse, womit er vergesellschaftet ist, etwas Liberales und Edles bei sich führt. Da übrigens in dieser Stimmung des Gemüths die Selbstthätigkeit durch etwas Auseres, das ist, durch etwas im Subjecte, was sie nicht selbst ist, sich bestimmt sieht: so kann auch der Genuß aus der Thätigkeit selbst, dabei entweder gar nicht, oder doch nicht zunächst in Betrachtung kommen. Das Ziel, wohin man will, ist hier Alles. Vielleicht giebt es einen leichten und angenehmen Weg dahin? Gut, so schlage man ihn ein! Wo nicht, so müssen wir uns eine Bahn eröffnen, sollte sie auch über nichts als Dornen und Disteln gehen; man müßte denn lieber den vorgesezten Zweck aufgeben wollen. Allein aus bloßer Bequemlichkeit nothwendige Zwecke aufgeben, ist ein Vor-

wurf, den kein ernsthafter Mensch gern auf sich wird haften lassen. So bleibt uns auch der Erfolg hier weit dringender empfohlen. Wer ernsthaften Zwecken nachgeht, wird immer dahin bedacht seyn, von seinen Unternehmungen den Zufall, soviel möglich, auszuschließen, und den ganzen Erfolg seiner Einsicht und Geschicklichkeit zu unterwerfen. Dieses erfordert die Nothwendigkeit, mit welcher hier Vernunft oder Sinnlichkeit, die untergeordnete Kraft auf bestimmte Zwecke führen. Es wird sich daher allzeit ein Mißvergnügen unter die Freude über ein gelungenes Geschäft mischen, wenn man sieht, daß das Gelingen desselben dem Zufalle mit zu verdanken ist; denn man sieht zugleich, daß dieses Geschäft, soviel an uns war, mißlingen konnte. Unsere nothwendigen Zwecke waren so offenbar außs Spiel gesetzt, welches nicht seyn sollte.

Dem Ernste, ist in der Oekonomie des Menschen das Spiel entgegengesetzt. Es kann daher, mit Hülfe der so eben gelieferten Beschreibung von jener Gemüthsstimmung, soviel Schwierigkeit nicht haben, auch von dieser einen bestimmten Begriff zu bilden. Denn wenn es dem Gemüth, das sich zum Spiel stimmt, nicht um irgend einen Zweck zu thun seyn kann, der ausserhalb der Thätigkeit der spielenden Kräfte liegt: so muß er in dem Gefühl dieser Thätigkeit selbst liegen. Wenn ferner alle Anstrengung der Kräfte, sowohl der Intension als der Richtung nach, die Seele unausbleiblich ernsthaft macht: so werden die spielenden Kräfte ihre Thätigkeit, in Ansehung der Richtung und des Umfangs der Kraftanwendung, ganz unangestrengt und frey, das ist, nur so, so lange und in dem Grade äussern, als ihre Thätigkeit durch sich selbst



belebt wird. Dieser allgemeine Begriff der spielenden Stimmung, wird nun durch das Spiel κατ' ἐξοχην dargestellt, welches, um diesen Namen zu verdienen, den zweckmäßigsten Stoff für diese Stimmung des Menschen zu liefern hat: um ihm den reinen Genuß einer unangestregten Selbstthätigkeit, durch alle Sphären seines Wirkens zu verschaffen; und also den größten Umfang freyer Thätigkeit, mit dem kleinsten Maasse von Anstrengung zu verknüpfen. Denn da hier noch immer von Genuß die Rede bleibt, und die spielende Selbstthätigkeit auf sinnlichem Grund und Boden verharret, indem sie das Vergnügen nur zu reinigen sucht, ohne selbiges zu verschmähen: so kann auch Freyheit hier nichts mehr bedeuten, als Befreyung von aller Spannung und Richtung der Selbstthätigkeit, diejenige ausgenommen, welche sie, um überhaupt noch thätig zu seyn, sich selbst gefallen läßt, und sucht.

Welches ist nun das Spiel, das dieser Stimmung ganz entspricht? wie heißt es? wie lauten seine Regeln? wo ist die Gesellschaft, der Klubb, darinn es gespielt wird? Diese Fragen scheinen auf weitaussehende Antworten zu deuten. Dem sey wie ihm wolle: eine so natürliche und allgemeine Stimmung des Gemüths, als die Stimmung zum Spiel, hat alle Aufmerksamkeit zu fordern. Auch läßt sich mit der hierzu erforderlichen Untersuchung, noch leicht der Zweck verbinden, welchen verständige Pädagogen haben, wenn sie den Charakter ihrer Zöglinge beym Spiel beobachten. Hier zeigt sich die Natur in ihrer größten Unbefangenheit, und scheint sich ihren Launen gänzlich zu überlassen. Merkt man nun auf dasjenige, was ihr in der Stunde der Unbefangenheit gefällt: so bemerkt man gewiß auch Manches von demjenigen, was sie ist.

## E r s t e r   A b s c h n i t t .

Der Spieler, der bloß auf Gewinnst ausgeht, ist ein Spieler von Profession. Ein wunderlicher Titel, der einen Widerspruch im Beyworte enthält! Der rechte Spieler will nicht gewinnen; er will ohne Anstrengung seine Kräfte am Gegenstande versuchen, und weiß von äussern Zwecken nichts. „Aber ist Gewinnst nicht ein äusserer Zweck, der in den meisten Spielen doch wenigstens Rücksicht fordert?“ Fordert? Er fordert sie nicht; denn er ist durch kein nothwendiges Bedürfnis aufgestellt. Der Gewinnst ist in den meisten Spielen ein bloßes Aufmunterungsmittel aus der Ferne. Auch wird das Spiel, wo Gewinnst Statt findet, dadurch um nichts zweckmäßiger. Im Gegentheil; der Gewinnst ist ein Nothmittel an sich selbst unzulänglich beschäftigender Spiele, die man durch ein fremdes Interesse aufzustutzen sucht. Denn gerade so viel Rücksicht auf Gewinnst im Spiele ist, so viel weniger ist freye Thätigkeit, so viel weniger ist Spiel im Spiele.

Also nicht ein Zweck ausser dem Spiele, sondern Genuß aus freyer Thätigkeit der Kräfte, ist das Augenmerk der Spielenden; und Gelegenheit dazu, die erste Erfordernis des Spiels.

Allein wenn Jemand, ohne ernsthaften Zweck, bloß aus Gefallen am Geschick zur Sache, drehsetzt, oder Schösser fertigt, oder nach einem Ziel schießt: so mag man dieses Handthieren zwar in so fern Spiel heissen, als eine Abspannung der gewohnten Anstrengung und kein äußerer Zweck dabey Statt hat. Indessen ein

eigentliches Spiel wird man es doch nicht nennen. Aber warum nicht? Bloß darum nicht, weil der Zufall so wenig dabei zu schaffen hat, und also fast der ganze Erfolg der Operation in unsrer Gewalt steht. Das Ziel, oder der innere Zweck der Handlung, scheint fast immer so nahe und ferne, als es ist. Denn um dessen Entfernung zu messen, brauche ich bloß meine Geschicklichkeit zu messen, die mir so unbekannt nicht seyn kann. Ganz bestimmt muß ich sie zwar nicht kennen, denn sonst würde ich sie gar nicht am Gegenstande versuchen wollen; folglich findet auch noch ein Gelingen, folglich Zufall, folglich Spiel hier Statt. Aber doch offenbar nur sehr wenig. Ein solches Handthieren ist daher mehr freye Uebung, als Spiel zu nennen. Auf jeden Fall ist der innere Zweck viel zu bestimmt, und erfordert fast einerley Richtung der Thätigkeit, also schon Anstrengung. Mit andern Worten: die bey solchen freyen, spielähnlichen Uebungen interessirten Kräfte und Vermögen, finden, wegen des allzubestimmten Ziels, zu wenig Veranlassung den ganzen Zirkel ihrer Thätigkeit zu durchlaufen. Aber man mache einmal das Ziel unbestimmter und lasse dem Zufall mehr Raum; man schieße z. B. nicht nach einem festen, willkürlich bestimmten Ziele, einer Scheibe, sondern nach einem unstäten, unwillkürlichen, einem Wilde: sogleich wird die Uebung lebhafter, sie nähert sich dem Spiele, und aus einer spielähnlichen Uebung wird ein Übungsspiel. Oder man kann auch, bey einem übrigens bestimmten Ziele, dem Zufalle dadurch Zutritt verschaffen, daß man seine Geschicklichkeit nicht mit ihr selbst, sondern gegen die weniger bestimmbare Geschicklichkeit eines Gegners mißt: so wird man Wettspiele haben. Dem Schachspiele, worinn der Zufall unmit-

telbar gar nichts zu thun hat, und wozu noch außerdem ein namhafter Umfang der Kraftanwendung erforderlich ist, diesem Spiele, das, nach Herrn Gotters gründlicher Deduction

— — — „aus Uebermuth

„Ein Schach, der nichts bedurft, als Arbeit einß erfunden;“ —

würde, um ganz Arbeit zu seyn, nichts als der äussere Zweck fehlen, wenn nicht mittelbar der Zufall dadurch wieder ins Spiel gezogen wäre, daß die Rolle desselben einem Mitspieler zugetheilt ist, der durch seine unbestimmten Pläne den unsrigen eine Diversion macht, um die Thätigkeit des Verstandes doch einigermaßen frey und lebendig zu erhalten.

Also der Zufall bringt Leben ins Spiel, und nur durch seinen Beytritt ist der Zweck, des Spiels, nämlich Genuß aus freyer Thätigkeit der Kräfte, erreichbar.

Nur muß der Zufall dem Spiele selbst einverleibt seyn, und nicht wie bey dem Schach und allen Verstandespielen, erst durch den Antagonismus eines Mitspielers hineingezogen werden. Denn sonst wird aus dem Spiele schon etwas Erzwungenes; eben weil die spielende Thätigkeit nicht bloß unmittelbar, durch die unstäten Wendungen des Spiels, sondern auch mittelbar, durch den Ehrgeiz einen Gegner zu besiegen, geregt wird. Thätige Kraft bleibt zwar noch im Spiele; aber es ist auch Leidenschaft (Ehrgeiz) darinn, die sie anstrengt, und also mit ihr, sein Spiel treibt. Die öffentlichen Wettspiele ha-

ben diesen Fehler, begreiflicher Weise, in einem noch höhern Grade. Daher sind sie für die Combattanten so wenig wahre Spiele, daß sie es nicht einmal für die Zuschauer sind:

„Siehst du nicht, wenn die Wagen geflügelten Kampf  
in das Feld hin

„Stürzen, und ungestüm den gedfneten Schranken entrollen,

„Wenn die Hoffnung gespannt in der Jünglinge klopfendem Herzen

„Wühlt, und pochende Angst? Sie drohn mit geschwungener Geißel

„Vorwärts, die Zügel gelöst, mit Gewalt stürmt glühend die Axt.

„Jeho gesenkt und jeho erhöht, erscheinen sie schwebend

„Durch die Dede der Luft, und emporgetragen zum Himmel;

„Nirgend ist Raß noch Verzug! Ein Gewölk des gelblichen Sandes

„Steigt, und sie feuchtet der Schaum, und dampfender Hauch der Verfolger.

„Solch' ist die Liebe des Ruhms, so brennend der Durst des Triumphes.“

Welche Arbeit kann anstrengender seyn, als solche Spiele sind! Und die Zuschauer?

„Tum vero ingeminat clamor, cunctique sequentes  
Instigant studiis, resonatque fragoribus aether.“

Die Horen. 1795. 5tes St.

Wie viel Bewegung und wie wenig Thätigkeit! doch das möchte noch hingehen; wenigstens darf dieser Umstand hier noch nicht in Betrachtung kommen. Aber auch wie viel Leidenschaft und wie wenig freye Thätigkeit! der Zuschauer, der sich mit der höchsten Anstrengung des ehrgeizigen Individuums, das er vor sich sieht, identificirt, muß starke Anwandlungen von gleicher Leidenschaft bekommen; und man lasse sich nicht dadurch täuschen, daß die poetische Schilderung solcher Spiele ein freyeres Interesse erweckt.

Also die Leidenschaft verdrängt die Selbstthätigkeit aus dem Spiele und verwandelt es in Ernst. Alle Wettspiele, es stehe Verstand oder körperliche Geschicklichkeit auf der Wette, haben diesen Fehler; mehr oder weniger.

Noch weit weniger, oder vielmehr gar nichts kann das Spiel von seiner unsere Selbstthätigkeit belebenden, wohlthätigen Natur behalten, wenn man darinn dem Zufall, und mit ihm der Leidenschaft, alles einräumt. Von dieser zweckwidrigen Art sind die sogenannten Glücksspiele. Hier ist der äussere Zweck, der Gewinn, ganz in den Händen des Zufalls, und was das Schlimmste ist, doch dabey das einzige Augenmerk des Spielers. Es findet daher in solchen Spielen nicht einmal eine angestrenzte, geschweige denn freye Thätigkeit, Platz. Wem kann es einfallen, Lotto z. B., mit Einsicht und Geschicklichkeit spielen zu wollen? Kaum giebt es für den Witz noch etwas da zu rathen. Kurz der Zufall ist hier gänzlich Meister, und dabey so eigensinnig und übermüthig, daß er die Selbstthätigkeit auch nicht zur Gesellin mag; er spielt mit einer Leidenschaft die auch ohne Thätigkeit in uns statt findet, nämlich mit der Habsucht, durch die

er uns in einem wilden Cirkel von Furcht und Hoffnung, nach Belieben herumtreibt. Uebrigens mit dem platten Zufalle einen beträchtlichen Gewinnst oder Verlust ganz willkührlich verknüpfen, verräth Unverstand; also doch immer einen negativen Gebrauch der Selbstthätigkeit. Und das ist auch der einzige Grund, warum die Hazardspiele, Spiele heißen. Der größste Unverstand, das ist, *va banque*! ist daher das Maximum in diesen heroischen Spielen.

Etwas zweckmäßiger geht es am Lombertische u. s. w. her; wo der präsidirende Dämon des Spiels, das Glück dem Spiele selbst einverleibt, und das Geschäft zwischen ihm und der Geschicklichkeit vertheilt hat. Hier tritt also wieder Thätigkeit ins Spiel, indem der immer eingreifende Zufall, mit dem Gange des Spiels den Plan des Spielers, beständig abändert. Dennoch schleicht das Ding oft seinen Alltagsgang so fort, daß keiner Seele weder wohl noch wehe dabey wird. Ueberhaupt, wäre gegen die Langeweile nicht der Gewinnst zu Hülfe gerufen, die Thätigkeit würde bald einschummern. Aber mit dem Gewinnst drängt sich auch Leidenschaft herzu, und wo Leidenschaft ist, ist abgenöthigte Spannung. Auch werden die Dilettanten zugestehen, daß es in die Länge etwas verdrießlich fällt, nichts als schlechtes Papier in die Hand zu bekommen. Summa: das dabey concurrirende Glück ist offenbar ein Abkömmling von jener eigenwilligen, blinden, böshafte Göttin, die nicht nur oft dem Dummen am liebsten beysteht, sondern auch gern Erwartungen erregt, um sie am Ende zu betrügen. Man weiß, wie oft auch an diesen Tischen, unter den Händen des geschicktesten Spielers, das beste Spiel ohne Rettung verloren geht! Und doch ist ein *malheur incroyable* noch

Das Beste, was Ein Spieler, zur Belebung des Spiels, dem Andern wünschen kann.

Also der Zufall im Spiele, muß kein launiger Dämon, es muß ein günstiger Genius seyn, der Erwartungen bloß hinhält, um sie am Ende vollkommen zu befriedigen.

Von den übrigen Gesellschaftsspielen, mit welchen zuweilen erspriefliche Leibesbewegungen verknüpft sind, merke noch an: daß sie insgesammt mit einem oder dem andern der bereits näher geprüften, in Verwandtschaft stehen, und mithin ähnliche Tugenden und Fehler besitzen. Denn obgleich einige, insbesondere von den mit Bewegung vermischten, vor den angeführten Vorzüge haben mögen: so kann doch selbst das Billiardspiel, die Königin von allen, nicht füglich ohne Gewinnst bestehen, und nicht leicht ohne Eifersucht, Streit, Lärm und Langeweile, seinen Gang fortsetzen; indem bald zu viel Geschicklichkeit von der einen, bald zu viel blinder Zufall von der andern Seite, das Spiel ärgerlich macht und in Ernst verkehrt.

So hätten wir in der Geschwindigkeit die freien Uebungen (äußerer und innerer Thätigkeit,) die Uebungsspiele, die Wettspiele, die doppelte Art von Glücksspielen, mit einem Worte, alle Spiele durchlaufen, in welchen die Materie des Spiels (der Gegenstand, womit die Selbstthätigkeit zu spielen denckt) aus mathematischen oder mechanischen Größen besteht, die für das Gefühl unmittelbar gar keine Bedeutung haben. Daher konnte aber auch unter ihnen das Spiel *κατ' ἔξοχην*, nicht anzutreffen seyn. Denn da die Materie des Spiels die Selbstthätigkeit nicht unmittelbar reizte: so mußte



die Anregung durch einen, dem Wesen des Spiels fremdartigen, Zusatz geschehen.

In den freien Uebungen, wurde die besondere Stimmung zu jeder mitgebracht. Das Spiel κατ' ἐξοχήν kann nur Stimmung zum Spiel überhaupt fodern. Es ging also ein aesthetisches Vorurtheil für das Mannigfaltige einer gewissen Handlungsweise voraus. — In den Uebungsspielen fand die gleiche, weniger gespannte, aber dafür auch immer gegen das Langweilige durch Gewinn zu stärkende, Triebfeder Statt. Zu beyderley Spielarten, gefellten sich meist noch als Hülfz- und Nebenzwecke: Hinsicht auf ein Auslegen der Geschicklichkeit, und Rücksicht auf ersprießliche Leibesbewegung. — Die öffentlichen Wettkämpfer, bestimmte zur Uebernehmung der höchsten Anstrengung, gehofter Preis, und Beyfall der Zuschauer, als der eigentlichen Spieler; welche theils Parthensucht zusammentrieb, theils Politick versammlete, theils leidenschaftliche Neugier aufregte. — Auf die fremde Triebfeder der Glücksspiele, ist nicht nöthig wiederholt aufmerksam zu machen: indem Jedermann von selbst zugestehen wird, daß die Materie dieser Spiele für sich keinen Reiz hat. Denn Karten, Steine, Würfel, Kugeln u. dgl., sind offenbar nichts als trockne mathematische Größen, durch willkührliche Zeichen dargestellt.

Von einigen der angeführten hingegen, worinn die Materie etwas Lebtes ist, wird man dieses nicht so gleich einräumen. Und allerdings läßt sich auch hier die Sache nur durch ein Entweder, Oder bestimmen. Die Materie des Spiels hat entweder zu wenig, oder zu viel Bedeutung. In den öffentlichen Wettspielen, wo

der Zuschauer mit dem Ernst der Kämpfer spielt, ermüdet er entweder die Geschicklichkeit und Stärke der Kämpfer als eine Größe des Beweglichen, die als solche doch immer sehr ermessbar bleibt. Da somit bey dieser Ermessung seine eigne Thätigkeit nicht sonderlich gereizt wird: so fühlt er sich höchstens zur frostigen Bewunderung einer fremden gestimmt, und der Gegenstand hat zu wenig Bedeutung. Oder er sympathisirt zugleich mit der leidenschaftlichen Anstrengung und Gefahr der kämpfenden Individuen: so wird er ausser sich gezogen, statt freyer Thätigkeit leidenschaftlicher Ernst in ihm erregt, und der Gegenstand hat zu viel aesthetische Bedeutung. In den Parforcejagden, Thierhagen u. s. w., wo man mit dem Leben selbst, obgleich nur eines Thieres, spielt: muß erst die Sympathie so gar verdrängt werden. Dadurch kommt nun freylich eine neue Triebfeder ins Spiel, aber welche? der Mensch identificirt sich auf einen Augenblick mit dem Thiere, um sich im nächstfolgenden Augenblicke über dasselbe erhaben zu fühlen. Hier spielt also Philantie mit Sympathie, und der Gegenstand hat wiederum viel zu viel Bedeutung. Hat aber die Verhärtung ihr Sublimés erreicht: so ist wieder nur frostige Bewunderung, und zwar bloß thierischer Kräfte und Geschwindigkeit, zu erzielen, und die Materie des Spiels hat so fern noch weniger Bedeutung als in den Wettspielen. Gilt es vollends das Leben der Menschen, wie in den Fechterspielen: so wird entweder ein Gegenstand von ganz gleicher Bedeutung gemißbraucht, nicht, welches unmöglich ist, die Thätigkeit zu beleben, sondern die Philantie zu kühlen (sein Leben ist Materie zum Spiel für mich!); oder der Mensch, mit Franklin zu reden, verkennet die Thiere seiner Gattung gänzlich, und dünckt sich ein Dämon zu seyn: so sind

wiederum so leicht ermeßbare Größen der Geschicklichkeit und Kraft der Gegenstand seines Spiels, daß die Bewunderung derselben, für einen Dämon, sogar in's Lappische fällt. Und doch läßt sich Verhärtung und Frost, oder Rigel der Philantropie noch steigern! Nämlich wenn der Ehrsuchtige mit dem Leben einer grossen Anzahl mit unter sehr edler Menschen, wie mit Schachsteinen spielt. Denn auf diesen Standort muß er sich gegen die Menschheit setzen, wenn er so mit ihr spielen will. Gesezt nun auch der Spieler sezt sein eigenes Leben mit auf's Spiel: so ist das nur ein Schachstein mehr, den er bloß aus wahnsinniger Selbstliebe wenigstens solange regt, als er nicht wirklich der böse Gott ist, der allein befugt ist, bey solcherley Spielen, worinn für ihn nicht einmal ein Antagonismus Statt findet, zu gähnen. Daher bleibt es von Alexander dem Großen immer ein sehr consequentes Stück, daß er sich zum Sohn des Jupiters erheben ließ: es sey nun zur Rechtfertigung seiner Kriegsspiele auf der Erde, oder zur Beschönigung seines vorhabenden Zugs in den Mond.

### Z w e n t e r   A b s c h n i t t .

Ich unterscheide unter den bisher kritisirten Spielen, Handlungsspiele und Schauspiele. Diese Unterscheidung indessen kann als allgemein angesehen werden. Unter den erstern, verstehe ich alle diejenigen Spiele, worinn das Mannigfaltige des Spiels unmittelbar durch die Spieler selbst hervorgebracht und geleitet wird. In diesen Spielen ist also die Thätigkeit der Spieler *productiv*. Hingegen in den letztern, den Schauspielen, wird ein anderweitig gegebenes und für die spielende Stim-

mung geordnetes Mannigfaltige, von den Spielenden bloß aufgefaßt; und ihre Thätigkeit ist mithin nur *inductiv* hier beschäftigt. Nun sind die *moralischen Handlungsspiele* bereits sämmtlich angegeben worden. Nämlich die *freyen Uebungen*, gränzen zunächst an die *provisorischen Uebungen* der Wissenschaft und Kunst, als die äußerste Grenze der *ernsthaft* beschäftigten Selbstthätigkeit. — Ferner *Uebungsspiele*, sind nichts als *freye Uebungen*, nur unter mehrere Mitspieler vertheilt. Auch ist es darinn, wie in den *freyen Uebungen*, jedem Spieler doch *möglich*, den ihm zugefallenen Theil der ganzen Aufgabe, durch angestrengte Geschicklichkeit vollkommen zu bewerkstelligen. Wie z. B. im Schach. Billiard. Regelspiel, u. dgl. — *Glücksspiele* hiernächst, sind *Uebungsspiele*, worinn jeder Spieler, wegen Betritt des Zufalls, möglicher Weise nur einen Theil seines übernommenen Theils; und *Hazardspiele*, wo er wenig oder gar nichts mehr daran auflösen kann, und sich seine Thätigkeit, bey Leitung des Mannigfaltigen im Spiele, bloß auf Bewegung der Hände zur Darstellung einer höchst begreiflichen Regel, und auf Anwendung etwas nothdürftigen Wises, eingeschränkt sieht. — Die übrigen *Handlungsspiele* sind *Zusammensetzungen*; und so nach ist die Reihe geschlossen. Denn das nächste, würde ein Spiel, wo man nicht einmal die Hand zu regen hätte, mithin gar kein *Handlungsspiel* seyn.

Aus diesen Bestimmungen ergibt sich aber klärlich: daß eben darum, weil in den *Handlungsspielen*, die Geschicklichkeit zu Hervorbringung und Leitung des Mannigfaltigen des Spiels geschäftig ist, sofern allzeit Anstrengung nothwendig wird. Denn wie wollte man sich

Anwendung der Geschicklichkeit, ohne Ziel und Richtung und Kraftaufwand denken? Wird in die Handlungsspiele zur Belebung Antagonismus eingemischt: so zeigen sich sogar stehende Reize des Ehrgeizes zur angestrengtesten Thätigkeit. Gewinnst und Zufall mildern nun zwar diese; dafür aber läßt, wo Rücksicht auf Gewinnst statt findet, sich gefesselte und fesselnde, und wo Gewinnst und Zufall alles ist, selbst erhitze Begierde blicken, und die Thätigkeit verschwindet fast gänzlich. — Auf diesem Wege kommt man also, von der einen Seite, bis an die höchste Anstrengung; und von der andern, bis dicht an die Grenze der bloß passiven Spiele, das ist, solcher Spiele, wo man zu spielen wähnt, wenn man mit sich spielen (sich etwa z. B. magnetisiren) läßt. Nun ist aus dem bisher und so eben Gesagten ferner klar: daß unter Handlungsspielen (von welchen die leidenschaftliche die Grenze machen) das ächte freie Spiel wegen begemischter, oft sehr namhafter Anstrengung nicht könne gesucht werden. Nicht minder klar ist: daß es unter den passiven, die nur durch einen Widerspruch Spiele heißen, noch weniger zu suchen sey. Da nun, dem Allen zufolge, nur noch die Schauspiele, worinn die Selbstthätigkeit durch Intuition, Auffassung und Beurtheilung eines gegebenen Mannigfaltigen thätig bleibt, übrig sind: so wird sich das Spiel κατ' ἐξοχην, entweder nirgends finden, oder unter diesen sich finden müssen.

Wir sind indessen dem schlechthin freien Spiele schon um Vieles näher! Wie nahe, wird sich sogleich aus einer kurzen Recapitulation desjenigen ergeben, was über die Materie des Spiels ist angemerkt worden. Ich glaube nämlich erwiesen zu haben: daß Spiele, worinn

die Materie des Spiels, unmittelbar, für die Empfindung entweder zu wenig, oder zu viel Bedeutung hatte, keine vorzügliche Spiele seyn konnten. Im ersten Falle, war der Mangel natürlicher Reize, nur durch den erkünstelten Reiz der Hülfz-, und Nebenzwecke, und des Antagonismus zu ersetzen, wodurch der Spieler was man wollte, nur keine freye Thätigkeit gewann. Im andern Falle, bey zu viel Bedeutung der Materie des Spiels, erhielt der Spieler einen Ruf von höherer Art, nämlich gar nicht damit zu spielen. That er es gleichwohl: so ergriff und schüttelte ihn unausbleiblich, entweder Leidenschaft oder Frost. Nun besteht die Materie des Spiels (der Gegenstand, das Ding, womit gespielt wird) so fern sie, an und für sich, zur Reizung der Thätigkeit nicht hinlänglich ist, aus mathematischen und mechanischen Größen; mit welchen im Gegensatz, als die zu viel bedeutende Materie, die moralischen Größen stehen. Beyde sind aber, wie gezeigt worden, zur Materie des vorzüglichen, das ist, freyern Spiels, gleich untauglich. Folglich wird die schicklichste Materie zum Spiel, zwischen den mathematischen und moralischen Größen, in der Mitte liegen, und zum Unterschied die ästhetische Größe heißen müssen.

Demnach ist das Spiel κατ' ἐξοχην, ein Schauspiel, welches aesthetische Größen zum Gegenstande hat.

## Von der aesthetischen Größe überhaupt und den Arten derselben.

Ich mache mir von dieser Art Größe, nach der vorhin gegebenen Anleitung, vorläufig folgenden Begriff:

Der Sinn muß davon unmittelbar angezogen werden, und die Selbstthätigkeit dennoch frey bleiben. In der Anschauung ist der subjective Theil des Eindrucks, gegen den objectiven gering; in der Empfindung ist das Verhältniß umgekehrt. Die aesthetische Größe wird zwischen beyden schweben, und sich bald der Anschauung, bald der Empfindung nähern. So wird die Selbstthätigkeit damit spielen können. Indem sie den Sinn einen Augenblick dem Genuße überläßt, und im nächsten Augenblick ohne Anstrengung davon zurückzieht, wird sie sich der Freyheit ihrer thätigen Kraft lebhaft bewußt werden. Die aesthetische Größe wird Empfindung seyn, die nicht fesselt; sie wird Anschauung seyn, die bey dem allen noch etwas Reizendes hat.

Wir sammeln einige Data zu diesem vorläufigen Begriff; aber auch diese fürs erste nur wiederum vorläufig und im Allgemeinen.

Wenn das Auge auf dem reizenden Grün einer Wiese verweilt, oder wenn man sich durch den Anblick des blauen Himmels angezogen fühlt: so ist jenes Verweilen, und dieser Zug, frey. Man ist sich bewußt, den Blick beliebig zurückziehen, den Genuß des Sinnes unterbrechen, und den reizenden Gegenstand, so wie man sich eben ge-

stimmt fühlt, auch als ein bloß angeschauter Object behandeln zu können. Offenbar wird durch den Eindruck solcher Gegenstände so wenig eine Begierde erreat, welche die Selbstthätigkeit gefangen zu nehmen drohte, daß vielmehr der thierische Sinn dadurch niedergeschlagen, und der Geist zu freyer Betrachtung sich erweckt fühlt. Ein Reizendes und Anziehendes dieser Art, kann daher demjenigen, was etwa den Gaumen kitzelt, oder irgend für das Gefühl behaglich ist, auf keine Weise gleich gestellt, und also auch nicht mit dem letztern unter eine und eben dieselbe Benennung des Angenehmen gebracht werden. Annehmlichkeiten von der letztern Art genießt man, entweder mit ganz abgewandtem Geiste, oder mit verschämter Besorgniß. Es ist ein edelhafter Anblick, Jemanden darauf begierig zu sehen; und schon die Lusternheit darnach, scheint, ihrem Begriffe nach, den Spott zu fürchten, der sie auch gewöhnlich trifft. Kurz, es sind Annehmlichkeiten; Genüsse, die man eben annimmt, weil man ihrer Gegenstände bedarf, sein physisches Daseyn zu fristen, gemäß der alten ehrbaren Regel: Nicht zu leben, um zu essen, sondern zu essen, um zu leben, u. s. f. Jene höhern Reize dagegen, geben dem Betrachter ein erheitertes Ansehen, welches etwas Edles bey sich führet; und wenn er den Blick darauf mit Andacht verweilen läßt, gewinnt er vielmehr unsere Achtung als unsern Spott. Aehnliche, ja noch stärkere Reize haben die Töne. Dennoch sind die dadurch erregten Empfindungen frey. Töne können sogar in einem gewissen Verstande trunken machen. Wer indessen von solchen Augenblicken des musikalischen Taumels zu erzählen hat, oder sich darinn betreffen läßt, hat weit mehr Lust stolz darauf zu thun, als sich deshalb zu schämen. Daher



giebt sich auch die Affectation so gerne die Mine von solchen freien Empfindungen; weil fast Jedermann wenigstens so viel fühlt, daß es rühmlich ist, Sinn dafür zu haben.

Aber welches ist dieser Sinn? Denn wirklich scheint ein eigener Sinn, ein freyes Organ, dazu erforderlich; im Gegensatz mit den gebundenen und in sich verschlungenen Organen, worauf die Thierheit in Uns ihr Object bezieht. Hier fühlt man sich blindlings getrieben, den relativen Gegenstand aufzusuchen, und sieht sich unwillkürlich genöthigt, sich damit, zur Erhaltung des Individuums oder der Gattung, zu vereinigen. Zunöthigungen, woben wir (so dünkt es dem menschlichen Geiste) überhaupt eine erniedrigende Verwandtschaft zur Körperwelt bekennen; und deren wir uns noch insbesondere zu schämen haben, sobald die mit der gesuchten Vereinigung verknüpfte Lust, nicht bloß als etwas davon unzertrennliches angenommen, sondern als Zweck, an sich mit Begierde ergriffen und mit Behaglichkeit und Hingebung genossen wird. Da es sich nun mit den freyen Reizen ganz anders verhält: so läßt sich auch eine ganz andere Beziehung derselben auf ein höheres, freyes Organ, nicht wohl in Abrede stellen. Nur muß es, der Einheit des ganzen Subjects gemäß, immer noch in einer gewissen Verbindung mit dem thierischen gedacht werden; eine Verbindung und Uebergang, welche sich unter andern auch aus der musikalischen Harmonie, deutlich genug zu ergeben scheinen.

Jedoch die Sache des freyen Organs für jetzt dahin gestellt, so ist unstreitig so viel gewiß: daß in dem Ur-

theile über die, vorhin als Beispiele angeführten, freyen Reize, jederzeit zweyerley Momente des Urtheilens sich unterscheiden lassen. Das Eine ist sinnlich und geht auf den Reiz, als etwas, wodurch man sich unmittelbar mit Lust afficirt sieht. Das andere geht auf die Freyheit des Reizes, und ist ein selbstthätiges Urtheil (der Reflexion), dem zu Folge die Lust am Gegenstande als etwas angesehen wird, was in keiner Beziehung auf einen bestimmten Trieb steht, und die Selbstthätigkeit mithin frey (unbefangen) läßt. Denn diese Probe macht sie augenblicklich, bey Vorhaltung solcher Reize, durch Reflexion oder Zurückziehung ihres freyen Vermögens. Daher folgt hier auf Wahrnehmung und Gefühl solcher Gegenstände (vorausgesetzt, daß sich die Person in einer freyen Stimmung befindet) allzeit Contemplation und ein willkührliches Verweilen bey denselben, als Gegenständen, die dem Sinne und der Selbstthätigkeit gleich angemessen sind, indem sie beyde zugleich befriedigen; jenen, durch das unmittelbare Gefühl der Lust, diese, durch das Bewußtseyn der Freyheit, (hier nur Unbefangenheit,) bey und neben der sinnlichen Lust. Vereinigt man nun die beiden Momente wieder so, wie sie, aufferhalb der Analysis, im Gemüth verknüpft erscheinen: so wird durch dieses vereinigte Urtheil der Gegenstand für eine aesthetische Größe erklärt; und das Urtheil selbst ist ein Geschmacksurtheil. Aber freylich nur ein Geschmacksurtheil vom niedrigsten Range; indem es lediglich die Materie der Gegenstände betrifft, und bloß den Grad ihres Eindruckes auf's Gefühl schätzt, ob er dem Subject noch so viel Freyheit (Unbefangenheit) läßt, als zum freyen Spiel mit Gegenständen nothwendig gehört, und doch auch dabey dem Sinne nach so viel Reiz

**macht, als erforderlich ist, die Selbstthätigkeit überhaupt zur Reflexion anzuregen.**

Uebrigens halte ich diese Unterscheidung der Geschmacksurtheile (die in Kants Kritik der Urtheilskraft übergangen ist) nicht für unwichtig, und es läßt sich absehen, daß sie in der Anwendung nicht bloß auf die angeführten Beispiele eingeschränkt seyn wird. Vielmehr beruht alles, was aesthetische Wahrheit des Ausdruckes genannt wird, bis auf die Wahrheit der Charactere in aller Art von aesthetischer Darstellung, auf solchen Geschmacksurtheilen, die mit der freyen Form der Objecte noch gar nichts zu thun haben. Denn, bey unsern Beispielen stehen zu bleiben, war es wohl die mannigfaltige zur Einheit zufällig übereinstimmende Form des Gegenstandes, was daran gefiel? Gewiß nicht. Was kann einförmiger seyn, als ein grüner reingehaltner Rasenplatz, als ein Feld des blauen Himmels, das sich überall gleich sieht, als einzelne Töne, die auch schon einzeln, gegen die mehr objectiven Schallperceptionen, Reize haben? Fürs Gefühl sind diese Gegenstände nichts als Einheiten, die, als Perceptionen oder Anschauungen, zwar ein Mannigfaltiges haben, ohne welches sie sonst gar nicht könnten aufgefaßt und vorgestellt werden; aber als Reize betrachtet, sind sie Eins. Auch geht der freye Reiz derselben, bloß durch die Beziehung auf ein höheres Vermögen, nicht des Mannigfaltigen und der Einheit, sondern der Selbstthätigkeit überhaupt, hervor; als welche hier, wie gesagt, den Gegenstand nur so fern schätzt, als er Einen, den Sinn anziehenden, Eindruck macht, der ihr aber zugleich Veranlassung giebt, mitten auf sinnlichen Grund und Boden, ihrer Unbefangenheit

von den Fesseln thierischer Triebe, als des niedrigsten Grades der Freyheit, sich bewußt zu werden.

2. Es folgen die Geschmacksurtheile vom zweyten Range, über die gefällige Form. Man kann den Sinn (sofern er sich an den äussern und innern Organen entdeckt) als passives Vermögen, das ist, nach seiner Fähigkeit betrachten, von relativen Eindrücken mit Lust oder Unlust unwillkürlich gerührt zu werden. Und von dieser Seite ist er so eben in Betrachtung gekommen. Er läßt sich aber auch als Instrument willkürlicher Aeussierungen, und als Schätzungs- und Bestimmungsmittel der Selbstthätigkeit ansehen. Die Hand fühlt und befühlt. Das Ohr, das Auge, und die tiefer hinein liegenden sinnlichen Vermögen, sind für Ton, Farbe und sonst so mancherley Gefühle reizbar; dienen aber auch zugleich Objecte zu fassen und zu bestimmen. Letzteres ist eben der höhere Gebrauch, welchen die Selbstthätigkeit von ihnen macht, der sie, bey geringer Anregung, so fort zu Gebote stehen, gleich fertig, das verlangte Object aufzusuchen, oder Form und Gestalt desselben, unter ihrer Aufsicht und nach ihrer Vorschrift (Begriff, Regel) zu bestimmen und zu ermessen. So wie nun das Thier, wenn dessen willkürliche Organe gerade nicht zum Behuf bestimmter und bestimmender Triebe instinktmäßig geregt werden, sich doch öfters, nach einem allgemeinen Antriebe der Lebensgeister, noch bewegt, und der Hund z. B. bloß um zu laufen, läuft: so ist auch das sinnliche Vermögen willkürlicher Handlungen im Menschen (die sinnlichen Werkzeuge) oft ohne besondern Antrieb reger. Nur daß es, bey dem Menschen, als zum Dienst des Verstandes gewöhnt, schon für sich weniger wilde Sprünge

macht, und auch, lieber in der Sphäre der höhern, ungleich schnellern und feinem Sinne, sein Spiel treibt. An Träumereyen der Phantasie, bey offenen sowohl als geschloßnen Augen, muß aber hier nicht gedacht werden. Denn diesen ist jederzeit Empfindung mit beygemischt. Um die Stimmung zum Spiel mit Formen, von Seiten der Sinnlichkeit, ganz rein zu haben, stelle man sich eine durch blosses, trocknes Denken erhitzte (nicht erwärmte) Phantasie vor, die oft nachher noch lange, selbst wider Willen der Selbstthätigkeit, in Bewegung ist. Hiernächst Bewegungen dieser Art als characteristisch angenommen, werden nicht mehr das Phänomen transitorischer Erhitzung, sondern den bleibenden Ausdruck natürlicher Munterkeit geben, und diese wird gerade dem Begriffe von der Stimmung entsprechen, der zu Folge das Gemüth, in müßigen Stunden, so gern auf Formen und Gestalten absichtslos herumschweift. Gesezt nun das Auge trifft bey diesen Streifereyen auf Gegenstände, worüber es ohne Anstoß hingeleitet, worauf der Blick mit Leichtigkeit herumreiset, von dessen fließenden und sanft verschlungenen Umrissen es seinen Lauf noch mehr beflügelt fühlt: so kann diese erleichterte Anwendung seiner müßigen Kraft, nicht anders als ihm Vergnügen machen. Nun denke man sich hier das selbstthätige Vermögen (als Einbildungskraft) an den schweifenden Sinn (der seiner Seits der Form der Gegenstände folgt) so angeschlossen, und dem Schwunge desselben dergestalt überlassen, daß es zweifelhaft bleibt, von welchem von den beiden Vermögen, für jedes Moment, der reifere Antrieb herrührt: so wird das Urtheil des Sinnes und der Selbstthätigkeit über die Form sofern Eins seyn, wenigstens dieses mit jenem in ein Moment des Urtheilens zusammenfallen.

Die Horen. 1795. 5tes St.

6

Bis hieher wurde das Geschmacksurtheil, von dem die Rede ist, von der Seite in Betrachtung gezogen, wo es ein Urtheil der Phantasie (Vermögen des unwillkürlichen Mannigfaltigen) und der Einbildungskraft (Vermögen des willkürlichen Mannigfaltigen) über Formen darlegt, die das muntere Spiel dieser Vermögen unmittelbar zu beleben dienen. Aber die Selbstthätigkeit wäre nicht Selbstthätigkeit, wenn sie blindlings \* den gauckelnden Sinnen folgte; sie muß und wird, ob sie gleich fürs erste mehr folgt, die gemachten Fortschwünge, hinterdrein auch ermessen (*viam vagantis relegere*). Und dieser Rückblick, als ein Punkt der Reflexion, ist es, wodurch das ästhetische Urtheil über die gefällige oder mißfällige Form, erst seine Vollendung erhält. Hiebei ist nun nicht ganz gleichgültig, wie weit die Reflexion jedesmal den Weg zurück ermüßt, und wie groß das Ganze ist, welches sie auf einmahl mit Leichtigkeit zu fassen, Fähigkeit oder Uebung hat. Denn macht jener Umstand das Geschmacksurtheil über die Form etwas wandelbar, so bringt dieser Verschiedenheit hinein. Andere Abweichungen für jetzt zu geschweigen, welche sich bei Beurtheilung ästhetischer Größen hervorthun, je nachdem sie mehr aus transitorischen oder coexistirenden Formen bestehen. Soviel indessen weiß man schon aus dem allgemeinen Begriffe von diesen Urtheilen: Formen, (besonders des Coexistirenden, wo die subjective Fassungskraft weniger in Anschlag kommt) die in der ersten Auffassung gar nicht gefallen, können nie sonderlich gefallen, weil die eine Hälfte des Urtheils, so weit näm-

\* Der Verstand, der so folgt, folgt gar nicht; und der Mensch ist in diesem Falle kein ästhetischer Betrachter, sondern ein Gaffer.

lich solches von Phantasie und Einbildungskraft abhängt, damit so gut als geschlossen ist. Denn Mannigfaltiges bleibt der Punkt, worauf im ästhetischen Urtheil über Form und Gestalt, der Stimmung zum Spiel gemäß, zuerst Rücksicht genommen wird. Beleidigt nun das Mannigfaltige allzuverschlungener, eckiger, verwirrter und verwilderter Formen, den Sinn und die Einbildungskraft in der ersten Auffassung, wo sie am meisten geschäftig sind: so mag eine wiederhohlte Ansicht das Widerliche zwar in Etwas schwächen, aber alle Reflexion, die ein aufrichtiges und reines Gefallen hineinlegen will, kommt zu spät, und fällt zu kurz. Hemsterhuis zwar versichert uns, durch wiederhohlte gedultige Contemplation, selbst in die verwirrtesten und bey der ersten Ansicht ganz mißfälligen Formen, ein reines und freyes Gefallen hineinstudirt zu haben. Allein das heißt sich entweder aus Pflicht zu einem herzlichen Gelächter zwingen, oder so aufrichtig zu Werke gehen, als etwa ein Glücksspieler, der von der reinen Belebung des Kartenspiels spräche, und dabey an seinen Gewinnst dächte. — Und doch ist es noch weit schlimmer, wenn die Einheit der Form zu platt durchsticht. Denn in diesem Falle bleibt die Einbildungskraft ganz müßig. Folglich findet auch keine Reflexion ihres Schwunges, folglich auch gar kein Geschmacksurtheil eigentlich hier Statt. Formen von dieser Art werden bloß auf den Verstand bezogen, der sie entweder zu einem bestimmten, oder zu einem möglichen (mathematischen, mechanischen) Gebrauche, zweckmäßig finden kann. Hingegen ästhetisch geschätzt, sind sie kalte Figuren, ohne alles Leben, und das Rad des Spiels steht bey ihrem Anblick gänzlich stille.

Ueberhaupt die Einsicht in dieses verwickelte und flüchtige aller Geschmacksurtheile etwas mehr zu fixiren, ist nöthig, die Aufmerksamkeit auf folgende Punkte zu schärfen:

Fürs erste, wenn vom ästhetischen Spiel, insbesondere mit Formen und Gestalten, die Rede ist, so ist nicht mehr die Selbstthätigkeit überhaupt, als ein freies Vermögen im Gegensatz und Verbindung mit der Sinnlichkeit, als passivem Vermögen unwillkürlicher, mit Lust oder Unlust percipirter Eindrücke, im Spiele; sondern es ist die Selbstthätigkeit als Vermögen der Begriffe, im Gegensatz und Verbindung mit der Sinnlichkeit, als ihrem Schätzungsmittel zur Bestimmung der Begriffe. — Zweitens, Sinnlichkeit bedeutet hier jedes vorstellbare Werkzeug des willkürlichen Handelns und Bestimmens, vorzüglich jedoch die Phantasie, als das nächste Instrument der Selbstthätigkeit, es mag sich nun diese mit Begriffen beschäftigen, oder ihre Gedanken realisiren. Doch ist die Phantasie nichts, als ein blindes, untergeordnetes Vermögen. Einbildungskraft dagegen, ist die Selbstthätigkeit selbst, nämlich als Vermögen des (willkürlichen) Mannigfaltigen betrachtet. Eben dieselbe, als Vermögen der Einheit, wird gewöhnlich Verstand genannt; und beyde vereinigt, machen das Vermögen der Begriffe. Hierdurch wird aber die Selbstthätigkeit nur so fern bestimmt, als sie zur Intuition wirksam ist; welches hier, wo vom Spiel mit ästhetischen Größen gehandelt wird, zureicht. Denn dieses Spiel ist ein bloßes Schauspiel, worinn gar kein selbstthätiges Handeln vorkommt. — Drittens, das Vermögen der Begriffe ist von ganz freiem Gebrauche, sowohl der Einheit, als dem Mannigfaltigen nach. Denn



nicht nur jeder Begriff läßt sich beliebig erweitern und enger fassen; auch das Vermögen der Begriffe selbst kann sich willkürlich stimmen, und dieser Stimmung zufolge bald mit der Einheit, bald mit dem Mannigfaltigen vorausgehen. Hat sich nun die Selbstthätigkeit zum Spiel gestimmt, so heißt das weder mehr noch weniger, als daß sie zunächst als Vermögen des Mannigfaltigen thätig seyn will. Denn wollte sie hier zunächst als Vermögen der Einheit thätig seyn, so wäre, nothwendiger Weise, vor allen Einheit in ihrer Richtung, und sie mithin zur Bestimmung der Form der Gegenstände thätig. Das ist aber ein Merkmal der ernsthaften Stimmung. Folglich muß sie dießmal mit dem Mannigfaltigen vorausgehen, und, als Vermögen der Begriffe, Formen erwarten oder suchen, welche die Einbildungskraft fürs erste zu beleben dienen, als deren frenen Schwunge sich das Gemüth, seiner gegenwärtigen Stimmung nach, zunächst überließ. Kommen ihr nun dergleichen Gegenstände vor: so entsteht ein ästhetisches Urtheil über die Form derselben, worinn sich folgende zwey Momente des Urtheilens jederzeit unterscheiden lassen: 1) das Urtheil der Einbildungskraft (in Verbindung mit der Phantasie) über die Angemessenheit der gegebenen Form zur Freyheit (Entledigung vom Zwange der Begriffsbestimmung) ihres Schwunges. 2) Das Urtheil des Verstandes, der den Schwung der Einbildungskraft in Etwas anhält, um die, dem Mannigfaltigen der Einbildungskraft, angemessene Form auf seine Einheit zu beziehen, ob sie auch dieser zusagt? Nun sagt sie, der Voraussetzung nach, auch dieser zu. Der Verstand findet mithin auch seine Einheit an eben der Form, auf die leichteste Weise, durch bloßes Anhalten der Einbildungskraft (Reflexion) befriedigt; und nun erst

ist dieses ästhetische Urtheil geschlossen. So erhält denn die Selbstthätigkeit, als Vermögen der Begriffe, was sie eben suchte: das Bewußtseyn ihrer spezifischen Thätigkeit des Denkens und Begreifens, ohne dabey die Anstrengung und den Zwang der Richtung zu fühlen, die von aller Begriffsbestimmung sonst unzertrennlich sind. Wie wäre es möglich, daß sie Formen, die sich ihrer müßigen Laune so günstig erzeigen, anders als mit Wohlgefallen und Begünstigung betrachten könnte? Letzteres ist jedoch ein Moment der Contemplation, welche auf das ästhetische Urtheil erst folgt; also vom Urtheil selbst kein Ingrediens ausmacht, als welches jederzeit mit der Reflexion sich schließt.

Das ist nun das ästhetische Urtheil vom zweiten Range, über die gefällige oder mißfällige Form. Ich nenne es darum ein Urtheil von höherm Range, als das vorhin in Betrachtung gezogene, weil es eine höhere Stimmung des Gemüths voraussetzt. Die zu Begriffen wirksame Selbstthätigkeit, steht, nebst ihrem zugeordneten Organ, offenbar auf einer höhern Stufe der Willkühr, als wo sie ausser den Fesseln thierischer Triebe an freyen Reizen, sich selbst zu fühlen, erst anfängt. Mithin ist auch das ästhetische Urtheil über die Form, was sie von diesem Standort aus fällt, höher anzusetzen, als jenes über die Materie. Aber eben darum ist auch die Absonderung dieser beyden Geschmacksurtheile nicht gleichgültig; gesetzt auch, daß sie, in dieser gänzlichen Trennung, nur selten vorkämen. Es ist die kalte, darum aber nichts weniger als unbelebte Phantasie und Einbildungskraft, es ist die begreifende, daher aber auch gleich ursprünglich höher gestellte Selbstthätigkeit,

welche, beym Geschmacksurtheil über die mißfällige oder gefällige, allzeit *teodne*, aber darum nichts weniger als *to dte* Form, concurriren. Kommt nun zu dieser gefälligen Form noch der freye Reiz des Gegenstandes hinzu: dann erst entspringt Schönheit aus der Vereinigung beyder in einem und demselben Objecte. Die befügelte Einbildungskraft würde über die gefällige Form zu schnell hingleiten, wofern ihr der freye Reiz des Gegenstandes nicht sanfte Fesseln zu weilender Betrachtung anlegte. Kurz, ein so inniges Gefühl, als mit dem Ausdruck schön doch meist verbunden wird, und immer sollte verbunden seyn, könnte, ohne die angezeigte Vereinigung, gar nicht Statt finden.

Der Begriff des Schönen hat auch noch ein Diminutiv. Es ist dieses das Niedliche. Die Vereinigung freyer Reize mit gefälliger Form, ist hier wie beym Schönen; nur alles nach einer kleineren Messur. Gewisse subtile Geschmackrichter sind daher sehr geneigt, Gegenstände dieser Art für Maxima des Schönen auszugeben. Allein es ist zu sichtbar, daß es nur die Minima sind. Eben diese Kenner entzücken sich aus eben dem Grunde oft über Niedlichkeiten, die sich ohne Brille kaum wahrnehmen lassen. Eine Gabe, die man ihnen wirklich zum Vorzug rechnen müßte, wenn sie nur nicht dadurch meist unfähig würden, das Große, Edle, Starke und Kraftvolle in der Natur und den Künsten, irgends noch *ästhetisch*, das ist, ohne Augenschmerz und so zu ermessen, daß ein ächtes Gefühl darauf erfolgen und ein kompetentes Geschmacksurtheil berechtigen könnte.

3. Und hier kommen wir auf das Geschmacksurtheil

vom ersten Range, über das Erhabene; welches noch kürzlich zu betrachten übrig ist.

Gegenstände aufzusuchen und aufzufassen, deren Apprehension Schmerzen macht, ist die Sache des Sinnes und der Phantasie, an und für sich, nicht; am wenigsten Sache einer verwöhnten und verengerten. Wo es gleichwohl geschieht, da ist allzeit ein erweiterter Gebrauch des Erkenntnißvermögens, verknüpft mit einer nicht alltäglichen Capacität der höhern sinnlichen Werkzeuge vorauszusetzen. Voraussetzungen übrigens, die überhaupt zur Stimmung fürs Erhabene erforderlich sind. Rückt der individuelle, erhabene Gegenstand wirklich heran, und tritt in den Sinn ein: so muß noch eine positive Anregung, ja Spannung des Sinnes von Seiten der Selbstthätigkeit hinzukommen, die Größe des Eindruckes wo möglich zu überwinden, und der sinnlichen Fassungskraft zu unterwerfen. Eigentliche Anstrengung indessen ist es doch nicht. Denn erstlich ist sie willkürlich, und gleicht sofern gänzlich der muthwilligen Spannung (Spannung des willigen Muthes), wo etwa Jemand zur Lust die Stärke seiner Muskeln an irgend einer körperlichen Last versucht. Nur daß die Spannung des höhern Organs der Phantasie, ungleich leichter wird, und dennoch das Bewußtseyn einer unvergleichbar höhern und erweiterten Kraftanwendung giebt. Hiernächst dringt sich auch der erhabene Gegenstand dem Intuitionsvermögen von selbst zum Versuche auf, und es ist nur positiver Widerstand nöthig. Ferner ist, wie schon bemerkt, nicht die rohe Phantasie hier im Spiele, sondern die durch selbstthätigen Gebrauch erweiterte. Endlich wird der Eindruck des erhabenen Gegenstandes auch nur im

letztern Momente erst schmerzhaft, mit welchem aber auch sogleich die Reflexion eintritt. Demnach ist die Genesis des erhabenen Gefühls (die Stimmung dazu vorausgesetzt) überhaupt so vorzustellen: der für den Sinn (Phantasie, Perzeptionsvermögen) überschwengliche Gegenstand beginnt den Eindruck, dessen Größe die Selbstthätigkeit sogleich zum positiven Widerstande, zur Spannung des Sinnes auffordert; der Eindruck wird gesteigert und mit ihm die Spannung der Selbstthätigkeit, die immer einen höhern, befassendern Standort sucht, bis sie endlich, wenn die Phantasie der möglichsten Spannung unterzuliegen droht, sich in ihre eigenthümliche Sphäre des geistigen Bewußtseyns zurückzieht, von welcher aus sie alles, was immer Vorstellung heißt, befaßt, und in welcher Höhe sie nichts als was sie unmittelbar im Bewußtseyn hat, nämlich sich selbst als reinen Geist, groß, und nichts als wovon der Mensch selbst da noch sich abhängig sieht, nämlich die Gottheit, erhaben findet.

## V

## Die Lebenskraft

oder

der Rhodische Genius.

Eine Erzählung.

Die Syrakuser hatten ihren Poikile wie die Athener. Vorstellungen von Göttern und Heroen, griechische und italische Kunstwerke bekleideten die bunten Hallen des Portikus. Unablässig sah man das Volk dahin strömen, den jungen Krieger, um sich an den Thaten der Ahnherrn, den Künstler, um sich an dem Pinsel grosser Meister zu weiden. Unter den zahllosen Gemälden, welche der emsige Fleiß der Syrakuser aus dem Mutterlande gesammelt; war nur eines, das seit einem vollen Jahrhunderte die Aufmerksamkeit aller Vorübergehenden auf sich zog. Wenn es dem Olympischen Jupiter, dem Städtegründer Cekrops, dem Heldenmuth des Harmedius und Aristogiton an Bewunderern fehlte, so stand doch um jenes Bild das Volk in dichten Rotten gedrängt. Woher diese Vorliebe für dasselbe? War es ein gerettetes Werk des Apelles, oder stammte es aus der Mahlerschule des Kallimachus \* her? Nein, Anmuth und Grazie strahlten zwar aus dem Bilde hervor, aber an Verschmelzung der Far-

\* Cacizotechnos. Plin. XXXIV. 19. n. 35.

ben, an Charakter und Stolz des Ganzen durfte es sich mit vielen andern im Poikile nicht messen.

Das Volk staunt an und bewundert, was es nicht kennt und diese Art des Volks begreift viel unter sich. Seit einem Jahrhundert war das Bild aufgestellt und ohneachtet Syrakus in seinen engen Mauern mehr Kunstgenie umfaßte, als das ganze übrige meerumflossene Sizilien — so blieb der Sinn desselben doch immer unenträthsel. Man wußte nicht einmal bestimmt, in welchem Tempel dasselbe ehemals gestanden habe. Denn es ward von einem gestrandeten Schiffe gerettet, und nur die Waaren, welche dieses führten, ließen ahnen, daß es von Rhodus kam.

An dem Vorgrunde des Gemähltes sah man Jünglinge und Mädchen in eine dichte Gruppe zusammengedrängt. Sie waren ohne Gewand, wohlgebildet, aber nicht von dem schlanken Wuchse, den man in den Statuen des Praxiteles und Alkamenes bewundert. Der stärkere Gliederbau, welcher Spuren mühevoller Anstrengung trug, der menschliche Ausdruck ihrer Sehnsucht und ihres Kummerß, alles schien sie des Himmlischen oder Götterähnlichen zu entkleiden, und an ihre irdische Heimath zu fesseln. Ihr Haar war mit Laub und Feldblumen einfach geschmückt. Verlangend streckten sie die Arme gegen einander aus, aber ihr ernstes trübes Auge war nach einem Genius gerichtet, der von lichtem Schimmer umgeben, in ihrer Mitte schwebte. Ein Schmetterling saß auf seiner Schulter, und in der Rechten hielt er eine lodernde Fackel empor. Sein Gliederbau war kindlich, rund, sein Blick himmlisch lebhaft. Gebieterisch sah er

auf die Jünglinge und Mädchen zu seinen Füßen herab. Mehr charakteristisches war an dem Gemälde nicht zu unterscheiden. Nur am Fusse glaubten einige noch die Buchstaben ζ und ω zu bemerken, woraus man (denn die Antiquarier waren damals nicht minder kühn, als jetzt) den Namen eines Künstlers Zenodorus, also gleichnamig mit dem spätern Koloß-Giesser, sehr unglücklich zusammen setzte.

Dem Rhodischen Genius, so nannte man das räthselhafte Bild, fehlte es indeß nicht an Auslegern in Syrakus. Kunstkenner, besonders die jüngsten, wenn sie von einer flüchtigen Reise nach Corinth oder Athen zurückkamen, hätten geglaubt, alle Ansprüche auf Genie verläugnen zu müssen, wenn sie nicht sogleich mit einer neuen Erklärung hervorgetreten wären. Einige hielten den Genius für den Ausdruck geistiger Liebe, die den Genuß sinnlicher Freuden verbietet; andere glaubten, er solle die Herrschaft der Vernunft über die Begierden andeuten. Die Weiseren schwiegen, ahneten etwas Erhabenes, und ergötzten sich im Voikile an der einfachen Composition der Gruppe.

So blieb die Sache immer unentschieden. Das Bild ward mit mannigfachen Zusätzen copirt, in Reliefs geformt und nach Griechenland gesandt, ohne daß man auch nur über seinen Ursprung je einige Aufklärung erhielt. Als einst mit dem frühen Aufgange der Plejaden die Schifffahrt ins Aegäische Meer wieder eröffnet ward, kamen Schiffe aus Rhodus im Hafen von Syrakus an. Sie enthielten einen Schatz von Statuen, Altären, Candelabern und Gemälden, welche die Kunstliebe der Dionyse



in Griechenland hatte sammeln lassen. Unter den Gemälden war eines, das man augenblicklich für ein Gegenstück zum Rhodischen Genius erkannte. Es war von gleicher Größe, und zeigte ein ähnliches Kolorit; nur waren die Farben besser erhalten. Der Genius stand ebenfalls in der Mitte, aber ohne Schmetterling, mit gesenktem Haupte, die erloschene Fackel zur Erde gekehrt, der Kreis der Jünglinge und Mädchen stürzte in mannigfachen Umarmungen, gleichsam über ihm zusammen. Ihr Blick war nicht mehr trübe und gehorchend, sondern kündigte den Zustand wider Entfesselung, die Befriedigung lang genährter Sehnsucht an.

Schon suchten die Syrakusischen Alterthumsforscher ihre vorige Erklärungen vom Rhodischen Genius umzumodeln, damit sie auch auf dieses Kunstwerk paßten, als der Tyrann Befehl gab, es in das Haus des Epicharmus zu tragen. Dieser Philosoph aus der Schule des Pythagoras, wohnte in dem entlegenen Theile von Syrakus, den man Tycha nannte. Er besuchte selten den Hof der Dionyse, nicht, als hätten nicht geistreiche Männer aus allen griechischen Pflanzstädten sich um sie versammelt, sondern weil solche Fürstennähe auch den geistreichsten Männern von ihrem Geiste raubt. Er beschäftigte sich unablässig mit der Natur der Dinge, und ihren Kräften, mit der Entstehung von Pflanzen und Thieren, mit den harmonischen Gesetzen, nach denen Weltkörper im Großen und Schneeflocken und Hagelkörner im Kleinen sich kugelförmig ballen. Da er überaus bejahrt war, so ließ er sich täglich in dem Poikile und von da nach Nasos an den Hafen führen, wo ihm sein Auge, wie er sagte, ein Bild des Unbegrenzten, Unendlichen gab, nach dem sein Geist

vergebens strebte. Er ward von dem niedern Volke und doch auch von dem Tyrannen geehrt. Diesem wich er aus, wie er jenem freudig entgegen kam.

Epicharmus lag entkräftet auf seinem Ruhebette, als der Befehl des Dionysius ihm das neue Kunstwerk sandte. Man hatte Sorge getragen ihm eine treue Kopie des Rhodischen Genius mit zu überbringen, und der Philosoph ließ beide neben einander vor sich stellen. Sein Blick war lange auf ihnen geheftet, dann rief er seine Schüler zusammen und hub mit gerührter Stimme an:

„Reißt den Vorhang vor dem Fenster hinweg, daß  
 „ich mich noch einmal weide an dem Anblick der reichbe-  
 „lebten lebendigen Erde. Sechzig Jahre lang habe ich  
 „über die innern Triebkräfte der Natur, über den Unter-  
 „schied der Stoffe gesonnen und erst heute läßt der Rho-  
 „dische Genius mich klarer sehen, was ich sonst nur ahne-  
 „te. Wenn der Unterschied der Geschlechter lebendige We-  
 „sen wohlthätig und fruchtbar aneinander kettet, so wird  
 „in der unorganischen Natur der rohe Stoff von gleichen  
 „Trieben bewegt. Schon im dunkeln Chaos häufte sich  
 „die Materie und mied sich, je nachdem Freundschaft  
 „oder Feindschaft sie anzog oder abstieß. Das himmlische  
 „Feuer folgt den Metallen, der Magnet dem Eisen; das  
 „geriebene Elektrum bewegt leichte Stoffe; Erde mischt  
 „sich zur Erde; das Kochsalz gerinnt aus dem Meere zu-  
 „sammen und die Säure der Stüptarie \* strebt, sich mit dem  
 „Thone zu verbinden. Alles eilt in der unbelebten Natur  
 „sich zu dem feinen zu gesellen. Kein irdischer Stoff

\* Alaun. — Schwefelsäure, den Alten bekannt.

„(wer magt es, das Licht diesen bezuzählen?) ist daher  
 „irgendwo in Einfachheit und reinem, jungfräulichen  
 „Zustande zu finden. Alles eilt von seinem Entstehen an  
 „zu neuen Verbindungen und nur die scheidende Kunst  
 „des Menschen kann ungepaart darstellen was Ihr verge-  
 „bens im Inneren der Erde und in dem beweglichen  
 „Wasser, und Luft, Oceane suchtet. In der todten un-  
 „organischen Materie ist träge Ruhe, so lange die Bande  
 „der Verwandtschaften nicht gelöst werden, so lange ein  
 „dritter Stoff nicht eindringt, um sich den vorigen bei-  
 „zugeseilen. Aber auch auf diese Störung folgt wieder  
 „unfruchtbare Ruhe.“

„Anders ist die Mischung derselben Stoffe im Thier-  
 „und Pflanzenkörper. Hier tritt die Lebenskraft gebiete-  
 „risch in ihre Rechte ein; sie kümmert sich nicht um die  
 „demokritische Freundschaft und Feindschaft der Atome;  
 „sie vereinigt Stoffe, die in der unbelebten Natur sich  
 „ewig fliehen, und trennt, was in dieser sich unaufhalt-  
 „sam sucht.“

„Tretet näher um mich her, meine Schüler, und  
 „erkennet im Rhodischen Genius, in dem Ausdruck sei-  
 „ner jugendlichen Stärke, im Schmetterling auf seiner  
 „Schulter, im Herrscherblick seines Auges, das Symbol  
 „der Lebenskraft, wie sie jeden Keim der organischen  
 „Schöpfung beseelt. Die irdischen Elemente, zu seinen  
 „Füßen, streben gleichsam, ihrer eigenen Begierde zu  
 „folgen, und sich mit einander zu mischen. Befehlend  
 „droht ihnen der Genius mit aufgehabener, hochlodern-  
 „der Fackel, und zwingt sie, ihrer alten Rechte uneinge-  
 „denk, seinem Gesetze zu folgen.“

„Betrachtet nun das neue Kunstwerk, welches der  
 Tyrann mir zur Auslegung gesandt; richtet Eure Au-  
 gen vom Bilde des Lebens ab, auf das Bild des Todes.  
 Aufwärts weggestoßen ist der Schmetterling, ausgelos-  
 ert die umgekehrte Fackel, gesenkt das Haupt des Jüng-  
 lings. Der Geist ist in andre Sphären entwichen, die  
 Lebenskraft erstorben. Nun reichen sich Jünglinge und  
 Mädchen fröhlich die Hände. Nun treten die irdischen  
 Stoffe in ihre Rechte ein. Der Fesseln entbunden fol-  
 gen sie wild, nach langer Entbehrung, ihrem geselligen  
 Triebe, und der Tag des Todes wird ihnen ein bräut-  
 licher Tag. — So gieng die todte Materie von Lebens-  
 kraft beseelt, durch eine zahllose Reihe von Geschlechtern,  
 und derselbe Stoff umhüllte vielleicht den göttlichen  
 Geist des Pythagoras, in dem vormals ein dürftiger  
 Wurm im augenblicklichen Genuße sich seines Daseyns  
 freute!“

„Geh Polykles und sage dem Tyrannen, was du ge-  
 hört hast. Und Ihr, meine Lieben, Phradman und  
 Stopas und Timokles tretet näher und näher zu mir.  
 Ich fühle, daß die schwache Lebenskraft auch in mir  
 den irdischen Stoff nicht lange mehr zähmen wird. Auch  
 er fordert seine Freyheit wieder. Führt mich noch einmal  
 in den Poikile, und von da ans offene Gestade. Bald  
 werdet ihr meine Asche sammeln!“

## VI

## Ueber Charakterdarstellung in der Musik.

So lange der Tonkünstler kein höheres Ziel kennt als das Vergnügen seines Publikums, so sind es bloß die Eigenheiten dieses Publikums, die ihn in der Wahl und Behandlung seines Stoffes bestimmen. Bald wird er durch schmetterndes Geräusch erschüttern, bald zartere Nerven durch schmelzende Töne reizen, bald einen Zuhörer, der mehr denkt als empfindet durch künstliche Zusammenstellungen und Kühne Uebergänge beschäftigen, Ihm ist die Musik bloß angenehme Kunst; davon, daß sie etwas mehr seyn könne, hat er keinen Begriff.

Mit dem Eintritte hingegen in das Reich der Schönheit unterwirft sich auch der Tonkünstler ganz andern Gesetzen. Befreyt von aller äußern Herrschaft der Vorurtheile, Moden und Launen seines Zeitalters wird er desto strenger gegen sich selbst, und sein einziges Bestreben ist, seinen Werken einen unabhängigen, selbstständigen Werth zu geben.

Wieviel hätte er dann gewonnen, wenn er nun in einer vollendeten Theorie des Schönen über die Bedingungen jenes unabhängigen Werths einen bestimmten Unterricht vorfände, und ihn bloß auf das Eigenthümliche seiner Kunst anzuwenden brauchte! Aber noch fehlt uns

eine solche Theorie, und es gibt Denker vom ersten Range, die sogar an ihrer Möglichkeit zweifeln. Ehe wir indessen eine befriedigende Entwicklung der nothwendigen und allgemeinen Kunstgesetze aus dem Wesen der Schönheit aufweisen können, wird es nicht ohne Nutzen seyn, einzelne Merkmale desjenigen aufzusuchen, was für jede Kunst insbesondere ohne Beziehung auf die Empfänglichkeit eines besondern Publikums an sich selbst darstellungswürdig ist. Vorarbeiten dieser Art giebt es zur Zeit noch weniger für die Musik als für andere Künste, und eben deswegen ist sie vielleicht öfter verkannt worden.

Ueber das Darstellungswürdige in der Musik herrschten lange Zeit seltsame Vorurtheile. Auch hier wurde der Grundsatz mißverstanden, daß Nachahmung der Natur die Bestimmung der Kunst sey; und Nachäffung alles Hörbaren, vom Rollen des Donners bis zum Krähen des Hahns galt manchem für das eigenthümliche Geschäft des Tonkünstlers. Ein besserer Geschmack fängt an, allgemeiner sich auszubreiten. Ausdruck menschlicher Empfindung tritt an die Stelle eines seelenlosen Geräusches. Aber ist dies der Punkt, wo der Tonkünstler stehen bleiben darf, oder giebt es für ihn noch ein höheres Ziel?

Wir unterscheiden in dem was wir Seele nennen, etwas Beharrliches und etwas Vorübergehendes, das Gemüth, und die Gemüthsbewegungen, den Charakter (Ethos) und den leidenschaftlichen Zustand (Pathos). Ist es gleichgültig, welches von beyden der Musiker darzustellen sucht?

Das erste Erforderniß eines Kunstwerkes ist unstreitig,

daß es sich als ein menschliches Produkt durch Spuren einer ordnenden Kraft von den Wirkungen des blinden Zufalls unterscheide; daher das Gesetz der Einheit. Auch der bessere Tonkünstler strebt seinen Werken diesen Vorzug zu geben, aber nicht immer mit gleichem Erfolg.

Dichter und bildende Künstler können ihrer Natur nach den Zustand nie ohne die Person darstellen; aber bei dem Musiker kann der Wahn leicht entstehen, daß es ihm möglich sey, Gemüthsbewegungen als etwas Selbstständiges zu versinnlichen. Begnügt er sich dann, ein Chaos von Tönen zu liefern, das ein unzusammenhängendes Gemisch von Leidenschaften ausdrückt, so hat er freylich ein leichtes Spiel, aber auf den Namen eines Künstlers darf er nicht Anspruch machen. Erkennt er hingegen das Bedürfniß der Einheit, so sucht er sie vergebens in einer Reihe von leidenschaftlichen Zuständen. Hier ist nichts als Mannichfaltigkeit, stete Veränderung, Wachsen und Abnehmen. Will er einen einzelnen Zustand fest halten, so wird er einförmig, matt und schleppend. Will er Veränderung darstellen, so setzt diese irgend etwas Beharrliches voraus, in welchem sie erscheint; und ein solches Beharrliche bildet sich dann oft von selbst, ohne daß der Künstler sich dabei einer Auswahl bewußt ist. Aber eben weil er diese Auswahl vernachlässigt, sinkt er in den meisten Fällen zur gemeinsten Natur herab. Ihn täuscht die Wirkung seines gemißbrauchten Talents, weil der niedrigste Ausdruck grade der allgemein verständlichste ist. Oft erndtet er den lautesten Beifall, wo er sich an der Kunst am schwersten versündigt; und dies entfernt ihn immer mehr von seiner Bestimmung. Er wird der Sklave seines Publikums, anstatt es zu beherrschen.

Es bedarf ferner wohl keines Beweises, daß die Kunst auf einer sehr niedrigen Stufe steht, wenn sie sich begnügt, das, was die wirkliche Welt darbietet, unverändert zu wiederholen. Eine solche Wiederholung kann als Erneuerung eines sinnlichen Eindrucks in anderer Rücksicht einen Werth haben; aber wenn wir Kunstgenuß erwarten, fordern wir mehr. Was wir in der Wirklichkeit bei einer einzelnen Erscheinung vermissen, soll uns der Künstler ergänzen; er soll seinen Stoff idealisieren. In den Schöpfungen seiner Phantasie soll die Würde der menschlichen Natur erscheinen. Aus einer niedern Sphäre der Abhängigkeit und Beschränktheit soll er uns zu sich emporheben, und das Unendliche, was uns außerhalb der Kunst nur zu denken vergönnt ist, in einer Anschauung darstellen.

Aber der leidenschaftliche Zustand ist seiner Natur nach beschränkt. Alle Kraft sammelt sich gleichsam in einem einzigen Punkt, um nach einem bestimmten Ziele zu streben. Hier kann die Phantasie den Stoff nicht durch neue Bestandtheile bereichern, sondern nur den Grad des Strebens verstärken.

Man hat oft versucht, den Kummer, die Freude, die Begierde und den Abscheu zu idealisieren. Aber was war alsdann das eigentlich idealische? War es die Empfindung selbst als ein für sich bestehender Gegenstand, oder die Person, an der wir sie wahrnehmen? Denken wir uns alles hinweg, was in dieser Person die männliche Kraft oder die holde Weiblichkeit versüßlicht, wieviel bleibt von dem Ideale noch übrig?

In der menschlichen Natur giebt es nichts Unendliches,



als die Freiheit. Die Kraft, welche gegen alle Einwirkungen der Außenwelt, und gegen alle innere Stürme der Leidenschaft ihre Unabhängigkeit behauptet, übersteigt jede bekannte Größe, und diese Freiheit ist es, welche uns durch Darstellung eines Charakters ver sinnlicht wird.

Soll die Musik auf alles Verzicht thun, was andere Künste durch Charakter-Darstellung gewinnen, so muß in dem Eigenthümlichen dieser Kunst ein Grund dazu vorhanden seyn. Und dies bedarf einer besondern Untersuchung.

Die Musik würde das Ideal eines Charakters so wenig als irgend einen andern Gegenstand darstellen können, wenn der Vorwurf gegründet wäre, daß sie für sich allein uns nichts bestimmtes zu denken gebe. Noch jetzt aber ist dies eine herrschende Meinung bei einem großen Theile des Publikums. Noch immer hält man Poesie, Schauspiel oder Tanz für nöthig, um jenen Mangel an Bestimmtheit zu ergänzen, und wo die Musik als selbstständige Kunst auftritt, verkennt man den Sinn ihrer Produkte, weil er sich nicht in Worte und Gestalten übertragen läßt.

Die Untersuchung, was jede einzelne Kunst für sich allein darzustellen vermöge, ist in dem jetzigen Zeitalter — bei der Kargheit, mit der uns der Kunstgenuß zugemessen wird — nicht unfruchtbar. Für uns giebt es nicht mehr solche Feste, wo die menschliche Natur in voller Pracht erschien und zugleich für Aug, Ohr und Phantasie alle ihre Schätze eröffnete. Unter dem Drucke der Bedürfnisse haben wir gelernt, das Wenige, was uns von solchen Festen noch übrig ist, mit Mäßigkeit zu feiern. Und

wenn in unserm Zeitalter ein seltnes Zusammentreffen von Umständen erfordert wird, daß vorzügliche Kunsttalente von verschiedener Gattung sich zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigen, so bleibt nichts übrig, als die Sphäre jeder einzelnen Kunst nach Möglichkeit zu erweitern, damit es ihren Werken auch ohne Beimischung fremdartiger Bestandtheile an innerm Reichthume nicht fehle.

Es war eine Zeit, da man bei Tanz, Musik und Poesie noch gar nicht an Darstellung eines bestimmten Gegenstandes dachte. Was in dem Menschen zuerst diese Kunsttalente entwickelte, war unstreitig der Trieb, sein Daseyn zu verkündigen; ein Trieb, der zwar im gesunden Zustande immer vorhanden ist, aber nur in solchen Momenten sich äußert, wo er durch den Druck der äussern Verhältnisse nicht gehemmet wird. Daher das Streben, die vorhandenen Kräfte an irgend einem nahe liegenden Gegenstande zu versinnlichen, und der unabhängige für sich bestehende Genuß in der Thätigkeit selbst, ihre Wirkung sey, welche sie wolle. Was dem Menschen am nächsten liegt, ist sein Körper, und die Luft, welche er einathmet und aushauchet. In beiden fand der Trieb nach unabhängiger Thätigkeit seinen ersten Wirkungskreis. In dem freien Schweben des Körpers, ohne vom Druck der Schwere beschränkt zu werden, fühlt auch der Geist sich gleichsam seiner Bande entledigt. Die irdische Masse, die ihn stets an die Abhängigkeit von der Aussenwelt erinnerte, scheint sich zu veredeln und es erweitern sich die Gränzen seines Daseyns. So vernimmt auch der Mensch in dem Tone seiner Stimme eine sinnliche Wirkung seiner Thätigkeit ohne sichtbare Schranken, das freie Spiel der Phan-

tafte eröffnet ihm eine Sphäre von unermesslichem Umfange, und sein Gesang spricht mit der ganzen Natur. Der Gesang fodert Worte, aber solche die des Singens werth sind. Geist und Ohr erwarten Genuß von der Sprache, wenn sie nicht als Mittel gebraucht wird die alltäglichen Bedürfnisse der Geselligkeit zu befriedigen, sondern als Werkzeug dienen soll, um irgend einen Zustand der Begeisterung laut werden zu lassen. Die Einbildungskraft fühlt ihre Freiheit von den Schranken des Ortes und der Gegenwart. Sie schwelgt in Bildern der Abwesenheit, Vergangenheit und Zukunft. Aber sie will nicht allein schwelgen. Ihre Dichtungen sollen auch für andere in einem anständigen Gewande erscheinen, und dieß erhalten sie durch Wahl und Stellung der Worte.

In dieser Periode der Kunstgeschichte sind Tanz, Musik, und Poesie nicht Mittel zu irgend einem Zwecke, sondern Zweck an sich selbst. Sie sind freie Produkte der menschlichen Natur in den Momenten des höhern Lebens. Was in ihnen erscheint, ist bloß das Persönliche des Künstlers. Ein Schritt weiter und er fühlt auch den Beruf, aus seiner Person herausgehen und ein für sich bestehendes Werk zu schaffen. Einem Gedanken, den die Begeisterung in ihm erzeugte, will er ausserhalb seiner eignen Phantasie Realität geben. Er begnügt sich nicht die festliche Stimmung, in der er sich selbst fühlt, um sich zu verbreiten, sondern die Ideenwelt seines Publikums soll auch durch seine Schöpfungen bereichert werden. Dies ist die Periode der Darstellung.

Aber auch als darstellende Künste ändern Tanz, Musik und Poesie nicht gänzlich ihre ursprüngliche Natur.

Die sinnliche Form, in welcher der Gedanke des Künstlers erscheint, ist nicht todt, sondern beseelt. Das freie Leben in ihren Bestandtheilen sträubt sich oft gegen die Herrschaft dieses Gedankens. Daher giebt es in einer Reihe von Bewegungen, Tönen und Worten manches, was keinen bestimmten Gegenstand darstellt, sondern bloß die persönliche Stimmung des Künstlers versinnlicht. Ein unbegrenzter Trieb nach Darstellung würde sogar endlich die Form durch den Stoff zerstören. Die höchste Leidenschaft ist starr und sprachlos. Soll Tanz, Gesang und Poesie auch dann noch fortdauern, so muß etwas von der Wahrheit aufgeopfert werden, und das Persönliche des Künstlers muß der Herrschaft des Gegenstandes das Gleichgewicht halten.

Daher darf man in allem dem, was nicht zur Darstellung gehört, von der Musik so wenig als vom Tanze und von der Dichtkunst Bestimmtheit fordern. Das Gefühl der Begeisterung, das den Künstler erweckt, indem er seine eigne Stimmung in seinem Wirkungskreise verbreitet, ist seiner Natur nach dunkel und unbestimmt. Und eben diese Unbestimmtheit ist der Einbildungskraft willkommen, weil ihr freies Spiel dadurch mehr geschont wird. Nur wo die Musik darstellen will, müssen die Zeichen, welche sie gebraucht, eine bestimmte Bedeutung haben, und um zu erforchen, ob es für sie solche Zeichen gebe, wollen wir versuchen, das, was die allgemeinen Gesetze der Darstellung in Ansehung der Bestimmtheit fordern, auf die Musik insbesondere anzuwenden.

Ein dargestellter Gegenstand wird nur dadurch zu einer Erscheinung für die Phantasie, daß er ihr mit be-

stimmten Grenzen gegeben wird. Ein Unendliches in seiner Reinheit kann nicht erscheinen. Indem es die Vernunft zu denken versucht, und aus ihrer Vorstellung alles Beschränkte entfernt, entzieht sie zugleich der Einbildungskraft alle Nahrung. Die Idee des Künstlers muß daher schon gleichsam in einer körperlichen Hülle gedacht werden, ehe sie dargestellt werden kann. Die vollkommenste Darstellung kann nicht mehr bewirken, als daß der Gedanke des Künstlers sich unsrer Phantasie vollständig mittheilt. Ist aber in diesem Gedanken selbst für die Phantasie nichts Anschauliches, so entbehren wir den eigentlichen Kunstgenuß, und die große Pracht in der Einkleidung vermag uns nicht dafür zu entschädigen.

Vorausgesetzt nun, daß das Kunstideal bestimmt gedacht ist, so wird es nur dadurch versinnlicht, daß wir diese Bestimmungen in besondern Verhältnissen wahrnehmen. Denn auch die Natur des wirklichen Gegenstandes erkennen wir durch Erfahrung nie unmittelbar, sondern nur mittelst seiner Verhältnisse, indem wir von den Wirkungen auf die Ursachen schließen. Je vollständiger also die Verhältnisse des Ideals in der Darstellung gegeben sind, desto bestimmter ist seine Erscheinung.

Aber diese Vollständigkeit ist für den Künstler gefährlich. Verbreitet sich die Darstellung des Ideals auch über alle angränzenden Gegenstände, welche mit jenem durch Zeit, Ort und den Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen verknüpft sind; so nähert sich die Erscheinung der Wirklichkeit, und für die Phantasie des Betrachters bleibt nichts zu ergänzen übrig. Gleichwohl will diese

beim Kunstgenuß nicht müßig empfangen, sondern zu eigener Thätigkeit aufgefordert werden.

Es gibt daher Künstler, welche sich einer solchen Vollständigkeit absichtlich enthalten, und den Schauplatz, auf welchem ihr Ideal erscheint undargestellt lassen. Beispiele dieser Art liefern uns mehrere Werke der griechischen Bildhauer, an denen der Alterthumsforscher die sogenannten Attribute vermißt, die aber demjenigen, der die Kunst um ihrer selbst willen liebt, eben deswegen werther sind, weil sie das freie Spiel seiner Phantasie weniger beschränken. Die überirdischen Wesen, welche ihm der Bildhauer darstellt, denkt er sich in einer höhern Sphäre ausser den Gränzen der Wirklichkeit. Er ordnet sie in nothwendige Klassen, die in der Natur selbst gegründet, und nicht von dem Zufälligen in der Mythologie und den Sitten eines besondern Volkes abhängig sind. Nur um die Kennzeichen dieser Klassen wahrzunehmen, fodert er Bestimmtheit; in jeder andern Beziehung kann er sie entbehren.

Das Sinnliche des Ideals besteht hier in einem einzigen Verhältnisse, nicht zu einem einzelnen besondern Gegenstande, sondern zu der Totalvorstellung des Raums überhaupt. Ein bestimmter Theil dieses Raums erscheint hier ausgefüllt. Von demjenigen, was ihn ausfüllte, ist nur eine dunkle Vorstellung vorhanden, aber eine desto deutlichere, vollständigere und bestimmtere von seinen Gränzen. Und bloß durch Darstellung dieser Gränzen gelang es dem Künstler, uns für das Bild seiner Phantasie zu begeistern. Die Gestalt, welche uns erschien, war bis auf die kleinsten Theile ihrer Oberfläche bedeutend. Das

einziges Merkmal des sinnlichen Stoffes, was uns in der Anschauung gegeben wurde, war die Ausdehnung; aber noch nie hatte uns eine Erscheinung in der wirklichen Welt so viel in einem einzigen Merkmale geliefert.

Wie aber in diesem Falle der höchste Reichthum mit einer scheinbaren Armuth bestehen könne, wird uns begreiflich, wenn wir uns an die Bedingungen erinnern, von denen der Gehalt eines Ideals überhaupt abhängig ist. Wir schätzen die Erscheinung nach demjenigen, was in ihr nicht erscheint, sondern gedacht werden muß, nach der Summe von Realität, welche durch sie vorausgesetzt wird, nach dem Inhalte unsers Begriffs von dem, was ausserhalb unsrer Vorstellung der Erscheinung zum Grunde liegt. Was wir unmittelbar in der einzelnen Erscheinung wahrnehmen, giebt uns nie eine vollständige Vorstellung eines Gegenstands; es bleiben Lücken übrig, die durch Schlüsse und Ahnungen ergänzt werden müssen. Zu diesen Ergänzungen nimmt die Einbildungskraft den Stoff aus ihren eigenen Schätzen, aber in der Wahl dieses Stoffes ist sie von dem abhängig, was ihr in der unmittelbaren Wahrnehmung gegeben wurde. Und je größer diese Abhängigkeit bei Betrachtung eines Kunstwerks ist, je unumschränkter der Künstler die Phantasie des Kenners beherrscht; desto reichhaltiger ist das Ideal, das durch seine Darstellung versinnlicht wird.

Das Sinnliche in der Erscheinung ist es, was die Einbildungskraft des Betrachters leitet, aber nicht insofern es mannigfaltig, sondern insofern es bestimmt ist. Der bloße Umriss einer Figur, den eine Meisterhand auf das Papier wirft, ist hinreichend, unsrer Phantasie

Gesetze zu geben. Jeder Punkt der zarten Linie ist gleichsam beseelt; aus jedem spricht ein unverkennbarer Ausdruck von Kraft oder Anmuth. Wir fühlen einen unwiderstehlichen Drang in uns selbst, das Bild auszumahlen, was hier nur angedeutet wird; aber wir fühlen auch die Unmöglichkeit irgend etwas in unsre Idee aufzunehmen, was mit dem Eigenthümlichen einer solchen Erscheinung nicht vereinbar wäre.

Im Werke des Bildhauers sind die Umrisse der Gestalt nach allen möglichen Richtungen zugleich bestimmt. Desto öfter also würde die Phantasie gewarnt werden, wenn sie sich eine unpassende Dichtung erlauben wollte; aber desto mehr Auffoderung findet sie auch, ihre eigne Unthätigkeit zu äussern. Und für diese ist ihr eben in Ansehung aller der Merkmale, worüber der Künstler nichts bestimmte, ein unermessliches Feld eröffnet. Alles, was der Gegenstand durch Farbe, durch Bewegung, durch äussere Verhältnisse gewinnen kann, ist in ihrer Gewalt. Auch in der Zeit ist sie nicht beschränkt. Was ihr der Künstler in der Anschauung giebt, kann von ihr als ewig gedacht werden.

Ein einziges sinnliches Merkmal bleibt hier dem Ideale Bestimmtheit und Reichhaltigkeit. Gilt dieß aber nur von den Umrissen der Gestalt? Oder giebt es auch ein andres eben so bedeutendes Merkmal für andre Künste?

Unter die Verhältnisse, welche der Vorstellung eines Gegenstandes Bestimmtheit geben, gehört auch eine besonders angewiesene Stelle in einer Reihe von Ursachen und Wirkungen. Dieß Verhältniß ist es vor-



züglich, was den Dichter beschäftigt, und hier zeigt er seine Darstellungskraft im weitesten Umfange. Er geht bis zu den entferntesten Veranlassungen der Begebenheiten zurück, und folgt ihrem Gange durch die kleinsten Fortschritte bis zur endlichen Entwicklung.

Begnügt sich der Dichter eine Reihe von Erscheinungen darzustellen, die durch allgemeine Naturgesetze verknüpft sind, so kann er uns ein sehr belehrendes Werk liefern, aber gewiß kein begeisterndes. Um aus dem Reiche der beschränkten Wirklichkeit in das Reich der Ideale überzugehen, bedarf er der Freiheit. Diese ist die Seele seiner Dichtung. Indem er den Glauben an die Freiheit voraussetzt, verbreitet sich selbstständige Lebenskraft über die Bestandtheile seines Werks, und an die Stelle eines Puppenspiels, das von einer unbekanntem Macht durch unsichtbare Fäden bewegt wird, treten handelnde Personen. Für jede dieser handelnden Personen giebt es dann einen besondern Wirkungskreis, in dem sie der Mittelpunkt ist, und in diesem Wirkungskreise erscheint eine Reihe von Zuständen, welche Leben genannt wird. Jeder Zustand gründet sich auf ein bestimmtes Verhältniß des freien selbstständigen Wesens zu der Welt, welche es umgiebt. Beide werden in einem Zusammenhange gedacht, durch welchen die Thätigkeit des einen in die Empfänglichkeit des andern eingreift.

Freiheit, Persönlichkeit, Zustand und Leben als Gegenstände der Kunst betrachtet, sind keine metaphysische Begriffe, sondern Merkmale, die durch den innern Sinn in uns selbst wahrgenommen, und auf andre Wesen übertragen werden. Durch Selbstbewußtseyn unter-

scheiden wir in uns **Abhängigkeit** und **Unabhängigkeit** von der Aussenwelt. Das Unabhängige in uns nennen wir **Vermögen**. Dieß äussert sich theils durch **Empfänglichkeit**, indem es das Bestimmte in der Aussenwelt auffasst, theils durch **Thätigkeit**, indem es den gegebenen Stoff in der Aussenwelt nach eigener Willkühr bestimmt. Durch dieses Bestimmtwerden und Bestimmen fühlen wir uns mit der Aussenwelt in demjenigen **Zusammenhange**, welchen wir **Zustand** nennen. In einem solchen Zustande können wir bestimmte Merkmale wahrnehmen, ohne von unsrer eignen Natur und der Beschaffenheit der äussern Gegenstände eine deutliche Vorstellung zu haben. Alsdann betrachten wir das Verhältniß unsers Vermögens nicht zu einem einzelnen Gegenstande, sondern zu unsrer Aussenwelt überhaupt. So gab es auch für die Gestalt bestimmte **Umrisse**, ohne daß wir von dem, was sowohl innerhalb, als auserhalb dieser Umrisse vorhanden war, etwas deutlich erkannten. Wie dort nur die Ausdehnung im Raume begränzt wurde, so hier nur das Vermögen in der Reihe von Ursachen und Wirkungen.

Unter der Voraussetzung, daß ein innerer Trieb unser Daseyn zu erweitern und der äussern Beschränkung zu widerstehen seine Wirksamkeit nie gänzlich verliert, sind uns die Gränzen unsers Vermögens nicht gleichgültig. Ihre Wahrnehmung ist daher von gewissen Gefühlen, von **Freude** oder **Schmerz** und ihren mannichfaltigen Mittelstufen begleitet. An diesen Gefühlen erkennt der innere Sinn, in wie weit jener allgemeine Lebenstrieb durch unser gegenwärtiges Verhältniß zur Aussenwelt befriedigt wird, und dieß gehört zu den bestimmten Merkmalen des Zustandes.

Um nun dieß Merkmal eines Zustandes auch an andern lebenden Wesen wahrzunehmen, bedürfen wir gewisser äussern Zeichen, welche den Grad jener Gefühle bestimmt andeuten. Und solche Zeichen finden wir in der Bewegung. Daher ist sie für alle Künste, welche unmittelbar auf die äussern Sinne wirken, das anerkannte Mittel zur Darstellung eines Zustandes. Auch in den Werken des Bildhauers und Mahlers wird die Lage der beweglichen Theile des Körpers nur dadurch für den Zustand bedeutend, daß sie die Spur einer vorhergegangenen Bewegung enthält. Im Tanz und in der Schauspielkunst erscheint die Bewegung zwar mit Gestalt verknüpft, aber auf jener allein haftet die Aufmerksamkeit beim eigentlichen Kunstgenusse, und die Gestalt ist gleichsam nur das Gerüste des Kunstwerks. Es entsteht daher die Frage, ob nicht auch Bewegung ohne Gestalt zur Darstellung zureichend sey, so wie es Gestalt ohne Bewegung ist.

Die Gestalt verschwindet bey einer Bewegung, die wir nicht durch sichtbare, sondern durch hörbare Merkmale wahrnehmen. Daß wir aber solche Merkmale in einer Reihe von Tönen zu finden glauben, lehrt uns schon der Sprachgebrauch. Sind es nur bloß bildliche Ausdrücke, wenn wir von einer Fortschreitung der Melodie, von einem Auf- und Absteigen der Stimme reden, oder giebt es wirklich eine Aehnlichkeit zwischen der Bewegung der Gestalt im Raum, und der Bewegung des Klangs innerhalb der Tonleiter?

Die Höhe und Tiefe der Töne wird von dem Ohr auf ähnliche Art unterschieden, wie von dem Auge die Farben. Sind zwey Töne von verschiedner Höhe gege-

ben, so wird die Phantasie veranlaßt, noch höhere und tiefere Töne zu denken, und dadurch gelangt sie zu der Vorstellung einer Tonleiter, indem sie die Reihe der Abstufungen gegen die beiden äußersten Gränzen, wo das Ohr die Höhe und Tiefe nicht mehr unterscheidet, verlängert.

Ist in einer Reihe von Tönen außer der Mannigfaltigkeit der Höhe und Tiefe auch die Einheit eines besondern Schalls hörbar, so vernehmen wir einen bestimmten Klang. Dieser Klang — das Beharrliche in der Melodie — ist für das Ohr eben das, was in der sichtbaren Bewegung die beharrliche Masse für das Auge ist. Wie diese ihren Ort verändert, so verändert jener seine Stelle in der Tonleiter.

Eine solche Bewegung eines Klangs hören wir an uns selbst nicht bloß im Gesange, sondern auch in der Rede. Jeder Laut unserer Stimme hat eine bestimmte Stelle auf der Tonleiter, und diese Stelle würden wir auch im Sprechen wahrnehmen, wenn der Ton so zu uns gelangte, wie ihn die Stimmriße angiebt, und nicht wie er durch das Geräusch der übrigen Sprachorgane unterdrückt wird. Eine bestimmte Höhe oder Tiefe des Tons wird hörbar, sobald man dieß Geräusch von ihm absondert, wie uns beim Aushalten eines Vokals die Erfahrung lehrt.

Durch Selbstgefühl sind wir uns bewußt, daß die Bewegung des Klangs unserer Stimme durch unsere eigne Thätigkeit bestimmt wird. Diese Bewegung gehört zu dem, was wir, als unabhängig von der Aussenwelt,

von dem Abhängigen in uns unterscheiden, zu den Aeusserungen unsrer Freiheit. Daher ahnen wir Freiheit und Persönlichkeit in jeder Bewegung eines bestimmten Klangs. Dieser Klang ist für unser Ohr die sinnliche Form eines freien lebendigen Wesens, so wie es die bewegliche Gestalt für unser Auge ist.

Sind nun in der Bewegung der Gestalt die sinnlichen Zeichen eines bestimmten Zustands nicht zu verkennen, so fragt sich, ob die Bewegung des Klangs weniger bedeutend sey. Die Gebhrdensprache wird allerdings von einer grössern Anzahl für verständlicher gehalten, als die Sprache der Töne, allein dieser Unterschied verdient noch eine genauere Untersuchung.

Was in der Gebhrdensprache ein bestimmtes Ziel der Bewegung bezeichnet, giebt ihrer Darstellung ohne Zweifel eine Deutlichkeit, die wir in einer Reihe von Tönen vermiffen. Durch Wahrnehmung dieses Ziels entsteht eine bestimmte Vorstellung von dem Gegenstande der Begierde, des Abscheus, der Furcht, des Zorns und der Liebe. Auch in der Musik giebt es zwar ein Ziel der Bewegung, den Hauptton der Melodie. In dem Verhältnisse, wie sich die Fortschreitung des Klangs diesem Ziele nähert, oder sich von ihm entfernt, vermehrt oder vermindert sich die Befriedigung des Ohrs. Aber dieses Ziel der musikalischen Bewegung bezeichnet nichts in der sichtbaren Welt. Was es andeutet, ist ein unbekanntes Etwas, das von der Phantasie nach Willkühr als irgend ein einzelner Gegenstand, oder als eine Summe von Gegenständen, als die Aussenwelt überhaupt, gedacht werden kann.

Die Hören. 1795. 5tes St.

Zugegeben aber, daß die musikalische Darstellung in dieser Rücksicht weniger vollständig ist, und der Einbildungskraft mehr zu ergänzen übrig läßt, als Tonkunst und Mimik, so haben wir im Vorhergehenden an dem Beispiele der Bildhauerkunst gesehen, daß die Bestimmtheit der Darstellung nicht von ihrer Vollständigkeit abhängt. Selbst in der Gebhrdensprache bleibt auch alsdann noch, wenn das Ziel der Bewegung nicht angedeutet wird, in der Art der Bewegung Bestimmtheit genug übrig, und es entsteht die Frage, ob wir von dieser Bestimmtheit allein etwas dem ähnliches erwarten dürfen, was wir in den bloßen Umrissen der Gestalt finden.

Der schwebende Gang der Freude und der schwere Tritt des Kummers sind in der Gebhrdensprache allgemein verständlich, auch wenn wir in beiden Fällen von der Richtung dieser Bewegungen keine deutliche Vorstellung haben. Was diese Zeichen bedeutend macht, ist ein gewisser Zusammenhang, den wir in uns selbst zwischen diesen Unterschieden der Bewegung und den Unterschieden unsers Zustandes wahrgenommen haben, und den wir von uns auf andre lebende Wesen übertragen. In den Bewegungen der fremden Gestalt erkennen wir uns selbst wieder.

Von ähnlicher Art ist der Unterschied zwischen dem Jauchzen der Fröhlichkeit und dem gepreßten Tone des Schmerzens. Was für einen Zustand diese Verschiedenheit bezeichnet, wissen wir nicht bloß aus eigener Erfahrung von der Art, wie diese Gefühle an uns selbst sich ankündigten, sondern auch durch eine gewisse Sympathie, die schon bey der Gebhrdensprache, obwohl in einem unmerklichern Grade, sich äußert.

Vorausgesetzt nun daß es selbst für die stumpfsten und ungeübtesten Sinne deutliche Merkmale giebt, wodurch sich die Zeichen der Freude von den Zeichen des Schmerzens in Gebärden und Tönen unterscheiden, so sind da durch auch für eine unendliche Menge von Abstufungen beider entgegengesetzter Gefühle bestimmte Zeichen gegeben. Der feinere und geübtere Sinn vergleicht die weniger verständlichen Gebärden und Töne mit den allgemein verständlichen, und entdeckt mehr oder weniger Ähnlichkeit mit den anerkannten Zeichen der Freude und des Schmerzens. So bereichert sich die Gebärdensprache, und, wo es nicht an Gelegenheit fehlt, den Sinn des Gehörs eben sowohl, als den Sinn des Gefühls zu üben, auch die Sprache der Töne. Daß zu Wahrnehmung feiner Unterschiede das Ohr weniger tauglich sey, als das Auge, läßt sich im Allgemeinen nicht behaupten, aber der einzelne Mensch kann sich in Lagen befinden, wo er öfter veranlaßt wird, das Sichtbare, als das Hörbare zu vergleichen. Alsdann werden ihm Tanz und Schauspielkunst verständlicher seyn, als Musik, so wie diese hingegen zu demjenigen deutlicher sprechen wird, dessen Aufmerksamkeit mehr auf Tönen, als auf Gestalten haftet.

Wenn es der Musik nicht an deutlichen Zeichen fehlt, um einen bestimmten Zustand zu versinnlichen, so ist ihr dadurch auch die Möglichkeit der Charakterdarstellung gegeben. Was wir Charakter nennen, können wir überhaupt weder in der wirklichen Welt noch in irgend einem Kunstwerke unmittelbar wahrnehmen, sondern nur aus demjenigen folgern, was in den Merkmalen einzelner Zustände enthalten ist. Es fragt sich also nur, ob auch in einer solchen Reihe von Zuständen, wie sie durch Musik

dargestellt wird, Stoff genug vorhanden sey, um daraus die bestimmte Vorstellung eines Charakters zu bilden.

Der Begriff des Charakters setzt ein moralisches Leben voraus, ein Mannichfaltiges im Gebrauche der Freyheit, und in diesem Mannichfaltigen eine Einheit, eine Regel in dieser Willkühr. Eine solche Regel wird entweder unmittelbar wahrgenommen, indem man aus der Reihe von Erscheinungen eines moralischen Lebens das Gemeinsame heraushebt, oder sie wird durch einen Schluß aus einzelnen Zügen gefolgert, wenn diese eine Ursache voraussetzen, deren Wirksamkeit sich nach dem Gesetze der Analogie nicht auf einen einzigen Fall einschränken kann. Zu diesen charakteristischen Zügen gehören besonders solche Handlungen, die mit den äussern Verhältnissen im Widerspruche stehen, und wozu wir also einen Grund innerhalb der Person zu suchen genöthigt werden. Durch dieses Mittel bewirkt der Dichter eine reiche und lebendige Charakterdarstellung auch in einem kleinen Umfange von Begebenheiten. So sehen wir Achill und Priamus einander gegenüber bey einem traulichen Mahle — jener vergift den Vater Hektors, dieser den Mörder des Sohns — einer ist im Anschauen des andern verloren, und beyde ehren die höhere menschliche Natur.

Auf ähnliche Art verfahren auch andre Künstler, und je reichhaltiger ihre Produkte an solchen bedeutenden Zügen sind, desto vollkommner ist ihre Charakterdarstellung. Das Beyspiel des Tänzers und Schauspielers lehrt uns, wie viel besonders durch die Zeichen der Bewegung für diesen Zweck geleistet werden kann. Gilt nun eben diß auch von der Sprache der Töne, oder giebt es hierinn



einen Unterschied zwischen den Bewegungen der Gestalt und den Bewegungen des Klangs?

Auch hier äussern sich allerdings die Folgen des Umstandes, daß in einer Reihe von Tönen kein bestimmtes Ziel, sondern nur eine bestimmte Art der Bewegung wahrgenommen wird. Was der Tänzer und Schauspieler durch dieses Ziel andeutet, fehlt in der Charakterdarstellung des Tonkünstlers. Daher vermißt man alles dasjenige bey ihm, was irgend einen fortdauernden Trieb nach einem besondern Gegenstande betrifft. Aber es fragt sich, ob nicht auch alsdann noch bestimmte Merkmale in der Vorstellung eines Charakters übrig bleiben, wenn sie von irgend einer besondern Richtung der Triebe nichts bestimmtes enthält.

Ausser den Verschiedenheiten der besondern Gegenstände, auf welche unsre Triebe gerichtet sind, giebt es noch einen allgemeinen Unterschied, der die Triebe überhaupt in zwey Classen abtheilt. Ihr Zweck ist entweder unsre Thätigkeit oder unsre Empfänglichkeit zu äussern, zu bestimmen, oder bestimmt zu werden. Von diesen beyden entgegengesetzten Classen der Triebe verliert keine ihre Wirksamkeit gänzlich, so lange das Leben selbst währt, aber sie beschränken einander gegenseitig und in einzelnen Momenten hat bald der Trieb der Thätigkeit, bald der Trieb der Empfänglichkeit das Uebergewicht. Wird nun zwischen beyden ein bestimmtes fortdauerndes Verhältniß wahrgenommen, so gehört dieß zu den Merkmalen des Charakters. Daher das männliche und weibliche Ideal, und die unendlich mannichfaltigen Abstufungen zwischen beyden.

Giebt es nun in der Musik deutliche Zeichen für ein bestimmtes Verhältniß der männlichen Kraft zur weiblichen Zartheit, so ist dadurch eine Charakterdarstellung möglich, welche in Ansehung dieses Merkmals vollständig bestimmt ist, wenn sie gleich die Ergänzung der andern Merkmale dem freien Spiele der Einbildungskraft überläßt. In den Umrissen und Bewegungen der Gestalt erkennt ein geübtes Auge die kleinsten Abstufungen der Männlichkeit und Weiblichkeit. Auch verliert das Bild der Phantasie dadurch nichts an Bestimmtheit, daß man es nicht durch Worte beschreiben kann. Denn welche Sprache wäre wohl reich genug, um die unendliche Mannichfaltigkeit der feinsten Unterschiede dieses Merkmals andeuten zu können? Ist aber die Frage, ob es für diese Unterschiede in dem Klange und seiner Bewegung deutliche Zeichen gebe, so dürfen wir nicht vergessen, was schon bey den hörbaren Zeichen des Zustands bemerkt worden ist, daß es nemlich dem Sinn des Gehörs deswegen an sich selbst nicht an Feinheit fehlt, weil er in mehreren Fällen nicht eben so viel Gelegenheit zur Uebung und Ausbildung hatte, als der Sinn des Gesichts. Daß es für den äußersten Grad der Männlichkeit und Weiblichkeit in einer Reihe von Tönen einen eben so allgemein verständlichen Ausdruck giebt, als für Freude und Schmerz, bedarf wohl keines Beweises. Auch dem ungeübtesten Ohr, das den Klang der Posaune und der Flöte, den Marsch und die ländliche Tanzmusik, den Kirchenhymnus und das Adagio des einzelnen Sängers oder Instrumentisten gegeneinander hört, braucht man diese Unterschiede nicht zu erklären. Aus diesen Zeichen aber von anerkannter Bedeutung bildet sich nach und nach eine Sprache wie bey den Zeichen des Zustands,

indem man die undeutlichern Zeichen mit den deutlichern vergleicht, und mehr oder weniger Aehnlichkeit zwischen ihnen bemerkt.

Die unverkennbarsten Zeichen des Charakters finden sich in der Verschiedenheit des Klangs. Die mannichfaltigen Grade des Rauhen und Sanften, wodurch sich Menschenstimmen und Instrumente unterscheiden, sind daher eines von den brauchbarsten, aber nicht das einzige Mittel der Charakterdarstellung in der Musik.

In der Bewegung des Klanges bemerken wir theils die Unterschiede der Dauer, theils die Unterschiede der Beschaffenheit. Jene sind für die Charakterdarstellung die wichtigsten. Das Regelmäßige in der Abwechselung von Tonlängen (Rhythmus) bezeichnet die Selbstständigkeit der Bewegung. Was wir in dieser Regel wahrnehmen ist das Beharrliche in dem lebenden Wesen, das bey allen äussern Veränderungen seine Unabhängigkeit behauptet. Daher der hohe Werth des Rhythmus in der griechischen Musik, Poesie, und Tanzkunst. Das ruhige Fortschreiten der Würde, und das Schweben der Anmuth haben diese Künste mit einander gemein. „Das Wortlose“ sagt Klopstock „wandelt in einem guten Gedicht umher, wie in Homers Schlachten die nur von wenigen gesehenen Götter.“

Ueber die Melodie der Griechen haben wir nur dunkle und unvollständige Nachrichten, aber was sie im Rhythmus leisteten, können wir schon an dem einzigen Beispiele zweyer Versarten erkennen: den Alcäischen, und den Sapphischen. Jene ist eine musterhafte Darstellung

des männlichen, diese des weiblichen Ideals. Der Deutsche — der es aber bedarf von Zeit zu Zeit an seine Schätze erinnert zu werden — braucht solche Muster so weit nicht zu suchen. Nur zwei Beispiele von eben dem Dichter, der den Werth des Rhythmus so gut erkannte:

Komm! ich bebe vor Luft! Reich mir den Adler  
 Und das triefende Schwerdt! komm, athme und ruhe  
 Hier in meiner Umarmung  
 Aus von der donnernden Schlacht. —

Und dieser Heldinn gegenüber das ängstliche Mädchen:

Aber in dunkler Nacht erksteigst du Felsen,  
 Schwebst in täuschender dunkler Nacht auf Wassern;  
 Theilt' ich nur mit dir die Gefahr zu sterben;  
 Würd' ich Glückliche weinen?

Was durch die Melodie unmittelbar dargestellt wird, ist der Zustand, das Vorübergehende im Gegensatz des Beharrlichen, der Grad des Lebens in dem einzelnen Momente. Die Bewegung innerhalb der Tonleiter besteht in einem unaufhörlichen Schwanken zwischen Realität und Beschränkung. Im Verhältnis der einzelnen Töne zum Haupttone, auf welchem die Einheit der Melodie beruht, erscheint das Streben nach einem Ziele, bald Annäherung bald Entfernung, und endlich Ruhe, wenn es erreicht ist. Neben diesen Veränderungen kann es aber auch in der Melodie etwas Beharrliches geben, gewisse Gränzen nemlich in dem Umfange der melodischen Bewegung, ein gewisses Ebenmaaß in der Art der Fortschreitung. Und in diesem Beharrli-

then erkennen wir eine bestimmte Kraft oder Zartheit des Charakters. Daher vielleicht die scheinbare Aengstlichkeit der Kunst-Polizen bey den Griechen in Ansehung dieser Merkmale des Charakters. Daher der Tensor, Eifer des Spartaners, der auf der Cither des Timotheus nicht mehr als sieben Saiten duldete.

Ob sich die Musik der Griechen bloß auf Rhythmus und Melodie einschränkte, oder ob sie auch das kannten, was wir Harmonie nennen, ist in der Geschichte der Tonkunst noch eine Streitfrage. Es hat neuere Theoretiker gegeben, die wegen dieses Umstandes an dem Werthe der Harmonie überhaupt noch gezweifelt haben. Diese zu widerlegen ist hier der Ort nicht; aber es bedarf nur eines flüchtigen Blicks, um sich von der Wichtigkeit der Harmonie wenigstens für die Charakterdarstellung zu überzeugen. Durch eine Verbindung zugleich tönender Stimmen wird es möglich die Melodie und den Rhythmus unter diese Stimmen zu vertheilen. Leidenschaft und Charakter können beydes abgesondert durch verschiedene Bewegungen lebendiger und bestimmter versinnlicht werden, ohne daß das Gleichgewicht zwischen beyden aufgehoben wird, was zur vollkommensten Wirkung des Ganzen erforderlich ist. Jeder Gedanke, jede Empfindung, die durch den Zustand erweckt wird, und gleichsam als ein einzelnes lebendes Wesen sich durch die Töne einer Menschenstimme, oder eines nachahmenden Werkzeugs verkündigt, bereichert das Ideal der Phantasie, und erhöht die Vorstellung von der Kraft, die in einem solchen Kampfe nicht unterliegt. In diesem Umfange und Grade giebt es vielleicht keine andre Darstellung in der Musik für das Erhabene des Charakters.

## VII

### K u n s t s c h u l e n .

**W**er gute Kunstschulen errichten will, der erhebe sich zu den ewigen und allgemeinen Gesetzen, nach welchen der Schöpfer das menschliche Herz so wohlthätig gebildet hat. Gefallen: ist Endzweck, Mittel und Antrieb in Bildung aller Kunstwerke. Geist, Hand und Willen des Kunstschülers müssen auf solche Weise gebildet werden, daß er seinen künftigen Werken das Recht verschaffe, allenthalben und allzeit zu gefallen. Gute Kunstschulen bilden solche Künstler, die ihren Arbeiten das Gepräge der Vollkommenheit aufzudrücken wissen, und die darin allen denjenigen Menschen gefallen, die nicht durch Vorurtheil, Leidenschaft, oder Krankheit der Sinne geblendet sind.

Der ächte Kunstschüler überzeuge sich, daß sein Kunstwerk nur alsdann allgemein und immer gefallen wird, wenn er in demselben den harmonischen Dreiklang des sinnlich Schönen, des geistig Angenehmen und des sittlich Rührenden zu vereinigen weiß.

Das sinnlich Schöne besteht in der Reinheit, dem Ebenmaße, der Mannigfaltigkeit und Vollendung.

Geistig angenehm ist dasjenige, was wahrhaft, bestimmt, einfach im Ganzen und zusammenhängend in seinen Theilen ist.

Sittlich rührend sind: das Wohlthätige, Gemeinnützige, Menschenveredelnde, Nützlichausführende.

Der Künstler bestrebe sich, alles dieses, so viel möglich, in jedem seiner Kunstwerke zu vereinigen und hiezu werde er in guten Kunstschulen gebildet.

Er bestrebe sich alles zu vermeiden, was mit Recht mißfallen könnte.

Mißfallen wird erregt durch eckelhafte Verstimmung des Sinnlichhäßlichen, Geistigwidrigen, Unsittlichabscheulichen.

Das Sinnlichhäßliche bestehet in dem Schmutzigen, Krüpelhaften, Platten und Gestümperten.

Das Geistigwidrige bestehet in dem Lügenhaften, Schwankenden, Verworrenen, Unordentlichen.

Unsittlich abscheulich sind: das Schadenfrohe, Menschenfeindliche, Tückischverführende, Boshaftzerstörende.

Das alles vermeide der Künstler in Ausübung seiner Kunst, und vor jeder dieser Klippen warne die gute Kunstschule.

Diese Grundsätze sind auf alle Künste anwendbar, müssen allen Kunstschulen zur Richtschnur dienen.

Der Kunstschüler, der sich nicht gewöhnt, mit geübter, leichter und sicherer Hand das Sinnlichschöne zu bilden, wird kein ächter Künstler werden. Er wird mehr sudeln als mahlen; als Tonkünstler ungeübt in der vollkommen reinen Tonleiter wird er nicht rein singen; als Redner wird er unkorrekt, rauh und ohne Rhythmus keinem Zuhörer gefallen; als Dichter werden seine lebhaftesten Darstellungen durch Fehler gegen Prosodie und Wohlklang vieles verlieren.

Wenn jedoch der Kunstschüler erlernt hat, das Sinnlichschöne mit Fertigkeit zu bilden, aber in seine Kunstwerke keinen eignen Geist zu legen weiß: dann wird er kein grosser Künstler werden. Als Mahler wird er gut kopiren, als Tonkünstler gut exekutiren, als Schriftsteller gut übersetzen; allein das Hohe der Kunst, das Erfinden und Komponiren wird für ihn unerreichbar seyn.

Wenn die Kunstschüler nicht von der Würde der Kunst überzeugt werden; wenn sie sich bestimmt glauben, dem schwelgenden Laster für bedungenen Miethlohn zu fröhnen; dann werden sie die Kunst meistens entweihen; werden dazu mitwirken, daß das Sittenverderbniß des Zeitalters vermehret werde; in schändlichen Gemälden, lusternen Gedichten, reizenden Darstellungen werden sie das Laster durch die Zauberkrast der Kunst verschönern, und werden in manchem unschuldigen Gemüthe den Keim der Verführung entwickeln. Ihre Kunstwerke werden keinen allgemeinen Beifall einerndten; Verachtung und Tadel der Rechtschaffnen erwartet sie.

Der Kunstschüler lernet das Sinnlichschöne bilden,



Indem er sich bestrebt, alle seine Werke mit vollkommener Reinheit zu verfertigen; indem der Bildner in jedem Pinselstrich, in jeder Farbmischung oder in jedem Meißelhiebe alles unterläßt, was nicht nothwendig dazu gehört; alles hineinlegt, was nöthig ist. Die Reinheit des Tonkünstlers bestehet in der Gleichheit seiner Töne mit den Lauten des richtig eingetheilten Monochords, oder auch des wohlgestimmten Klaviers. Die Reinheit des Schriftstellers bestehet in der genauen Beobachtung des Syntaxes.

Das Ebenmaß bestehet für den bildenden Künstler in der richtigen Zeichnung, in dem Verhältnisse der Umrisse und Flächen aller sinnlichen Gegenstände, die er darstellt. Es bestehet für den Tonkünstler in den Verhältnissen der Tonleiter und Akkorde. Es bestehet für den Schriftsteller in Rhythmus und Prosodie. Die Schönheit des Ebenmaßes liegt in den leicht zu fassenden Verhältnissen der Zahlen: Eins, Zwey und Drey. Die bildende Natur, die bildenden Künste, die Baukunst, die Tonkunst in ihren Vorschriften der Harmonie, und die Prosodie des Dichters, sind und bleiben diesem ungezweifelt richtigen Grundsätze getreu.

Das Mannichfaltige bestehet für den bildenden Künstler in sanften Beugungen excentrischer wellenförmiger Linien des Umrisses, in zarten Wölbungen der Flächen, in gebrochenen Mitteltinten des Malers. Es bestehet für den Tonkünstler in dem schicklich abwechselnden Gebrauche der Halböne und Dissonanzen. Für den Schriftsteller bestehet es in Abwechslungen des Rhythmus und in mannichfaltigen Verhältnissen der Prosodie.

Der Kunstschüler bestrebe sich alle und jede Theile seines Werkes so genau, so vollkommen auszuführen, als möglich ist. So gewöhnt er sich an Vollendung. Kein Kunstwerk ist wahrhaft und ohne Tadel schön, das nicht vollendet ist. Ein Kunstwerk ist ein Ganzes. Die kleinste Nachlässigkeit in der Ausführung der Theile schadet seiner Vollkommenheit.

Die gute Kunstschule überzeugt den Kunstschüler sehr bald, daß das Sinnlichschöne des Kunstwerkes nur nach und nach und mit unendlichem Fleiße erzeugt werden kann: dann es besteht aus unzählig vielen Elementartheilen, deren jeder mit Reinheit im Ebenmaße und mannigfaltig vollendet werden muß. Aber dann auch! welche sichere kraftvolle Wirkung? So schnell, als der electrische Feuerfunken erregt wird; eben so schnell wirkt das Sinnlichschöne auf Herz und Geist. Wer erblickt das Gemälde eines Fugers, wer hört die Stimme der Mara, wer liest eine Stanze aus Oberon, der nicht Freude und Wohlgefallen augenblicklich empfindet?

Der Kunstschüler hat alsdann die so nöthige Fertigkeit erreicht, wenn seine Hand, als bildender Künstler, wenn seine Kehle, als Sänger, wenn sein leisprüfendes Gehör, als Schriftsteller mit Leichtigkeit und Gewisheit jedes Elementartheilchen der sinnlichschönen Darstellung zweckmäßig wählt und bildet.

Erwerbung und Erhaltung dieser Fertigkeit durch beständiges Ueben sind für jeden Künstler das Geschäft seines ganzen Lebens. Diese Fertigkeit erlischt, wenn sie nicht unaufhörlich geübt wird. Sie wird in guten Kunstschulen

am leichtesten in der ersten Jugend erlernt, weil in diesem zarten Alter die Form der Elementartheilchen sich am geschwindesten dem empfänglichen Gedächtnisse einprägt, und weil in der Jugend die Hand und jedes sinnliche Werkzeug gelenk und biegsam ist.

Die Grundsätze desjenigen, was geistig angenehm ist, sind Vorschriften die der Kunstschüler befolgen lernen muß, wenn er in seinem Werke dem denkenden Verstande des Kunstliebhabers gefallen will. Jeder denkende Verstand beschäftigt sich alsdann auf eine angenehme Weise mit einem Kunstwerk, wenn er alle und jede Verhältnisse des Dargestellten darin deutlich und richtig wahrnimmt.

Das Gesetz der Wahrheit ist in einem Kunstwerke befolgt, sobald es den Gegenstand gerade so darstellt, wie sein Urbild in der Natur selbst, unter den möglichst zweckmäßigen Umständen erscheinen würde, wenn es zu gegen wäre. So malte Titian. So traf Vergolese die Tonfolge der leidenden Empfindung in seinem Stabat, so sind die Modulationen in seiner *serva padrona* der Ausdruck der muntersten Laune, und so schildern Geyner und Thomson die schöne Natur.

Das Bestimmte wird erzielt, wenn der Künstler jedem Theile seines Werkes den wahren Charakter gibt, wenn er diejenigen Züge wählt, welche seinen Gegenstand auf die deutlichste Weise von jedem andern unterscheiden. So malte Raphael, so schrieben Gluck und Benda, so richtig und genau bezeichnete Shakespear die verschiedensten Zeiten und Gegenden.

Ein Kunstwerk ist einfach, wenn es einen Hauptgegenstand in einer nämlichen Zeit, im nämlichen Orte vorstellt, wenn es den Kunstliebhaber nicht durch Verschiedenheit der Gegenstände zerstreuet, ihn nicht in dem Vergnügen stört, alle Verhältnisse des Gegenstandes anhaltend und vollständig von allen Seiten zu bemerken. So liegt z. B. Einheit in Buonarolas jüngstem Ge-richt; in dem gebundenen Musikstyl eines Palestrina, Händel, Bach, die jedesmal nur ein Thema unter allen Akkorden ausführen. Dichter und Redner beobachten Einheit in ihren Meisterstücken, und ohne Einheit besteht kein ächtes Kunstwerk.

Die Theile des Kunstwerks müssen unter sich verbunden seyn, sonst sind sie kein zusammenhängendes Ganze, und der Kunstfreund vermist alsdann mit Unwillen das vereinigende Verhältniß, das zwischen den Theilen eines jeden Kunstwerks bestehen muß. Die Gemälde des Poussin sind hierin musterhaft und in allen ächten Meisterwerken der Tonkünstler, Redner und Dichter ist dieser Grundsatz beobachtet. Verbunden sind in jedem Kunstwerke diejenigen Theile des Ganzen, die auf den nämlichen Endzweck ohne leeren Zwischenraum und ohne leere Zwischenzeit zusammenwirken. Die Kunstschule überzeuge jeden Zögling von der Gewißheit dieser Grundsätze, und er bemerke deren Anwendung in jedem Kunstwerke, das ihm als Muster vorgelegt wird.

Jedes Bestreben muß einen guten Endzweck haben, in dessen Erzielung der Mensch sich und andern nützlich wird. Dieß ist allgemeine Pflicht, und eine zweckmäßige Kunstschule muß von diesem Geiste besetzt seyn.

Wohlthätig sind die Werke schöner Künste auch dann an sich selbst, wenn sie gleichsam spielend und auf unschuldige Weise das Gemüth ergötzen. Ein Blumenstück von Huisum, eine Symphonie von Plepel, ein anmuthvolles Liedchen von Matthison erheitern die Seele des Kunstliebenden, der nachher zu seinen ernstlichen Pflichten mit erneuerter Kraft zurückkehrt.

Gemeinnützig werden die bildenden Künste, wenn sie das Andenken verdienter Männer in öffentlichen Denkmälern verewigen; gemeinnützig sind Dichtkunst und Tonkunst, wenn beide vereinigt in erhabnen Hymnen die Seele zu der innigsten Gottesverehrung erheben. Gemeinnützig ist die Redekunst, die in dem Lehramte das Herz der Zuhörer den Vorschriften der Tugend öfnet, die vor dem Richterstuhle den Unschuldigen vertheidigt und rettet.

Beredelnd sind die schönen Künste, wenn sie den Menschen der rohen Sinnlichkeit, und der Härte des kalten Eigensinns entziehen; wenn sie zugleich der Tugend die reizende Sonne sinnlicher Schönheit geben, und der sinnlichen Schönheit die himmlischsanfte Würde der Unschuld verschaffen.

Nützlichausführend sind die schönen Künste, wenn ihre begeisternden Musen das Wort zur rechten Zeit sprechen; wenn sie sich bestreben, dem gegenwärtigen sittlichen Bedürfniß des Zeitalters zu begegnen; wenn in Zeiten der Verderbniß, der Erschlaffung und des verführenden Lasters ihre Stimme die Kraft und Würde der Tugend erhebt, und in Zeiten roher grausamer Härte die Gemüther zu mildern sucht.

Der rechtschaffene Lehrer in einer jeden Kunstschule schildre bey jeder Gelegenheit seinen Schülern den hohen Werth und die Würde der Kunst. Ein erhabnes Bewußtseyn, daß sie sich und andern in gegenwärtigen und künftigen Zeiten nützlich werden, entflamme ihre Herzen! Dieser hohe Sinn wird ihren anhaltenden Fleiß beleben, und ein reiner edler Geist wird künftig in ihren Kunstwerken athmen. Mit einem Worte: der Lehrer präge dem Kunstschüler ein: daß nur alsdann sein Kunstwerk allgemein, und in allen Zeiten mit Recht gefallen werde, wenn der Gegenstand durch Tugendliebe bestimmt wird; wenn die prüfende Vernunft die Mittel wählt, und die kunstfertige geschickte Hand diese Mittel auf die schönste Weise anwendet und ausführt. Die menschliche Seele trägt das Gepräg ihres göttlichen Ursprungs. So bald sie nicht durch Leidenschaft oder Vorurtheil verwirrt, nicht durch Krankheit des Körpers in Aeußerung ihres reinen innern Triebes gehemmt ist; so strebt sie nach dem Unendlichen. Dasjenige gefällt ihr alsdann am besten, was in ihr in der möglichst kürzesten Zeit und in der möglichst größten Ausdehnung das meiste Gefühl erregt, die richtigste Kenntniß veranlaßt, für sie der Gegenstand der nützlichsten Wirksamkeit wird, und sie der denkbaren unendlichen Vollkommenheit in ihren beschränkten Verhältnissen am nächsten bringt. Alle Gesetze des Gefallens fließen aus dieser Wesenheit der Seele. Diese Gesetze sind ewig und allgemein, und ihr Innbegriff ist, wie bereits gesagt worden, die wahre Richtschnur guter Kunstschulen.

Die Lehrart ist alsdann zweckmäßig: wenn die Liebe der Kunst in den Schülern erregt und erhalten wird. Betrachtungen über den Werth der Kunst, und der An-

**Blick** fürtrefflicher schöner Kunstwerke tragen wesentlich dazu bey. Das Fortschreiten des Schülers werde durch verdienten und gemäßigten Beifall ermuntert, und nie werde seine Geisteskraft durch übermäßiges Arbeiten ermüdet. Wenn der Schüler aus eignem Antrieb fleißig ist: dann liebt er die Kunst, dieses Kennzeichen ist untrüglich.

Der Kunstschüler werde so geleitet, daß er jedesmal das Kunstwerk, das er nachbildet, im Ganzen und in seinen kleinsten Theilen sorgfältig betrachte. Durch eignes Nachdenken und Hülfe des Lehrers erkenne er Zweck, Mittel und Werth der Ausführung. Wenn er nichts bemerkt als das Sinnlichschöne des Kunstwerkes, wenn er sich nicht zu dessen geistigen und sittlichen Werth im Ganzen erhebt: dann kann er wohl ein mechanisch geschickter Künstler werden: allein der hohe wahre Sinn der Kunst wird für ihn immer verschlossen bleiben.

In der Ausführung werde kein Fehler, auch nicht der geringste nachgesehen. Besser zehnmal das nämliche wiederholt, bis die Vollkommenheit erreicht ist. Die Fertigkeit ist die Frucht wiederholter Uebung. Die Hand und jedes Organ verwöhnt sich sehr bald, und bildet alsdann unwillkürlich das Fehlerhafte: sobald sie sich nicht unermüdet bestrebt, das Vollkommene zu erzielen. Die Nachgiebigkeit des Lehrers gegen unvollkommenes Ausführen der Schüler ist Hauptursache, daß in den Kunstschulen so manche schlechte Künstler entstehen.

Diese Betrachtungen sind anwendbar auf alle Künste. Nicht allein bildende Künste, nicht allein Tonkunst, Rede-

Kunst, Dichtkunst; auch die wichtige Kunst des Baumeisters, die schätzbare Kunst des Schauspielers, die angenehme Kunst des dramatischen Tänzers, die Noverre geschaffen hat, kurz alle schönen Künste, die bereits erfunden sind, oder künftig erfunden werden, müssen den harmonischen Dreiklang des sittlich Nützlichen, des geistig Angenehmen und des sinnlich Schönen in sich vereinigen, sonst verdienen sie nicht den Namen einer schönen Kunst.

In Kunstschulen lernt der Schüler die Kunst, dem innern Guten und Wahren die Aussen Seite des Schönen zu geben. Dieser Endzweck ist dem Geist der ganzen Schöpfung gemäß. So glänzen Sonne und Sterne; der Weltkörper, den wir bewohnen; Pflanzen und Thiere sind in ihren innern Bestandtheilen, und ihrem Eingeweide nach zweckmäßigen Gesetzen des Guten und Wahren eingerichtet; und ihre Aussen Seite ist mit Blumen, Blättern, Farben und allen Reizen der Schönheit und Anmuth ausgeschmückt.

Es ist Bestimmung des einzelnen Menschen, daß er sich selbst veredle, in sich selbst alle Keime des Guten, Wahren, und Schönen entwickle; und es ist Pflicht des Staates, daß er alles befördere, was zu dieser großen Absicht mitwirken kann. Der Endzweck der Staatsverbindung ist die Glückseligkeit seiner Mitglieder. Der Mensch ist nur alsdann glücklich, wenn er mit sich selbst einig ist, wenn seine Vernunft dem verirrten Herzen keine Vorwürfe macht, wenn das Herz den kalten und ernstlichen Vorschriften der Vernunft nicht heftig widerstrebt. Die schönen Künste vereinigen Kopf und Herz, sie entziehen den Menschen der thierischen Rohheit der Sinne,



und der Trockenheit eines unbegrenzt abstrakten Denkens, indem sie das Schöne mit dem Wahren und Guten vereinigen. Leicht und unbemerkt entstehen in ruhigen Augenblicken des Lebens Begriffe und Grundsätze in dem Gemüthe des Menschen; und diese sind meistens nachher seine Richtschnur, wenn er in dringenden Fällen sich entschließen und handeln muß. Aechte Kunstwerke erregen die Liebe der Tugend, indem sie das Wahre, und das sittlich Rührende mit dem sinnlich Schönen verbinden. Wie mancher Keim des Heldenfinns wurde durch die Lesung des Homers entwickelt! Wie manche Lebensweisheit wurde durch Horaz gebildet! Wie manche Flamme der reinsten Andacht wurde durch erhabne Bilder des Psalmisten erregt! Wie manches rauhe Gemüth wurde durch sanfte Modulationen der Tonkunst gemildert!

Ganz ungegründet ist es, daß die schönen Künste die Seele erschaffen. Alexander, Cäsar und Friedrich waren warme Freunde der schönen Künste, und die gebildeten Römer und Griechen siegten über rohe Barbaren.

Durch gute Kunstschulen können die schönen Künste im Staate verbreitet und erhalten werden. Freilich werden große Kunstgenies — ein Homer, ein Shakespear — von der Natur selbst erschaffen. Allein zu den meisten Kunstwerken des nachbildenden Zeichners und Kupferstechers, des Baumeisters, des Tonkünstlers, des Schauspielers werden wenige schöpferische Geister, und viele geschickte, geübte Künstler erfordert; und diese werden am besten in guten Kunstschulen gebildet.

Oft blühen die Künste auf ohne Beförderung, und

ohne daß sie durch angelegte Kunstschulen erhalten werden; alsdann sind sie meistens ein schöner aber vergänglichlicher Uebergang einer Nation von der Rohheit zu einer künftigen Erschlaffung; und sehr bald werden dann die Künste durch Mißbrauch und Sittenverderbniß entweiht werden! Wahr ist, daß Kunst und Schönheit nicht alles in allem sind; daß Tugend an und für sich Verehrung verdient; daß Weisheit in sich selbst unendlichen Werth hat; daß Schönheit ohne Weisheit und Tugend gefährlich ist. Aber wahr ist es auch, daß Vollkommenheit nur alsdann entsteht, wenn Tugend, Wahrheit und Schönheit in Werken der Natur und der Kunst vereinigt sind.

Gute Regenten, Väter des Vaterlandes, wollt ihr in euern Staaten Wahrheit, Schönheit und Tugend vereinigen? Wollt ihr auf eine dauerhafte Weise die schönen Künste, diese Blüthe der Menschheit, erhalten: so errichtet gute Kunstschulen! \*

Aus einem Schreiben des Herrn Coadjutor von Dalberg an den Herausgeber.

Ich danke Ihnen, daß Sie meinem Aufsatz über Kunstschulen einen Platz in Ihren Horen vergönnten. Die drey Stücke dieser Monatschrift, welche bisher erschienen sind, entsprechen der hohen Erwartung Ihrer Leser. Um so mehr bedaure ich, daß der gegenwärtige Drang meiner Berufsgeschäfte mich hindert an dieser Unternehmung in Zukunft Antheil zu nehmen. Ich bin u. s. f.  
Erfurt den 12 April 1795.

## VIII

## Weihe der Schönheit.

Die Schönheit ist des Guten Hülle;  
 Der Schönheit wollen wir uns freun,  
 Und bei der schönen Gaben Fülle  
 Nicht Menschen nur, auch menschlich sein.  
 Du, Blume, sollst uns fränzen;  
 Du, edler Wein, uns glänzen!  
 Schenk' ein, o Mädchen! Schall', o Chor!  
 Das schöne Mädchen singt uns vor!

Chor. Du, Blume ꝛ.

Ich schenk' in hellgeschliffne Becher  
 Euch gern den edlen Feiertrank;  
 Als weise Trinker, nicht als Zecher,  
 Genießt ihr menschlich mit Gesang.  
 Die Seele schweb' erhaben  
 Zum Geber aller Gaben,  
 Der uns dies schöne Paradies  
 Mit Menschensinn bewohnen hieß!

Chor. Die Seele ꝛ.

In tausendfacher Schönheit pranget  
 Nicht Blume nur, auch Blütenbaum,  
 Auch Frucht und Traube; daß verlangt  
 Der Geist, und nicht allein der Baum.  
 Es blühe nicht vergebens  
 Die Blum' auch unsers Lebens!  
 Des Blattes schöne Raupe krecht,  
 Entschläft, wird schöner Spinn, und steigt!

Chor. Es blühe :c.

Wo ist er, der uns Menschen wieder  
 Als Waldgeschlecht nur weiden heißt,  
 Ohr' einmal aufzuschauen, wer nieder  
 Vom schönen Baum die Eichel geußt?  
 Sein Herz erfreute nimmer  
 Der Blume Duft und Schimmer;  
 Sein Ohr, zu fühllos für Gesang,  
 Vernahm nur Golds und Schellenklang!

Chor. Sein Herz :c.

Die Harmonie gemessner Rede  
 Rief Waldgeschlecht, zu baun das Feld;  
 Die Harmonie entschied die Fehde  
 Dem Volk, in Dorf und Stadt gefellt.  
 Durch Lieder lehrte Erfahrung,  
 Und Gottes Offenbarung;  
 In Liedern trug der fromme Chor  
 Der Erstlingsopfer Dank empor.

Chor. Durch Lieder :c.

Der Menschenrede Keiz und Klarheit  
 Erhob des Denkers kühnern Flug:  
 Von Wahrheit flog er auf zu Wahrheit,  
 Und sah herab auf Wahn und Trug.  
 Doch niemals lockt' er Hörer,  
 Der hohen Weisheit Lehrer;  
 Ward nicht in schöner Rede Bild  
 Ihr Götterstral sanft eingehüllt.

Ehor. Doch niemals u.

Der Weise lehrt das Herz der Menge  
 Sich edler Menschlichkeit erfreun;  
 Ihm wards, durch Red' und durch Gesänge  
 Ein Volkverschönerer zu sein.  
 Wenn gleich, durch Zwang gelähmet,  
 Sein armes Volk sich grämet;  
 Durch ihn an Geist und Sinn geklärt,  
 Erhebt sich einst, der Freiheit werth.

Ehor. Wenn gleich u.

Nicht fröhnet, niedres Geizes Diener,  
 Der freie Geist, nur Brot zu baun;  
 Geweiht der Schönheit, strebt er kühner  
 Aus unsrer Sklavenzeiten Graun.  
 Ihm tanzt der Musen Reiben  
 Mit Grazien im Freien;  
 Und hoch entzückt, ein Grieche schon,  
 Bemerkt er weder Dank noch Hohn.

Ehor. Ihm tanzt u.

## IX

## S ä n g e r l o h n .

## Einer.

**E**in neues Lied, ihr wackern Brüder,  
 Erschall am Becher froh umher!  
 Zu altem Weine neue Lieder  
 Beehrte Pindar und Homer!  
 Ein altes Lied, zu oft gesungen,  
 Entfliegt gedankenlos den Zungen;  
 Und Geist und Seele bleiben leer!

## Alle.

Das waren Griechen!  
 Wir Deutschen siechen  
 Am Neid, am Neid!  
 Gehaft wird neue Trefflichkeit!

## Einer.

Von Künstlern nur ward Kunst gerichtet:  
 Ob wahr in Farbe, Stein, Metall  
 Gebildet sei, ob wahr gedichtet  
 In Wort, Gesang, und Tanz, und Schall.  
 Ich lerne nicht von euch, Athener;  
 Ihr lernt von mir! so strafte jener;  
 Und Beifall klatscht' ihm überall.

## Alle.

Das waren Griechen!  
 Wir Deutschen siechen  
 Am Neid, am Neid!  
 Hier meistert jeder lang und breit!

## Einer.

Zum Götterfest, zur Siegesfeier,  
 Zum Mahle ward Gesang gefeiert.  
 Der frohe Weise sang zur Leier,  
 Zur Leier sang der frohe Held!  
 Gesang war Spiel und Rath der Jugend  
 Gesang erweckte Männertugend  
 In Land und Meer, in Haus und Feld.

## Alle.

Das waren Griechen!  
 Wir Deutschen siechen  
 Am Neid, am Neid!  
 Uns heißt Gesang Verderb der Zeit!

## Einer.

Der Geist, durch Eintracht edler Künste,  
 Ward nicht gelehrt nur, auch ergezt.  
 Was edler schuf, nicht was Gewinste  
 Des Leibes brachte, ward geschätzt.  
 Des weisen Sängers holden Tönen,  
 Zum Dank des Guten und des Schönen,  
 War Ehr' und hoher Lohn gesetzt.

## Alle.

Das waren Griechen!  
 Wir Deutschen flehen  
 Am Neid, am Neid!  
 Nur Klang des Selbes nützt und freut!

## Einer.

Der weise Sänger kam erfreulich  
 Des Hauses Vätern und des Lands;  
 Vor Göttern selber saß er heilig  
 Auf hellem Stuhl, im Lorbeerkranz.  
 Der Himmel Stolz, des Volkes Ehre,  
 Gewand er Tempel und Altäre,  
 Verberlicht zum Heroenglanz.

## Alle.

Das waren Griechen!  
 Wir Deutschen flehen  
 Am Neid, am Neid!  
 Kaum loben wir noch Grabgeläut.



# Die Horen

Jahrgang 1795

Sechstes Stück.

Tübingen

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

1795



## Inhalt des sechsten Stück's.

I Elegien.	Seite 1
II Die schmelzende Schönheit. Fortsetzung der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.	45



# Die Horen.

Erster Jahrgang. Sechstes Stück.

## I

### Elegien.

Nos venerem tutam concessaque furta canemus,  
Inque meo nullum carmine crimen erit.

### Erste Elegie.

Saget Steine mir an, o! spricht, ihr hohen  
Palläste.

Straßen redet ein Wort! Genius regst du  
dich nicht?

Ja es ist alles beseelt in deinen heiligen  
Mauern

Ewige Roma, nur mir schweiget noch alles  
so still.

O! wer flüstert mir zu, an welchem Fenster  
erblick ich

Einst das holde Geschöpf, das mich versengt  
und erquickt?

Abnd' ich die Wege noch nicht, durch die ich  
immer und immer,

Zu ihr und von ihr zu gehn, opfre die  
köstliche Zeit.

Noch betracht' ich Palläst und Kirchen, Ruinen  
und Säulen,  
Wie ein bedächtiger Mann sich auf der  
Reise beträgt.  
Doch bald ist es vorbei, dann wird ein ein-  
ziger Tempel,  
Amors Tempel nur seyn, der den Gemein-  
ten empfängt.  
Eine Welt zwar bist du, o Rom, doch ohne  
die Liebe  
Wäre die Welt nicht die Welt, wäre denn  
Rom auch nicht Rom.

## Z w e n t e E l e g i e.

Ehret wen ihr auch wollt! Nun bin ich endlich geborgen!

Schöne Damen und ihr Herren der feineren Welt;

Fraget nach Oheim und Vettern und alten Muthmen und Tanten;

Und dem gebundnen Gespräch folge das traurige Spiel.

Auch ihr übrigen fahret mir wohl in großen und kleinen

Zirkeln, die ihr mich oft nah der Verzweiflung gebracht,

Wiederhohlet politisch und zwecklos jegliche Meinung,

Die den Wandrer mit Wuth über Europa verfolgt.

So verfolgte das Liedchen Malbrough den reisenden Britten

Einst von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,

Weiter nach Napel hinunter und wär' er nach Smyrna geseegelt;

Malbrough! empfing ihn auch dort, Malbrough im Hafen das Lied.

Und so must' ich bis jetzt, auf allen Tritten und Schritten,

Schelten hören das Volk, schelten der Könige Rath.

Nun entdeckt ihr mich nicht so bald in mei-  
 nem Asyl,  
 Das mir Amor der Fürst königlich schützend  
 verlieh.  
 Hier bedeckt er mich mit seinem Fittig. Die  
 Liebste  
 Fürchtet, römisch gesinnt, wüthende Gallier  
 nicht,  
 Sie erkundigt sich nie nach neuer Nahrung, sie  
 spähet  
 Sorglich den Wünschen des Mannes, dem  
 sie sich eignete, nach,  
 Sie erfreut sich an ihm, dem freyen rüstigen  
 Fremden,  
 Der von Bergen und Schnee, hölzernen  
 Häusern erzählt,  
 Theilt die Flammen, die sie in seinem Busen  
 entzündet,  
 Freut sich, daß er das Gold nicht wie der  
 Römer bedenkt.  
 Besser ist ihr Tisch nun bestellt, es fehlet an  
 Kleidern,  
 Fehlet am Wagen ihr nicht, der nach der  
 Oper sie bringt.  
 Mutter und Tochter erfreuen sich ihres nordischen  
 Gastes  
 Und der Barbare beherrscht römischen Bu-  
 sen und Leib.



## Dritte Elegie.

Laß dich, Geliebte, nicht reuen, daß du so  
schnell dich ergeben,

Glaub' es, ich denke nicht frech, denke  
nicht niedrig von dir.

Vielfach wirken die Pfeile des Amors, denn  
einige rizen

Und vom schleichenden Gift kranket auf Jahre  
das Herz;

Aber mächtig besiedert, mit frisch geschliffner  
Schärfe,

Dringen die andern ins Mark, zünden auf  
einmal uns an.

In der heroischen Zeit, da Götter und Göt-  
tinnen liebten,

Folgte Begierde dem Blick, folgte Genug  
der Begier:

Glaubst du, es habe sich lange die Göttinn  
der Liebe besonnen,

Als im Troischen Havn einst ihr Anchises  
gefiel?

Hätte Luna gesäumt den schönen Schläfer zu  
küssen;

O so hätt' ihn geschwind neidend Aurora  
geweckt.

Hero erblickte Leandern beim lauten Fest und  
behende

Stürzte der Liebende sich heiß in die nächt-  
liche Fluth.

Rhea Sylvia wandelt, die fürstliche Jungfrau,  
der Nyber

Wasser zu schöpfen hinab, und sie ergreift  
der Gott.

So erzeugte sich Mars zwei Söhne! — die  
Zwillinge tränket

Eine Wölfinn, und Rom nennt sich die  
Fürstin der Welt.

## V i e r t e E l e g i e .

Fromm sind wir Liebende, still verehren wir  
alle Dämonen,

Wünschen uns jeglichen Gott, jegliche Göt-  
tinn geneigt.

Und so gleichen wir euch, o römische Sieger!  
den Göttern

Aller Völker der Welt bietet ihr Wohnun-  
gen an.

Habe sie schwarz und streng aus altem Granit  
der Egypter,

Oder ein Grieche sie weiß reizend aus Mar-  
mor geformt.

Doch verdrießet es nicht die Ewigen, wenn wir  
besonders

Weihrauch köstlicher Art Einer der Göttlichen  
streu'n.

Ja wir bekennen euch gern, es bleiben unsre  
Gebete,

Unser täglicher Dienst Einer besonders ge-  
weiht.

Schalkhaft, munter und ernst begehen wir heim-  
liche Feste

Und das Schweigen geziemt allen Geweihten  
genau.

Eher lockten wir selbst an die Fersen, durch  
gräßliche Thaten,

Uns die Erinnen her, wagten es eher des  
Zeus

Hartes Gericht an rollenden Rädern und Felsen  
zu dulden,

Als dem reizenden Dienst unser Gemüth zu  
entzieh'n.

Diese Göttin, sie heißt Gelegenheit! lernet  
sie kennen,

Sie erscheint euch oft immer in anderer  
Gestalt.

Tochter des Proteus möchte sie seyn, mit Tho-  
tis gezeuget,

Deren verwandelte List manchen Heroen be-  
trog.

So betrügt nun die Tochter den Unerfahrenen,  
den Blöden,

Schlummernde necket sie stets, wachende schiebt  
sie vorbei;

Gern ergiebt sie sich nur dem raschen thätigen  
Manne,

Dieser findet sie zahm, spielend und zärtlich  
und hold.

Einst erschien sie auch mir, ein bräunliches Mäd-  
chen, die Haare

Fielen ihr dunkel und reich über die Stirne  
herab.

Kurze Locken ringelten sich ums zierliche Hälschen,

Ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf.

Und ich verkannte sie nicht, ergriff die Eilende,  
lieblich

Gab sie Umarmung und Kuß bald mir gelehrig zurück.

O wie war ich beglückt! — Doch stille, die  
Zeit ist vorüber,

Und umwunden bin ich römische Flechten  
von euch.

## F ü n f t e E l e g i e .

Froh empfind' ich mich nun auf klassischem Bo-  
den begeistert,

Lauter und reizender spricht Vorwelt und  
Mitwelt zu mir.

Ich befolge den Rath, durchblättere die Werke  
der Alten

Mit geschäftiger Hand täglich mit neuem  
Genuß.

Aber die Nächte hindurch hält Amor mich an-  
ders beschäftigt,

Werd ich auch halb nur gelehrt, bin ich  
doch doppelt vergnügt.

Und belehr ich mich nicht? wenn ich des lieb-  
lichen Busens

Formen spähe, die Hand leite die Hüften  
hinab.

Dann versteh ich erst recht den Marmor, ich  
denk' und vergleiche,

Sehe mit fühlendem Aug', fühle mit sehen-  
der Hand.

Raubt die Liebste denn gleich mir einige Stun-  
den des Tages;

Giebt sie Stunden der Nacht mir zur Ent-  
schädigung hin.

Wird doch nicht immer geküßt, es wird ver=  
nünftig gesprochen,

Ueberfällt sie der Schlaf, lieg ich und denke  
mir viel.

Oftmals hab' ich auch schon in ihren Armen  
gedichtet

Und des Hexameters Maas, leise, mit fin=  
gernder Hand,

Ihr auf den Rücken gezählt, sie athmet in  
lieblichem Schlummer

Und es durchglühet ihr Hauch mir bis ins  
tiefste die Brust.

Amor schüret indes die Lampe und denket der  
Zeiten,

Da er den nämlichen Dienst seinen Trium=  
virn gethan.

## S e c h s t e E l e g i e .

„Kannst du, o Grausamer, mich in solchen Worten betrüben?

Reden so bitter und hart liebende Männer  
ben euch?

Wenn das Volk mich verklagt, ich muß es  
dulden und bin ich

Etwa nicht schuldig? Doch ach! schuldig nur  
bin ich mit dir!

Diese Kleider, sie sind der neidischen Nachbarinn  
Zeugen;

Daß die Wittwe nicht mehr einsam den  
Gatten beweint.

Bist du unvorsichtig nicht oft bey Mondschein  
gekommen?

Grau, im dunkeln Sürtout, hinten geran-  
det das Haar?

Hast du dir scherzend nicht selbst die geistliche  
Maske gewählt?

Solls ein Prälate denn seyn! Gut, der  
Prälate bist du.

In dem geistlichen Rom, kaum scheint es glaub-  
lich, doch schwör ich

Nie hat ein Geistlicher sich meiner Umar-  
mung gefreut.



Arm war ich leider, und jung und wohlbe-  
 rannt den Verführern,  
 Falkonieri hat mir oft in die Augen ge-  
 gafft,  
 Und die Kuppler Albanis mich mit gewichtigen  
 Zetteln  
 Bald nach Ostia, bald nach den vier Brun-  
 nen gelockt.  
 Aber wer nicht kam, das war das Mädchen.  
 So hab ich  
 Rothstrumpf immer gehaßt und Violettrumpf  
 dazu,  
 Denn ihr seyd am Ende doch nur betrogen!  
 so sagte  
 Mir der Vater! wenn auch leichter die  
 Mutter es nahm.  
 Und so bin ich denn doch am Ende betrogen!  
 du zürnest  
 Nur zum Scheine mit mir, weil du zu  
 stiehn gedenkst.  
 Geh! ihr seyd der Frauen nicht werth! wir  
 tragen die Kinder  
 Unter dem Herzen, und so tragen die Treue  
 wir auch;  
 Aber ihr Männer ihr schüttet, mit eurer Kraft  
 und Begierde,  
 Auch die Liebe zugleich in den Umarmun-  
 gen aus!"

Also sprach die Geliebte und nahm den Klei-  
neu vom Stuhle,  
Drückt ihn küssend ans Herz, Thränen ent-  
quollen dem Blick.  
Und wie saß ich beschämt, daß Reden feindli-  
cher Menschen  
Dieses liebliche Bild mir zu bestechen ver-  
mocht.  
Dunkel brennt das Feuer nur augenblicklich und  
dampfet,  
Wenn das Wasser die Glut stürzend und  
gähling verhüllt.  
Aber sie reinigt sich schnell, verjagt die trüben-  
den Dämpfe,  
Neuer und mächtiger dringt leuchtend die  
Flamme hinauf.

## S i e b e n t e E l e g i e .

O wie fühl ich in Rom mich so froh! Ged  
 denf ich der Zeiten,  
 Da mich ein graulicher Tag hinten im  
 Norden umfing,  
 Trübe der Himmel und schwer auf meinen Schei-  
 tel sich neigte,  
 Farb' und gestaltlos die Welt um den Er-  
 matteten lag,  
 Und ich über mein Ich, des unbefriedigten  
 Geistes  
 Düstre Wege zu spähn, still in Betrachtung  
 versank.  
 Nun umleuchtet der Glanz des hellen Aethers  
 die Sterne,  
 Phöbus rufet, der Gott, Formen und Far-  
 ben hervor.  
 Sternenhelle glänzet die Nacht, sie klingt von  
 Gesängen  
 Und mir leuchtet der Mond heller als eh-  
 mals der Tag.  
 Welche Seligkeit ward mir Sterblichen! Traum'  
 ich? Empfänget  
 Dein ambrosisches Haus, Jupiter Vater,  
 den Gast?

Ach ! hier lieg' ich und strecke nach deinen  
 Knieen die Hände  
 Flehend aus. O ! vernimm Jupiter Kenius  
 mich !  
 Wie ich hereingekommen, ich kanns nicht sagen,  
 es faßte  
 Hebe den Wandrer und zog mich in die  
 Hallen heran.  
 Hast du ihr einen Heroen herauf zu führen  
 geboten ?  
 Irrte die Schöne ? Vergieb ! Laß mir des  
 Irrthums Gewinn !  
 Deine Tochter Fortuna sie auch ! die herrlichsten  
 Gaben  
 Theilet sie mädchenhaft aus , wie es die  
 Laune gebeut.  
 Bist du der wirthliche Gott ? O so verstoffe  
 den Gastfreund  
 Nicht von deinem Olymp wieder zur Erde  
 hinab.  
 „Dichter ! wo versteigst du dich hin ?“ — Ver-  
 gieb mir , der hohe  
 Capitolinische Berg ist dir ein zweyter  
 Olymp.  
 Dulde mich Jupiter hier und Hermes führe  
 mich später,  
 Cestius Denkmal vorbei , leise zum Orcus  
 binab.

## Achte Elegie.

Wenn du mir sagst du habest als Kind, Ge-  
liebte, den Menschen  
Nicht gefallen und dich habe die Mutter  
verschmäht,  
Bis du größer geworden und dich entwickelst,  
ich glaub' es  
Gerne denk' ich in dir mir ein besonderes  
Kind.  
So vermisset die Blüte des Weinstocks Farben  
und Bildung  
Wenn die Beere gereift Menschen und Göt-  
ter entzückt.

## N e u n t e E l e g i e .

Herbstlich leuchtet die Flamme vom ländlich ge-  
selligen Herde,

Knistert und glänzend wie rasch, fausend  
vom Keisig empor!

Diesen Abend erfreut sie mich mehr, denn es  
noch zur Kohle

Sich das Bündel verzehrt, unter die Asche  
sich neigt

Kommt mein liebliches Mädchen. Dann flammen  
Keisig und Scheite,

Und die erwärmte Nacht wird uns ein  
glänzendes Fest.

Morgen frühe geschäftig verläßt sie das Lager  
der Liebe,

Weckt aus der Asche behend Flammen aufs  
neue hervor.

Denn das gab ihr Amor vor vielen andern,  
die Freude

Wieder zu wecken, wenn sie still wie zu  
Asche versank.

## Zehnte Elegie.

Alexander und Cäsar und Heinrich und Friedrich  
die Großen

Gaben die Hälfte mir gern ihres erworbenen  
Ruhms,

Wenn ich ihnen dieß Lager auf eine Nacht  
nur vergönnte;

Aber die Armen, sie hält strenge des Drusus  
Gewalt.

Freue dich also Lebender der lieberwärmenden  
Stätte,

Ehe den stehenden Fuß schauerlich Lethe  
dir nekt.

## F i f f t e E l e g i e .

Ench, o Grazien! legt ein Dichter die wenis-  
gen Blätter

Auf den reinen Altar, Knospen der Rose  
dazu.

Und er thut es getrost. Dahin bestrebt sich  
der Künstler

Daß die Werkstatt um ihn immer ein Pan-  
theon sey.

Jupiter senket die göttliche Stirne und Juno  
erhebt sie,

Phöbus schreitet hervor, schüttelt das lockige  
Haupt,

Trocken schauet Minerva herab und Hermes der  
leichte

Wendet zur Seite den Blick, schalkhaft und  
zärtlich zugleich.

Aber nach Bacchus dem weichen, dem holden  
erhebet Enthere

Augen voll süßer Begier, selbst in dem Mar-  
mor noch feucht.

Sie gedenket seiner Umarmung und scheint zu  
fragen:

Sollte der herrliche Sohn uns an der Seite  
nicht stehn?



## Z w ö l f t e E l e g i e.

Hörst du, Liebchen! das muntre Geschren den  
Flamminischen Weg her?

Schnitter sind es, sie ziehn wieder nach  
Hause zurück,

Weit von hier. Sie haben dem Römer die  
Erndte vollendet,

Der für Ceres den Kranz selber zu flech-  
ten verschmäht.

Keine Feste sind [mehr der großen Göttinn ge-  
widmet

Die statt Eicheln zur Kost goldenen Weizen  
verlieh.

Laß uns beide das Fest im Stillen freudig  
begehen!

Ein versammeltes Volk, stellen zwey Lieben-  
de vor.

Hast du wohl jemals gehört von jener mysti-  
schen Feyer

Die von Eleusis hieher frühe dem Steger  
gefolgt?

Griechen stifteten sie, und immer riefen nur  
Griechen

Selbst in den Mauern von Rom: „kommt  
zur geheiligten Nacht!“

Und es floh der Profane, da bebte der war-  
 tende Neuling,  
 Den ein weißes Gewand Zeichen der Un-  
 schuld umgab.  
 Wunderlich irrte darauf der Eingeführte durch  
 Kreise  
 Seltner Gestalten, im Traum schien er zu  
 wallen, denn hier  
 Wandten sich Schlangen am Boden des Tempels,  
 verschlossene Kästchen,  
 Reich mit Aehren umkränzt, trugen hier  
 Mädchen vorbei,  
 Vielbedeutend gebärdeten sich die Priester und  
 summten,  
 Ungeduldig und bang harrete der Lehrling  
 auf Licht.  
 Erst nach vielen Proben, oft wiederkehrend, er-  
 fuhr er,  
 Was der geheiligte Kreis seltsam in Bil-  
 dern verbarg.  
 Und was war das Geheimniß? als daß Deme-  
 ter die große  
 Sich gefällig einmal auch einem Helden be-  
 quemt,  
 Als sie dem edlen Jason, dem rüstigen König  
 der Kreter,  
 Ihres unsterblichen Leibs holdes Verborgne  
 gegönnt.

Da war Kreta beglückt, das Hochzeitbette der  
Göttinn

Schwoll von Aehren und reich drückte den  
Acker die Saat.

Aber die übrige Welt verschmachtete, denn es  
versäumte

Ueber der Liebe Genuß Ceres den schönen  
Beruf.

Voll Erstaunen vernahm der Eingeweichte das  
Mädchen,

Winkte der Liebsten — verstehst du nun Ge-  
liebte den Wink?

Jene buschige Myrte beschattet ein heiliges  
Plätzchen;

Unsre Zufriedenheit bringt keine Gefärde der  
Welt.

## D r e n z e h n t e E l e g i e.

Amor bleibt ein Schalk, wer ihm vertraut ist  
betrogen!

Heuchlend kam er zu mir: „traue mir dieß-  
mal nur noch.

Redlich menn' ichs mit dir, du hast dein Le-  
ben und Dichten,

Dankbar erkenn' ich es wohl, meiner Ver-  
ehrung geweiht.

Siehe, dir bin ich nun gar nach Rom gefol-  
get, ich möchte

Dir im fremden Gebiet gern was gefälliges  
thun.

Jeder Reisende klagt, er finde schlechte Bewir-  
thung;

Welchen Amor empfiehlt köstlich bewirthet ist  
er.

Du betrachtest mit Staunen die Trümmern al-  
ter Gebäude,

Und durchwandelst mit Sinn diesen geheilig-  
ten Raum

Du verehrest noch mehr die werthen Reste des  
Bildens

Einziger Künstler, die ich stets in der Werk-  
statt besucht.

Diese Gestalten, ich lehrte sie formen. Verzeih  
mir, ich prahle

Diesmal nicht, du gestehst, was ich dir  
sage sey wahr.

Nun du mir lässiger dienst wo sind die schö-  
nen Gestalten,

Wo die Farben, der Glanz deiner Erfin-  
dungen hin?

Denkst du Freund nun wieder zu bilden; die  
Schule der Griechen

Blieb noch offen, das Thor schlossen die  
Jahre nicht zu.

Ich der Lehrer bin ewig jung und liebe die  
Jungen.

Nicht so altklug gethan! Munter! Begreife  
mich wohl!

Das Antike war neu da jene Glückliche leb-  
ten,

Lebe glücklich und so lebe die Vorzeit in  
dir.

Stoff zum Liede, wo nimmst du ihn her? Ich  
muß dir ihn geben

„Und den höheren Styl lehret die Liebe  
dich nur.“

Also sprach der Sophiste. Wer widersprach ihm?  
und leider

Bin ich zu folgen gewöhnt, wenn der Ges-  
bieter befiehlt. —

Nun verrätherisch hält er sein Wort, giebt Stoff  
zu Gesängen,

Ach und raubt mir die Zeit, Kraft und  
Besinnung zugleich,

Blicke, Händedruck, und Küsse, gemüthliche  
Worte,

Selben köstlichen Sinns wechselt ein liebendes  
Paar.

Da wird ein Lispeln Geschwätze, da wird ein  
Stottern zur Rede,

Solch ein Hymnus verhallt ohne prosodisches  
Maas.

Dich Aurora wie kannt ich dich sonst als Frem-  
dinn der Musen!

Hat Aurora dich auch Amor der Lüste ver-  
führt?

Du erscheinst mir nun als seine Freundin und  
weckest

Mich an seinem Altar, wieder zum festli-  
chen Tag.

Sind ich die Fülle der Locken an meinem Bu-  
sen! Das Köpfchen

Ruhet und drucket den Arm, der sich dem  
Halse bequemt.

Welch ein freudig Erwachen! Erhieltet ihr ruhige  
Stunden

Mir das Denkmal der Lust, die in den  
Schlaf uns gewiegt. —

Sie bewegt sich im Schlummer und sinkt auf  
die Breite des Lagers

Weggewendet und doch läßt sie mir Hand  
noch in Hand.

Herzliche Liebe verbindet uns immer und treues  
Verlangen,

Und den Wechsel behielt nur die Begierde  
sich vor.

Einen Druck der Hand, ich sehe die himmli-  
schen Augen

Wieder offen. — O nein! Laßt auf der  
Bildung mich ruhn!

Bleibt geschlossen! ihr macht mich verworren und  
trunken, ihr raubet

Mir den stillen Genuß reiner Betrachtung  
zu früh.

Diese Formen wie groß! Wie edel gewendet  
die Glieder!

Schließ Ariadne so schön, Theseus du konn-  
test entfliehn!

Einen Kuß nur auf diese Lippen! O Theseus!  
und scheid! — —

Blick ihr ins Auge! Sie wacht! — Ewig  
nun hält sie dich fest.

## Vierzehnte Elegie.

Zünde Licht an, o Knabe! — „Noch ist es  
hell, ihr verzehret  
Oel und Docht nur umsonst. Schlieset die  
Läden doch nicht!  
Hinter die Häuser verbarg sich die Sonne, nicht  
hinter die Berge,  
Noch ein halb Stündchen vergeht bis zum  
Geläute der Nacht!“ —  
Unglückseliger! geh und gehorche! Mein Mädchen  
erwart' ich,  
Tröste mich Lämpchen indes lieblicher Bote  
der Nacht.



## F ü n f z e h n t e E l e g i e .

Cäsarn wär ich wohl nie zu den Britanen  
 gefolget,  
 Florus hätte mich leicht in die Popine  
 geschleppt!  
 Denn mir bleiben weit mehr die Nebel des  
 traurigen Nordens  
 Als ein geschäftiges Volk südlicher Flöhe  
 verhaßt.  
 Und noch schöner, von heut an, send mir ge-  
 grüßet ihr Schenken,  
 Osterieen, wie euch schicklich der Römer  
 benennt,  
 Denn ihr zeigtet mir heute die Liebste vom  
 Oheim begleitet,  
 Den die Gute so oft, mich zu besitzen,  
 betrügt.  
 Hier stand unser Tisch, den Deutsche vertraulich  
 umgaben,  
 Drüben suchte das Kind neben der Mutter  
 den Platz,  
 Rückte vielmals die Bank und wußt es artig  
 zu machen,  
 Daß ich halb ihr Gesicht, völlig den Nacken  
 gewann.

Banter sprach sie, als hier die Römerinn pfe-  
get, eredenzte,

Blickte rückwärts nach mir, goß und ver-  
fehlte das Glas,

Wein floß über den Tisch und sie, mit zierli-  
chem Finger,

Zog auf dem hölzernen Blatt Kreise der  
Feuchtigkeit hin.

Keinen Rahmen verschlang sie mit ihrem, ich  
schaute begierig

Immer dem Fingerchen nach und sie be-  
merkte mich wohl.

Endlich zog sie behende das Zeichen der römi-  
schen Fünfe

Und ein Strichlein davor; schnell und so-  
bald ichs gesehn

Schlang sie Kreise durch Kreise, die Lettern und  
Ziffern zu löschen,

Aber die köstliche Bier blieb mir ins Au-  
ge geprägt.

Stumm war ich sitzen geblieben und biß die  
glühende Lippe

Halb aus Schalkheit und Lust, halb aus  
Begierde mir wund.

Noch so lange bis Nacht! dann noch vier Stun-  
den zu warten!

Hohe Sonne du weißt und du beschauest  
dein Rom!

Größeres sahst du nichts und wirst nichts größ-  
seres sehen,

Wie es dein Priester Horaz in der Ent-  
zückung versprach.

Aber heute verweile nicht länger und wende die  
Blicke

Von dem Siebengebirg früher und williger  
ab.

Einem Dichter zu Liebe verkürze die herrlichen  
Stunden,

Die mit begierigem Blick selig der Mahler  
genießt,

Glühend blicke noch schnell zu diesen hohen Fa-  
caden,

Kuppeln und Säulen zuletzt und Obelisten  
herauf;

Stürze dich eilig ins Meer, um Morgen frü-  
her zu sehen

Was du, mit göttlicher Lust, viele Jahr-  
hunderte sahst.

Diese feuchte mit Rohr so lange bewachsenen  
Gestade,

Diese mit Bäumen und Busch düster be-  
schatteten Höhn,

Wenig Hütten zeigten sie dir, dann sahst du  
auf einmal

Sie vom wimmelnden Volk glücklicher Räu-  
ber belebt.

Alles schleppten sie dann an diese Stätte zu-  
sammen,

Kaum war das übrige Rund deiner Be-  
trachtung noch werth,  
Sahst eine Welt hier entstehen, dann eine Welt  
hier in Trümmern,

Aus den Trümmern auf's neu fast eine  
größere Welt.

Daß ich diese noch lange, von dir beleuchtet,  
erblicke

Spinne die Parze mir klug langsam den  
Faden herab;

Aber sie eile herben die schön bezeichnete Stun-  
de! —

Glücklich! Hör ich sie schon? Nein, doch  
ich höre schon Dren.

So, ihr lieben Musen, betrog't ihr wieder die  
Länge

Dieser Welle die mich von der Geliebten  
getrennt.

Lebet wohl! nun eil ich und fürcht euch nicht  
zu beleidigen,

Denn ihr Stolzen, ihr gebt Amorn doch im-  
mer den Rang.

## S e c h s z e h n t e E l e g i e .

„Warum bist du Geliebter nicht heute zur  
Bigne gekommen?

Wie ich dir es versprach wartet' ich ein-  
sam auf dich.“ —

„Beste, schon war ich hinein, da sah ich zum  
Glücke den Oheim

Neben den Stöcken bemüht, hinwärts und  
herwärts sich drehn;

Schleichend eilt ich hinaus!“ — O welch ein  
Irrthum ergriff dich!

Nur ein Vogelscheu war's was dich ver-  
trieb! die Gestalt

Flickt er eusig zusammen aus alten Kleidern  
und Rohren,

Ach! ich half ihm daran, selbst mir zu  
schaden bemüht.

Nun! sein Wunsch ist erfüllt, er hat den lo-  
festen Vogel

Heute verschauet, der ihm Gärtchen und  
Nichte bestielt.

## S i e b z e h n t e E l e g i e .

Manche Töne sind mir zuwider, doch bleibet  
am meisten

Hundegebell mir verhaßt, kläffend zerreißt es  
mein Ohr.

Einen Hund nur hör' ich sehr oft mit frohem  
Behagen

Bellend kläffen, den Hund den sich der Nach-  
bar erzog.

Denn er bellte mir einst mein Mädchen an,  
das sich heimlich

Zu mir stahl und verrieth unser Geheimniß  
bennah.

Jetzt, hör' ich ihn bellen, so denk ich nur  
immer sie kommt wohl,

Oder ich denke der Zeit, da die Erwartete  
kam.

## A h t z e h n t e E l e g i e .

Eines ist mir verdrießlich vor vielen Dingen,  
ein andres

Bleibt mir abscheulich, empört jegliche Faser  
in mir,

Nur der bloße Gedanke. Ich will es euch Freun-  
de gestehen:

Gar verdrießlich ist mir einsam das Lager  
zu Nacht.

Aber ganz abscheulich ist auf dem Wege der  
Liebe

Schlangen zu fürchten und Gift unter den  
Rosen der Lust;

Wenn im schönsten Moment der hin sich gebenden  
Freude

Deinem sinkenden Haupt lispelnde Sorge sich  
naht.

Darum macht mich Faustine so glücklich, sie  
theilet das Lager

Gerne mit mir und bewahrt Treue dem  
Treuen genau.

Reizendes Hinderniß will die rasche Jugend, ich  
liebe

Mich des versicherten Guts lange bequem  
zu erfreun.

Welche Seligkeit ist's ! wir wechseln sichere  
Küsse,

Athem und Leben getrost saugen und lösen  
wir ein.

So erfreuen wir uns der langen Nächte, wir  
lauschen,

Busen an Busen gedrängt, Stürmen und  
Regen und Guß.

So erscheinet uns wieder der Morgen, es brin-  
gen die Stunden

Neue Blumen herbei, schmücken uns festlich  
den Tag.

Gönnet mir, o Quiriten! das Glück, und je-  
dem gewähre

Aller Güter der Welt erstes und letztes  
der Gott.





Schaut er nach dem Olymp, so glaubst du er  
   schaue nach deinen  
 Mächtigen Knieen, vergieb! Nur in den  
   Aether nach mir  
 Blick der würdigste Mann. Mich zu verdienen  
   durchschreitet  
 Leicht sein mächtiger Fuß Bahnen die fei-  
   ner betrat.  
 Aber auch ich begeg' ihm auf seinen Wegen  
   und preise  
 Seinen Namen voraus, eh' er die That  
   noch beginnt.  
 Mich vermählst du ihm einst, der Amazonen  
   Besieger  
 Wird auch meiner, und ihn nenn ich mit  
   Freuden Gemahl."  
 Alles schwieg, sie mochten nicht gern die Prah-  
   lerinn reizen,  
 Denn sie denkt sich, erzürnt, leicht was  
   gehässiges aus.  
 Amorn bemerkte sie nicht, er schlich bey Seite,  
   den Helden  
 Bracht er mit weniger Kunst unter der  
   Schönsten Gewalt.  
 Nun vermunmt er sein Paar, ihr hängt er  
   die Bürde des Löwen  
 Ueber die Schultern und lehnt mühsam die  
   Keule dazu.  
 Drauf bespickt er mit Blumen des Helden sträu-  
   bende Haare,  
 Reichet den Rocken der Faust, die sich dem  
   Echerze bequemt.

So vollendet er bald die neckische Gruppe, dann  
 läuft er,  
 Ruft durch den ganzen Olymp: herrliche  
 Thaten geschehn!  
 Nie hat Erd und Himmel die unermüdete  
 Sonne  
 Hat auf der ewigen Bahn keines der Wun-  
 der erblickt.  
 Alles eilte, sie glaubten dem losen Knaben,  
 denn ernstlich  
 Hatt' er gesprochen und auch Fama, sie  
 blieb nicht zurück.  
 Wer sich freute den Mann so tief erniedrigt  
 zu sehen  
 Denkt ihr! Juno! Es galt Amorn ein  
 freundlich Gesicht.  
 Fama daneben wie stand sie beschämt, verlegen,  
 verzweifelnd!  
 Anfangs lachte sie nur: „Masken, ihr Göt-  
 ter sind das!  
 „Meinen Helden ich kenn ihn besser, es haben  
 Tragöden  
 Uns zum besten!“ Doch bald sah sie mit  
 Schmerzen er war's!  
 Nicht den tausendsten Theil verdross es Vulkan-  
 nen sein Weibchen  
 Mit dem rüstigen Freund unter den Ma-  
 schen zu sehn,  
 Als das verständige Netz im rechten Moment  
 sie umfaßte,  
 Die Verschlungnen umschlang, fest die Ge-  
 niegenden hielt.

Wie sich die Jünglinge freuten! Merkur und  
 und Bacchus! Sie beide  
 Mußten gestehen, es sey über dem Busen  
 zu ruhn  
 Dieses herrlichen Weibes ein schöner Gedanke.  
 Sie baten:  
 Löse Vulkan sie noch nicht! Laß sie noch  
 einmal beschn.  
 Und der Alte war so Hahnrey und hielt sie  
 nur fester.  
 Aber Fama sie floh rasch und voll Grim-  
 mes davon.  
 Seit der Zeit ist zwischen den beiden nicht  
 Stillstand der Fehde,  
 Wie sie sich Helden erwählt, gleich ist der  
 Knabe darnach,  
 Wer sie am höchsten verehrt, den weiß er am  
 besten zu fassen,  
 Und den Sittlichsten greift er am gefähr-  
 lichsten an.  
 Will ihm einer entgehn, den bringt er vom Schlim-  
 men ins Schlimmste.  
 Mädchen bietet er an, wer sie ihm thörigt  
 verschmäht  
 Muß erst grimmige Pfeile von seinem Bogen  
 erdulden;  
 Mann erhitzt er auf Mann, treibt die Be-  
 gierden aufs Thier,  
 Wer sich seiner schämt, der muß erst leiden,  
 dem Heuchler  
 Streut er bittern Genuß unter Verbrechen  
 und Noth.

Aber auch sie die Göttinn verfolgt ihn mit  
   Augen und Ohren,  
 Sieht sie ihn einmal bey dir ; gleich ist  
   sie feindlich gesinnt,  
 Schreckt dich mit ernstem Blick , verachtenden  
   Mienen und heftig  
 Strenge verruft sie das Haus das er ge-  
   wöhnlich besucht.  
 Und so geht es auch mir , schon leid ich ein  
   wenig ; die Göttinn  
 Eifersüchtig sie forschet meinem Geheimnisse  
   nach.  
 Doch es ist ein altes Gesetz , ich schweig und  
   verehre,  
 Denn der Könige Zwist büßten die Griechen,  
   wie ich.

## Z w a n z i g s t e E l e g i e .

Zieret Stärke den Mann, und freyes muthiges  
Wesen,

O so ziemet ihm fast tiefes Geheimniß noch  
mehr.

Städtebezwingerinn, du Verschwiegenheit! Fürstinn  
der Völker!

Theure Göttinn, die mich sicher durchs Le-  
ben geführt,

Welches Schicksal erfahr ich! Es löset scherzend  
die Muse,

Amor löset, der Schalk! mir den verschloß-  
senen Mund.

Ach! schon wird es so schwer der Könige Schan-  
de verbergen!

Weder die Krone bedeckt, weder ein phry-  
gischer Bund

Midas verlängertes Ohr, der nächste Diener  
entdeckt es

Und ihm ängstet und drückt gleich das Ge-  
heimniß die Brust;

In die Erde möcht' ers vergraben, um sich zu  
erleichtern,

Doch die Erde verwahrt solche Geheimnisse  
nicht;

Rohre sprießen hervor und rauschen und lispeln  
im Winde:

Midas ! Midas, der Fürst, trägt ein ver-  
längertes Ohr!

Schwerer wird es nun mir ein schönes Ge-  
heimniß zu wahren

Ach den Lippen entquillt Fülle des Herzens  
so leicht!

Keiner Freundin darf ichs vertrauen, sie möch-  
te mich schelten,

Keinem Freunde, vielleicht brächte der Freund  
mir Gefahr,

Mein Entzücken dem Hahn, dem schallenden Fel-  
sen zu sagen

Bin ich endlich nicht jung, bin ich nicht  
einsam genug.

Dir Hexameter, dir Pentameter sey es ver-  
trauet

Wie sie des Tags mich erfreut, wie sie  
des Nachts mich beglückt.

Sie von vielen Männern gesucht, vermeidet die  
Schlingen

Die ihr der Kühnere frech, heimlich der  
Listige legt,

Klug und zierlich schlüpft sie vorbei und ken-  
net die Wege

Wo sie der Liebste gewiß lauschend begierig  
empfängt.

Baudre Luna! sie kommt! daß sie der Nachbar  
nicht sehe,  
Kausche Lüftchen durchs Laub, niemand ver-  
nehme den Tritt.  
Und ihr, wachset und blüht, geliebte Lieder  
und wieget  
Euch im leisesten Hauch lauer und lieben-  
der Luft,  
Und, wie jenes Rohr geschwägig, entdeckt den  
Quiriten  
Eines glücklichen Paares schönes Geheimniß  
zuletzt.



## II

## Die schmelzende Schönheit:

## Fortsetzung der Briefe

über die ästhetische Erziehung des Menschen.

(Im ersten und zweiten Stück der Horen.)

## Siebenzehnter Brief.

So lange es bloß darauf ankam, die allgemeine Idee der Schönheit aus dem Begriffe der menschlichen Natur überhaupt abzuleiten, durften wir uns an keine andere Schranken der letztern erinnern, als die unmittelbar in dem Wesen derselben gegründet und von dem Begriffe der Endlichkeit unzertrennlich sind. Unbekümmert um die zufälligen Einschränkungen, die sie in der wirklichen Erscheinung erleiden möchte, schöpften wir den Begriff derselben unmittelbar aus der Vernunft, als der Quelle aller Nothwendigkeit, und mit dem Ideale der Menschheit war zugleich auch das Ideal der Schönheit gegeben.

Jetzt aber steigen wir aus der Region der Ideen auf den Schauplatz der Wirklichkeit herab, um den Menschen in einem bestimmten Zustand, mithin unter Einschränkungen anzutreffen, die nicht ursprünglich aus seinem bloßen Begriffe, sondern aus äußern Umständen und aus einem zufälligen Gebrauch seiner Freiheit stiegen.

Auf wie vielfache Weise aber auch die Idee der Menschheit in ihm eingeschränkt seyn mag, so lehret uns schon der bloße Inhalt derselben, daß im Ganzen nur zwei entgegengesetzte Abweichungen von derselben statt haben können. Liegt nemlich seine Vollkommenheit in der übereinstimmenden Energie seiner sinnlichen und geistigen Kräfte, so kann er diese Vollkommenheit nur entweder durch einen Mangel an Uebereinstimmung oder durch einen Mangel an Energie verfehlen. Ehe wir also noch die Zeugnisse der Erfahrung darüber abgehört haben, sind wir schon im voraus durch bloße Vernunft gewiß, daß wir den wirklichen folglich beschränkten Menschen entweder in einem Zustande der Anspannung oder in einem Zustande der Abspannung finden werden, je nachdem entweder die einseitige Thätigkeit einzelner Kräfte die Harmonie seines Wesens stört, oder die Einheit seiner Natur sich auf die gleichförmige Erschlaffung seiner sinnlichen und geistigen Kräfte gründet. Beide entgegengesetzte Schranken werden, wie nun bewiesen werden soll, durch die Schönheit gehoben, die in dem angespannten Menschen die Harmonie, in dem abgespannten die Energie wieder herstellt, und auf diese Art, ihrer Natur gemäß, den eingeschränkten Zustand auf einen absoluten zurückführt, und den Menschen zu einem in sich selbst vollendeten Ganzen macht. \*

\* Der vortrefliche Verfasser der Schrift: Grundsätze der Aesthetik u. s. f. Erfurt 1791. unterscheidet in der Schönheit die zwei Grundprincipien Anmuth und Kraft und setzt die Schönheit in die vollkommenste Vereinigung beider; welches mit der hier gegebenen Erklä-

Sie verläugnet also in der Wirklichkeit auf keine Weise den Begriff, den wir in der Speculation von ihr faßten ; nur daß sie hier ungleich weniger freye Hand hat als dort , wo wir sie auf den reinen Begriff der Menschheit anwenden durften. An dem Menschen , wie die Erfahrung ihn aufstellt , findet sie einen schon verdorbenen und widerstrebenden Stoff , der ihr gerade so viel von ihrer idealen Vollkommenheit raubt , als er von seiner individuellen Beschaffenheit einmischt. Sie wird daher in der Wirklichkeit überall nur als eine besondere und eingeschränkte Species , nie als reine Gattung sich zeigen , sie wird in angespannten Gemüthern von ihrer Freyheit und Mannichfaltigkeit , sie wird in abgspannten von ihrer belebenden Kraft ablegen ; uns aber , die wir nunmehr mit ihrem wahren Charakter vertrauter geworden sind , wird diese widersprechende Erscheinung nicht irre machen. Weit entfernt , mit dem großen Haufen der Beurtheiler aus einzelnen Erfahrungen ihren Begriff zu bestimmen und sie für die Mängel verantwortlich zu machen , die der Mensch unter ihrem Einflusse zeigt , wissen wir vielmehr , daß es der Mensch ist , der die Unvollkommenheiten seines Individuums auf sie überträgt , der durch seine subjective Begrenzung ihrer Vollendung unaufhörlich im Wege steht , und ihr absolutes Ideal auf zwey eingeschränkte Formen der Erscheinung herabsetzt.

zung aufs genaueste zusammentrifft. Auch in seiner Definition liegt also schon der Grund der Eintheilung der Schönheit in eine schmelzende , worinn die Anmuth , und in eine energische , worinn die Kraft überwiegt.

Die schmelzende Schönheit, wurde behauptet, sey für ein angespanntes Gemüth und für ein abgespanntes die energische. Angespannt aber nenne ich den Menschen sowohl, wenn er sich unter dem Zwange von Empfindungen, (unter der einseitigen Gewalt des Sachtriebs) als wenn er sich unter dem Zwange von Begriffen (unter der ausschließenden Gewalt des Formtriebs) befindet. Jede ausschließende Herrschaft eines seiner beiden Grundtriebe ist für ihn ein Zustand des Zwanges und der Gewalt; und Freyheit liegt nur in der Zusammenwirkung seiner beiden Naturen, in der Uebereinstimmung beider Nothwendigkeiten. Der von Gefühlen einseitig beherrschte oder sinnlich angespannte Mensch wird also aufgelöst und in Freyheit gesetzt durch Form; der von Gesetzen einseitig beherrschte oder geistig angespannte Mensch wird aufgelöst und in Freyheit gesetzt durch Materie. Die schmelzende Schönheit, um dieser doppelten Aufgabe ein Genüge zu thun, wird sich also unter zwey verschiedenen Gestalten zeigen. Sie wird erstlich als ruhige Form das wilde Leben besänftigen, und von Empfindungen zu Gedanken den Uebergang bahnen; sie wird zweitens als lebendes Bild die abgezogene Form mit sinnlicher Kraft ausrüsten, den Begriff zur Anschauung und das Gesetz zum Gefühl zurückführen. Den ersten Dienst leistet sie dem Naturmenschen, den zweyten dem künstlichen Menschen. Aber weil sie in beiden Fällen über ihren Stoff nicht ganz frey gebietet, sondern von demjenigen abhängt, den ihr entweder die formlose Natur oder die naturwidrige Kunst darbietet, so wird sie in beiden Fällen noch Spuren ihres Ursprunges tragen, und dort mehr in das materielle Leben, hier mehr in die reine Form sich verlieren.

Um uns einen Begriff davon machen zu können, wie die Schönheit ein Mittel werden kann, jene doppelte Anspannung zu heben, müssen wir den Ursprung derselben in dem menschlichen Gemüth zu erforschen suchen. Entschließen Sie Sich also noch zu einem kurzen Aufenthalt im Gebiete der Speculation, um es alsdann auf immer zu verlassen, und mit desto sichererem Schritt auf dem Feld der Erfahrung fortzuschreiten.

## Achtzehnter Brief.

Durch die schmelzende Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet; durch die schmelzende Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt, und der Sinnenwelt wiedergegeben.

Aus diesem scheint zu folgen, daß es zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit einen mittleren Zustand geben müsse, und daß uns die Schönheit in diesen mittleren Zustand versetze. Diesen Begriff bildet sich auch wirklich der größte Theil der Menschen von der Schönheit, so bald er angefangen hat, über ihre Wirkungen zu reflektieren, und alle Erfahrungen weisen darauf hin. Auf der andern Seite aber ist nichts ungereimter und widersprechender, als ein solcher Begriff, da der Abstand zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit, zwischen Empfinden und Denken unendlich ist, und schlechterdings durch nichts kann vermittelt werden. Wie heben wir nun diesen Widerspruch? Die Schönheit verknüpft die zwei entgegengesetzte Zustände des Empfindens und des Denkens, und doch giebt es schlechterdings kein Mittleres zwischen beiden. Jenes ist durch Erfahrung; dieses ist unmittelbar durch Vernunft gewis.

Dies ist der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die ganze Frage über die Schönheit hinausläuft, und gelingt es uns, dieses Problem befriedigend aufzulösen, so haben wir zugleich den Faden gefunden, der uns durch das ganze Labyrinth der Aesthetik führt.

Es kommt aber hiebei auf zwei höchst verschiedene Operationen an, welche bey dieser Untersuchung einander nothwendig unterstützen müssen. Die Schönheit, heißt es, verknüpft zwei Zustände miteinander, die einander entgegengesetzt sind, und niemals Eins werden können. Von dieser Entgegensetzung müssen wir ausgehen; wir müssen sie in ihrer ganzen Reinheit und Strengigkeit auffassen und anerkennen, so daß beyde Zustände sich auf das bestimmteste scheiden; sonst vermischen wir, aber vereinigen nicht. Zweitens heißt es: jene zwei entgegengesetzte Zustände verbindet die Schönheit, und hebt also die Entgegensetzung auf. Weil aber beyde Zustände einander ewig entgegengesetzt bleiben, so sind sie nicht anders zu verbinden, als indem sie aufgehoben werden. Unser zweytes Geschäft ist also, diese Verbindung vollkommen zu machen, sie so rein und vollständig durchzuführen, daß beyde Zustände in einem Dritten gänzlich verschwinden, und keine Spur der Theilung in dem Ganzen zurückbleibt; sonst vereinzeln wir, aber vereinigen nicht. Alle Streitigkeiten, welche jemals in der philosophischen Welt über den Begriff der Schönheit geherrscht haben, und zum Theil noch heut zu Tag herrschen, haben keinen andern Ursprung, als daß man die Untersuchung entweder nicht von einer gehörig strengen Unterscheidung anfing, oder sie nicht bis zu einer völlig reinen Vereinigung durchführte. Diejenigen unter den Philosophen, welche sich bey der Reflexion über diesen Gegenstand der Leitung ihres Gefühls blindlings anvertrauen, können von der Schönheit keinen Begriff erlangen, weil sie in dem Total des sinnlichen Eindrucks nichts einzelnes unterscheiden. Die andern, welche den Verstand ausschließend zum Führer nehmen, können nie

einen Begriff von der Schönheit erlangen, weil sie in dem Total derselben nie etwas anders als die Theile sehen, und Geist und Materie auch in ihrer vollkommensten Einheit ihnen ewig geschieden bleiben. Die ersten fürchten, die Schönheit dynamisch, d. h. als wirkende Kraft aufzuheben, wenn sie trennen sollen, was im Gefühl doch verbunden ist; die andern fürchten, die Schönheit logisch, d. h. als Begriff aufzuheben, wenn sie zusammenfassen sollen, was im Verstand doch geschieden ist. Jene wollen die Schönheit auch eben so denken, wie sie wirkt; diese wollen sie eben so wirken lassen, wie sie gedacht wird. Beide müssen also die Wahrheit verfehlen, jene, weil sie es mit ihrem eingeschränkten Denkvermögen der unendlichen Natur nachthun; diese, weil sie die unendliche Natur nach ihren Denkgesetzen einschränken wollen. Die ersten fürchten, durch eine zu strenge Zergliederung der Schönheit von ihrer Freiheit zu rauben; die andern fürchten, durch eine zu kühne Vereinigung die Bestimmtheit ihres Begriffs zu zerstören. Jene bedenken aber nicht, daß die Freiheit, in welche sie mit allem Recht das Wesen der Schönheit setzen, nicht Gesetzlosigkeit, sondern Harmonie von Gesetzen, nicht Willkürlichkeit, sondern höchste innere Nothwendigkeit ist; diese bedenken nicht, daß die Bestimmtheit, welche sie mit gleichem Recht von der Schönheit fordern, nicht in der Ausschließung gewisser Realitäten, sondern in der absoluten Einschließung aller besteht, daß sie also nicht Begrenzung, sondern Unendlichkeit ist. Wir werden die Klippen vermeiden, an welchen beide gescheitert sind, wenn wir von den zwey Elementen beginnen, in welche die Schönheit sich vor dem Verstande theilt, aber uns alsdann auch zu der reinen



ästhetischen Einheit erheben, durch die sie auf die Empfindung wirkt, und in welcher jene beiden Zustände gänzlich verschwinden. \*

- \* Einem aufmerksamen Leser wird sich bei der hier angestellten Vergleichung die Bemerkung dargeboten haben, daß die sensuellen Aesthetiker, welche das Zeugniß der Empfindung mehr als das Raisonnement gelten lassen, sich der That nach weit weniger von der Wahrheit entfernen als ihre Gegner, obgleich sie der Einsicht nach es nicht mit diesen aufnehmen können; und dieses Verhältniß findet man überall zwischen der Natur und der Wissenschaft. Die Natur (der Sinn) vereinigt überall, der Verstand scheidet überall, aber die Vernunft vereinigt wieder; daher ist der Mensch, ehe er anfängt zu philosophieren, der Wahrheit näher als der Philosoph, der seine Untersuchung noch nicht durch alle Kategorien durchgeführt und geendigt hat. Man kann deswegen ohne alle weitere Prüfung ein Philosophem für irrig erklären, sobald dasselbe, dem Resultat nach, die gemeine Empfindung gegen sich hat; mit demselben Rechte aber kann man es für verdächtig halten, wenn es, der Form und Methode nach, die gemeine Empfindung auf seiner Seite hat. Mit dem letztern mag sich ein jeder Schriftsteller trösten der eine philosophische Deduction nicht, wie manche Leser zu erwarten scheinen, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer vortragen kann. Mit dem erstern mag man jeden zum Stillschweigen bringen, der auf Kosten des Menschenverstandes neue Systeme gründen will.

## Neunzehnter Brief.

Es lassen sich in dem Menschen überhaupt zwei verschiedene Zustände der passiven und aktiven Bestimmbarkeit, und eben so viele Zustände der passiven und aktiven Bestimmung unterscheiden. Die Erklärung dieses Satzes führt uns am kürzesten zum Ziel.

Der Zustand des menschlichen Geistes vor aller Bestimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne gegeben wird, ist eine Bestimmbarkeit ohne Grenzen. Das Endlose des Raumes und der Zeit ist seiner Enbildungskraft zu freiem Gebrauch hingegeben, und weil, der Voraussetzung nach, in diesem weiten Reiche des Möglichen nichts gesetzt, folglich auch noch nichts ausgeschlossen ist, so kann man diesen Zustand der Bestimmungslosigkeit eine *Leere Unendlichkeit* nennen, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs zu verwechseln ist.

Jetzt soll sein Sinn gerührt werden, und aus der unendlichen Menge möglicher Bestimmungen soll eine Einzelne Wirklichkeit erhalten. Eine Vorstellung soll in ihm entstehen. Was in dem vorhergegangenen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit nichts, als ein leeres Vermögen war, das wird jetzt zu einer wirkenden Kraft, das bekommt einen Inhalt; zugleich aber erhält es, als wirkende Kraft, eine Grenze, da es, als bloßes Vermögen, unbegrenzt war. Realität ist also da, aber die Unendlichkeit ist verloren. Um eine Gestalt im Raum zu beschreiben, müssen wir den endlosen Raum begren-

zen; um uns eine Veränderung in der Zeit vorzustellen, müssen wir das Zeitganze t h e i l e n. Wir gelangen also nur durch Schranken zur Realität, nur durch N e g a t i o n oder Ausschließung zur P o s i t i o n oder wirklichen Setzung, nur durch Aufhebung unsrer freien Bestimmbarkeit zur Bestimmung.

Aber aus einer bloßen Ausschließung würde in Ewigkeit keine Realität und aus einer bloßen Sinnenempfindung in Ewigkeit keine Vorstellung werden, wenn nicht etwas vorhanden wäre, von welchem ausgeschlossen wird, wenn nicht durch eine absolute Thathandlung des Geistes die Negation auf etwas positives bezogen, und aus Nichtsetzung Entgegensetzung würde; diese Handlung des Gemüths heißt urtheilen oder denken, und das Resultat derselben der G e d a n k e.

Ehe wir im Raum einen Ort bestimmen, giebt es überhaupt keinen Raum für uns; aber ohne den absoluten Raum würden wir nimmermehr einen Ort bestimmen. Eben so mit der Zeit. Ehe wir den Augenblick haben, giebt es überhaupt keine Zeit für uns; aber ohne die ewige Zeit würden wir nie eine Vorstellung des Augenblicks haben. Wir gelangen also freylich nur durch den Theil zum Ganzen, nur durch die Grenze zum Unbegrenzten, nur durch Leiden zur Thätigkeit; aber wir gelangen auch nur durch das Ganze zum Theil, nur durch das Unbegrenzte zur Grenze, nur durch die Thätigkeit zum Leiden.

Wenn nun also von dem Schönen behauptet wird, daß es dem Menschen einen Uebergang vom Empfinden

zum Denken bahne, so ist dieß keineswegs so zu verstehen, als ob durch das Schöne die Kluft könnte ausgefüllt werden, die das Empfinden vom Denken, die das Leiden von der Thätigkeit trennt; diese Kluft ist unendlich, und ohne Dazwischenkunft eines neuen und selbstständigen Vermögens kann aus dem Einzelnen in Ewigkeit nichts Allgemeines, kann aus dem Zufälligen nichts Nothwendiges, aus dem Augenblicklichen nichts Beständiges werden. Der Gedanke ist die unmittelbare Handlung dieses absoluten Vermögens, welches zwar durch die Sinne veranlaßt werden muß, sich zu äußern, in seiner Aeußerung selbst aber so wenig von der Sinnlichkeit abhängt, daß es sich vielmehr nur durch Entgegensetzung gegen dieselbe verkündigt. Die Selbstständigkeit, mit der es handelt, schließt jede fremde Einwirkung aus, und nicht in so fern sie beim Denken hilft, (welches einen offenbaren Widerspruch enthält) bloß in so fern sie den Denkkräften Freiheit verschafft, ihren eigenen Gesetzen gemäß sich zu äußern, kann die Schönheit ein Mittel werden, den Menschen von der Materie zur Form, von Empfindungen zu Gesetzen, von einem beschränkten zu einem absoluten Daseyn zu führen.

Dieß aber setzt voraus, daß die Freiheit der Denkkräfte gehemmt werden könne, welches mit dem Begriff eines selbstständigen Vermögens zu streiten scheint. Ein Vermögen nemlich, welches von aussen nichts als den Stoff seines Wirkens empfängt, kann nur durch Entziehung des Stoffes, also nur negativ an seinem Wirken gehindert werden, und es heißt die Natur eines Geistes verkennen, wenn man den sinnlichen Passionen eine Macht beylegt, die Freiheit des Gemüths positiv unterdrücken

zu können. Zwar stellt die Erfahrung Beispiele in Menge auf, wo die Vernunftkräfte in demselben Maaß unterdrückt erscheinen, als die sinnlichen Kräfte feuriger wirken, aber anstatt jene Geisteschwäche von der Stärke des Affekts abzuleiten, muß man vielmehr diese überwiegende Stärke des Affekts durch jene Schwäche des Geistes erklären; denn die Sinne können nicht anders eine Macht gegen den Menschen vorstellen, als insofern der Geist frey unterlassen hat, sich als eine solche zu beweisen.

Indem ich aber durch diese Erklärung einem Einwurfe zu begegnen suche, habe ich mich, wie es scheint, in einen andern verwickelt, und die Selbstständigkeit des Gemüths nur auf Kosten seiner Einheit gerettet. Denn wie kann das Gemüth aus sich selbst zugleich Gründe der Nichtthätigkeit und der Thätigkeit nehmen, wenn es nicht selbst getheilt, wenn es nicht sich selbst entgegengesetzt ist?

Hier müssen wir uns nun erinnern, daß wir den endlichen, nicht den unendlichen Geist vor uns haben. Der endliche Geist ist derjenige, der nicht anders, als durch Leiden thätig wird, nur durch Schranken zum Absoluten gelangt, nur insofern er Stoff empfängt, handelt und bildet. Ein solcher Geist wird also mit dem Triebe nach Form oder nach dem Absoluten einen Trieb nach Stoff oder nach Schranken verbinden, als welche die Bedingungen sind, ohne welche er den ersten Trieb weder haben noch befriedigen könnte. In wiefern in demselben Wesen zwey so entgegengesetzte Tendenzen zusammen bestehen können, ist eine Aufgabe, die zwar den

Metaphysiker, aber nicht den Transcendentalphilosophen in Verlegenheit setzen kann. Dieser giebt sich keineswegs dafür aus, die Möglichkeit der Dinge zu erklären, sondern begnügt sich, die Kenntnisse festzusetzen, aus welchen die Möglichkeit der Erfahrung begriffen wird. Und da nun Erfahrung eben so wenig ohne jene Entgegensetzung im Gemütbe als ohne die absolute Einheit desselben möglich wäre, so stellt er beide Begriffe mit vollkommener Befugniß als gleich nothwendige Bedingungen der Erfahrung auf, ohne sich weiter um ihre Vereinbarkeit zu bekümmern. Diese Innwohnung zweier Grundtriebe widerspricht übrigens auf keine Weise der absoluten Einheit des Geistes, sobald man nur von beiden Trieben ihn selbst unterscheidet. Beide Triebe existiren und wirken zwar in ihm, aber Er selbst ist weder Materie noch Form, weder Sinnlichkeit noch Vernunft, welches diejenigen, die den menschlichen Geist nur da selbst handeln lassen, wo sein Verfahren mit der Vernunft übereinstimmt, und wo dieses der Vernunft widerspricht, ihn bloß für passiv erklären, nicht immer bedacht zu haben scheinen.

Jeder dieser beiden Grundtriebe strebt, sobald er zur Entwicklung gekommen, seiner Natur nach und nothwendig nach Befriedigung, aber eben darum, weil beide nothwendig und beide doch nach entgegengesetzten Objecten streben, so hebt diese doppelte Nothigung sich gegenseitig auf, und der Wille behauptet eine vollkommene Freiheit zwischen beiden. Der Wille ist es also, der sich gegen beide Triebe als eine Macht (als Grund der Wirklichkeit) verhält, aber keiner von beiden kann sich für sich selbst, als eine Macht gegen den andern verhalten.

Durch den positivsten Antrieb zur Gerechtigkeit, woran es ihm keineswegs mangelt, wird der Gewaltthätige nicht von Unrecht abgehalten, und durch die lebhafteste Versuchung zum Genuß der Starkmüthige nicht zum Bruch seiner Grundsätze gebracht. Es giebt in dem Menschen keine andere Macht, als seinen Willen, und nur was den Menschen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewußtseyns, kann die innere Freiheit aufheben.

Auf dem Willen beruht es also, ob der Sachtrieb, ob der Formtrieb befriedigt werden soll. Aber, was wohl zu bemerken ist, nicht, daß wir empfinden, sondern daß die Empfindung bestimmend werde, — nicht, daß wir zum Selbstbewußtseyn gelangen, sondern, daß die reine Selbstheit bestimmend werde, hängt von dem Willen ab. Der Wille äußert sich nicht eher, als nachdem die Triebe gewirkt haben, und diese erwachen erst, wenn ihre beyden Objecte, Empfindung und Selbstbewußtseyn, gegeben sind. Diese müssen also nothwendig erst da seyn, bevor der Wille sich äußert, und können folglich nicht durch den Willen da seyn.

Eine Nothwendigkeit außer uns bestimmt unsern Zustand, unser Daseyn in der Zeit vermittelt der Sinnenempfindung. Diese ist ganz unwillkürlich und so wie auf uns gewirkt wird, müssen wir leiden. Eben so eröffnet eine Nothwendigkeit in uns unsre Persönlichkeit, auf Veranlassung jener Sinnenempfindung, und durch Entgegensetzung gegen dieselbe; denn das Selbstbewußtseyn kann von dem Willen, der es voraussetzt, nicht abhängen. Diese ursprüngliche Verkündigung der Persönlichkeit ist nicht unser Verdienst, und der Mangel dersel-

den nicht unser Fehler. Nur von demjenigen, der sich bewußt ist, wird Vernunft, das heißt, absolute Consequenz und Universalität des Bewußtseyns gefodert; vorher ist er nicht Mensch, und kein Akt der Menschheit kann von ihm erwartet werden. So wenig nun der Metaphysiker sich die Schranken erklären kann, die der freye und selbstständige Geist durch die Empfindung erleidet, so wenig begreift der Physiker die Unendlichkeit, die sich auf Veranlassung dieser Schranken in der Persönlichkeit offenbart. Weder Abstraktion noch Erfahrung leiten uns bis zu der Quelle zurück, aus der unsere Begriffe von Allgemeinheit und Nothwendigkeit fließen; ihre frühe Erscheinung in der Zeit entzieht sie dem Beobachter, und ihr übersinnlicher Ursprung dem metaphysischen Forscher. Aber genug, das Selbstbewußtseyn ist da, und zugleich mit der unveränderlichen Einheit desselben ist das Gesetz der Einheit für alles, was für den Menschen ist, und für alles, was durch ihn werden soll, für sein Erkennen und Handeln aufgestellt. Unentziehbar, unverfälschbar, unbegreiflich, eine Theophanie, wenn es jemals eine gab, stellen die Begriffe von Wahrheit und Recht schon im Alter der Sinnlichkeit sich dar, und ohne daß man zu sagen wüßte, woher und wie es entstand, bemerkt man das Ewige in der Zeit, und das Nothwendige im Gefolge des Zufalls. So entspringen Empfindung und Selbstbewußtseyn, völlig ohne Zuthun des Subjekts, und beider Ursprung liegt eben sowohl jenseits unseres Willens, als er jenseits unseres Erkenntnisbereiches liegt.

Sind aber beide wirklich, und hat der Mensch, vermittelt der Empfindung, die Erfahrung einer bestimmten



Existenz, hat er durch das Selbstbewußtseyn die Erfahrung seiner absoluten Existenz gemacht, so werden mit ihren Gegenständen auch seine beyden Grundtriebe rege. Der sinnliche Trieb erwacht mit der Erfahrung des Lebens (mit dem Anfang des Individuums), der vernünftige mit der Erfahrung des Gesetzes (mit dem Anfang der Persönlichkeit) und jetzt erst, nachdem beyde zum Daseyn gekommen, ist seine Menschheit aufgebaut. Bis dieß geschehen ist, erfolgt alles in ihm nach dem Gesetz der Nothwendigkeit; jetzt aber verläßt ihn die Hand der Natur und es ist seine Sache, die Menschheit zu behaupten, welche jene in ihm anlegte und eröffnete. Sobald nemlich zwey entgegengesetzte Grundtriebe in ihm thätig sind, so verlieren beyde ihre Nothigung, und die Entgegensetzung zweyer Nothwendigkeiten giebt der Freiheit den Ursprung.

Um aller Mißdeutung vorzubeugen, bemerke ich, daß, so oft hier von Freiheit die Rede ist, nicht diejenige gemeint ist, die dem Menschen, als Intelligenz betrachtet, nothwendig zukommt, und ihm weder gegeben noch genommen werden kann, sondern diejenige, welche sich auf seine gemischte Natur gründet. Dadurch daß der Mensch überhaupt nur vernünftig handelt, beweist er eine Freiheit der ersten Art, dadurch, daß er in den Schranken des Stoffes vernünftig, und unter Gesetzen der Vernunft materiell handelt, beweist er eine Freiheit der zweyten Art. Man könnte die letztere schlechtweg durch eine natürliche Möglichkeit der erstern erklären.

## Zwanzigster Brief.

Das auf die Fretheit nicht gewirkt werden könne, ergibt sich schon aus ihrem bloßen Begriff; daß aber die Fretheit selbst eine Wirkung der Natur (dieses Wort in seinem weitesten Sinne genommen) kein Werk des Menschen sey, daß sie also auch durch natürliche Mittel befördert und gehemmt werden könne, folgt gleich nothwendig aus dem vorigen. Sie nimmt ihren Anfang erst, wenn der Mensch vollständig ist, und seine beyden Grundtriebe sich entwickelt haben; sie muß also fehlen, so lang er unvollständig und einer von beyden Trieben ausgeschlossen ist, und muß durch alles das, was ihm seine Vollständigkeit zurückgibt, wieder hergestellt werden können.

Nun läßt sich wirklich, sowohl in der ganzen Gattung als in dem einzelnen Menschen, ein Moment aufzeigen, in welchem der Mensch noch nicht vollständig und einer von beyden Trieben ausschließend in ihm thätig ist. Wir wissen, daß er anfängt mit bloßem Leben, um zu endigen mit Form; daß er früher Individuum als Person ist, daß er von den Schranken aus zur Unendlichkeit geht. Der sinnliche Trieb kommt also früher als der vernünftige zur Wirkung, weil die Empfindung dem Bewußtseyn vorhergeht, und in dieser Priorität des Sachtriebes finden wir den Aufschluß zu der ganzen Geschichte der menschlichen Fretheit.

Denn es giebt nun einen Moment, wo der Lebens-

trieb, weil ihm der Formtrieb noch nicht entgegenwirkt, als Natur und als Nothwendigkeit handelt; wo die Sinnlichkeit eine Macht ist, weil der Mensch noch nicht angefangen; denn in dem Menschen selbst kann es keine andere Macht als den Willen geben. Aber im Zustand des Denkens, zu welchem der Mensch jetzt übergehen soll, soll gerade umgekehrt die Vernunft eine Macht seyn, und eine logische oder moralische Nothwendigkeit soll an die Stelle jener physischen treten. Jene Macht der Empfindung muß also vernichtet werden, ehe das Gesetz dazu erhoben werden kann. Es ist also nicht damit gethan, daß etwas anfange, was noch nicht war; es muß zuvor etwas aufhören, welches war. Der Mensch kann nicht unmittelbar vom Empfinden zum Denken übergehen; er muß einen Schritt zurückthun, weil nur, indem eine Determination wieder aufgehoben wird, die entgegengesetzte eintreten kann. Er muß also, um Leiden mit Selbstthätigkeit, um eine passive Bestimmung mit einer aktiven zu vertauschen, augenblicklich von aller Bestimmung frey seyn, und einen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit durchlaufen, weil man, um von Minus zu Plus fortzuschreiten, durch Null den Weg nehmen muß. Nithin muß er, auf gewisse Weise zu jenem negativen Zustand der bloßen Bestimmungslosigkeit zurückkehren, in welchem er sich befand, ehe noch irgend etwas auf seinen Sinn einen Eindruck machte. Jener Zustand aber war an Inhalt völlig leer, und jetzt kommt es darauf an, eine gleiche Bestimmungslosigkeit, und eine gleich unbegrenzte Bestimmbarkeit mit dem größtmöglichen Gehalt zu vereinbaren, weil unmittelbar aus diesem Zustand etwas positives erfolgen soll. Die Bestimmung, die er durch Sensation empfangen, muß also festgehalten

werden, weil er die Realität nicht verlieren darf, zugleich aber muß sie, insofern sie Begrenzung ist, aufgehoben werden, weil eine unbegrenzte Bestimmbarkeit stattfinden soll. Die Aufgabe ist also, die Determination des Zustandes zugleich zu vernichten und beizubehalten, welches nur auf die einzige Art möglich ist, daß man ihr eine andere entgegensezt. Die Schalen einer Wage stehen gleich, wenn sie leer sind; sie stehen aber auch gleich, wenn sie gleiche Gewichte enthalten.

Das Gemüth geht also von der Empfindung zum Gedanken durch eine mittlere Stimmung über, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig sind, eben deswegen aber ihre bestimmende Gewalt gegenseitig aufheben, und durch eine Entgegensezung eine Negation bewirken. Diese mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder physisch noch moralisch genöthigt, und doch auf beyde Art thätig ist, verdient vorzugsweise eine freye Stimmung zu heißen, und wenn man den Zustand sinnlicher Bestimmung den physischen, den Zustand vernünftiger Bestimmung aber den logischen und moralischen nennt, so muß man diesen Zustand der realen und aktiven Bestimmbarkeit den *aesthetischen* heißen.

Für Leser, denen die reine Bedeutung dieses durch Unwissenheit so sehr gemißbrauchten Wortes nicht ganz geläufig ist, mag folgendes zur Erklärung dienen. Alle Dinge, die irgend in der Erscheinung vorkommen können, lassen sich unter vier verschiedenen Beziehungen denken. Eine Sache kann sich unmittelbar auf unsern sinnlichen Zustand (unser Daseyn und Wohlfeyn) beziehen; das ist ihre physische

Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf den Verstand beziehen, und uns eine Erkenntniß verschaffen; das ist ihre logische Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf unsern Willen beziehen, und als ein Gegenstand der Wahl für ein vernünftiges Wesen betrachtet werden; das ist ihre moralische Beschaffenheit. Oder endlich sie kann sich auf das Ganze unsrer verschiedenen Kräfte beziehen, ohne für eine einzelne derselben ein bestimmtes Object zu seyn, das ist ihre aesthetische Beschaffenheit. Ein Mensch kann uns durch seine Dienstfertigkeit angenehm seyn; er kann uns durch seine Unterhaltung zu denken geben; er kann uns durch seinen Charakter Achtung einflößen; endlich kann er uns aber auch, unabhängig von diesem allen und ohne daß wir bey seiner Beurtheilung weder auf irgend ein Gesetz, noch auf irgend einen Zweck Rücksicht nehmen, in der bloßen Betrachtung und durch seine bloße Erscheinungsart gefallen. In dieser letztern Qualität beurtheilen wir ihn aesthetisch. So giebt es eine Erziehung zur Gesundheit, eine Erziehung zur Einsicht, eine Erziehung zur Sittlichkeit, eine Erziehung zum Geschmack und zur Schönheit. Diese letztere hat zur Absicht das Ganze unsrer sinnlichen und geistigen Kräfte in möglichster Harmonie auszubilden. Weil man indessen von einem falschen Geschmack verführt, und durch ein falsches Raisonnement noch mehr in diesem Irrthum bevestigt, den Begriff des Willkürlichen in den Begriff des Aesthetischen gerne mit ausnimmt, so merke ich hier zum Ueberfluß noch an (obgleich diese Briefe über aesthetische Erziehung fast mit nichts anderm umgehen, als jenen Irrthum zu widerlegen) daß das Gemüth im aesthe-

Die Hören. 1795. 6tes St.

tischen Zustände zwar frey und im höchsten Grade frey von allem Zwang, aber keineswegs frey von Gesetzen handelt, und daß diese aesthetische Freyheit sich von der logischen Nothwendigkeit bey dem Denken und von der moralischen Nothwendigkeit bey dem Wollen nur dadurch unterscheidet, daß die Gesetze, nach denen das Gemüth dabey verfährt, nicht vorge stellt werden und weil sie keinen Widerstand finden, nicht als Nothigung erscheinen.

## Ein und zwanzigster Brief.

Es giebt, wie ich am Anfange des vorigen Briefs bemerkte, einen doppelten Zustand der Bestimmbarkeit und einen doppelten Zustand der Bestimmung. Jetzt kann ich diesen Satz deutlich machen.

Das Gemüth ist bestimmbar, bloß insofern es überhaupt nicht bestimmt ist; es ist aber auch bestimmbar, insofern es nicht ausschließend bestimmt d. h. bey seiner Bestimmung nicht beschränkt ist. Jenes ist bloße Bestimmungslosigkeit (es ist ohne Schranken, weil es ohne Realität ist); dieses ist die aesthetische Bestimmbarkeit (es hat keine Schranken, weil es alle Realität vereinigt).

Das Gemüth ist bestimmt, insofern es überhaupt nur beschränkt ist; es ist aber auch bestimmt, insofern es sich selbst aus eigenem absoluten Vermögen beschränkt. In dem ersten Falle befindet es sich, wenn es empfindet, in dem zweyten, wenn es denkt. Was also das Denken in Rücksicht auf Bestimmung ist, das ist die aesthetische Verfassung in Rücksicht auf Bestimmbarkeit; jenes ist Beschränkung aus innerer unendlicher Kraft, diese ist eine Negation aus innerer unendlicher Fülle. So wie Empfinden und Denken einander in dem einzigen Punkt berühren, daß in beyden Zuständen das Gemüth determinirt, daß der Mensch ausschließungsweise Etwas — entweder Individuum oder Person — ist, sonst aber sich ins Unendliche von einander entfernen; gerade so trift die aesthetische Bestimmbarkeit mit der bloßen Bestimmungs-

lofigkeit in dem einzigen Punkt überein, daß beide jedes bestimmte Daseyn ausschließen, indem sie in allen übrigen Punkten wie Nichts und Alles, mithin unendlich verschieden sind. Wenn also die letztere, die Bestimmungslosigkeit aus Mangel, als eine leere Unendlichkeit vorgestellt wurde, so muß die aesthetische Bestimmungslosigkeit, welche das reale Gegenstück derselben ist, als eine erfüllte Unendlichkeit betrachtet werden; eine Vorstellung, welche mit demjenigen, was die vorhergehenden Untersuchungen lehren, aufs genaueste zusammentrifft. \*

In dem aesthetischen Zustande ist der Mensch also Null, insofern man auf ein einzelnes Resultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet, und den Mangel jeder besondern Determination in ihm in Betrachtung zieht. Daher muß man denjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unser Gemüth versetzt, in Rücksicht auf Erkenntniß und Gesinnung für völlig indifferent und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen Recht, denn die Schönheit giebt schlechterdings kein einzelnes Resultat weder für den Verstand noch für den Willen, sie führt keinen einzelnen weder intellektuellen, noch moralischen Zweck aus, sie findet keine einzige Wahrheit, hilft uns keine einzige Pflicht erfüllen, und ist, mit einem Worte, gleich ungeschickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Die Schönheit ist Natur, und sowohl seine Begriffe als seine Entschließungen kann der

Man sehe den vierzehnten und fünfzehnten Brief im zweyten Stück der Horen.



Mensch nur sich selbst zu verdanken haben. Durch die aesthetische Kultur bleibt also der persönliche Werth eines Menschen, oder seine Würde, insofern diese nur von ihm selbst abhängen kann, noch völlig unbestimmt, und es ist weiter nichts erreicht, als daß es ihm nunmehr, von Natur wegen möglich gemacht ist, aus sich selbst zu machen, was er will — daß ihm die Freiheit, zu seyn, was er seyn soll, vollkommen zurückgegeben ist.

Eben dadurch aber ist etwas unendliches erreicht. Denn sobald wir uns erinnern, daß ihm durch die einseitige Nöthigung der Natur beim Empfinden, und durch die ausschließende Gesetzgebung der Vernunft beim Denken gerade diese Freiheit entzogen wurde, so müssen wir das Vermögen, welches ihm in der aesthetischen Stimmung zurückgeben wird, als die höchste aller Schenkungen, als die Schenkung der Menschheit betrachten. Freulich besitzt er diese Menschheit der Anlage nach schon vor jedem bestimmten Zustand, in den er kommen kann, aber der That nach verliert er sie mit jedem bestimmten Zustand, in den er kommt, und sie muß ihm, wenn er zu einem entgegengesetzten soll übergehen können, jedesmal aufs neue durch das aesthetische Leben zurückgegeben werden. \*

Zwar läßt die Schnelligkeit, mit welcher gewisse Charaktere von Empfindungen zu Gedanken, und zu Entschliefungen übergehen, die aesthetische Stimmung, welche sie in dieser Zeit nothwendig durchlaufen müssen, kaum oder gar nicht bemerkbar werden. Solche Gemüther können den Zustand der Bestimmungslosigkeit nicht läng ertragen, und

Es ist also nicht bloß poetisch erlaubt, sondern auch philosophisch richtig, wenn man die Schönheit unsere zweite Schöpferin nennt. Denn ob sie uns gleich die Menschheit bloß möglich macht, und es im übrigen unserm freien Willen anheim stellt, in wie weit wir sie wirklich machen wollen, so hat sie dieses ja mit unserer ursprünglichen Schöpferin, der Natur, gemein, die uns gleichfalls nichts weiter, als das Vermögen zur Menschheit ertheilte, den Gebrauch desselben aber auf unsere eigene Willensbestimmung ankommen läßt.

dringen ungedultig auf ein Resultat, welches sie in dem Zustand aesthetischer Unbegrenztheit nicht finden. Dahingegen breitet sich bey andern, welche ihren Genuß mehr in das Gefühl des ganzen Vermögens, als einer einzelnen Handlung desselben setzen, der aesthetische Zustand in eine weit größere Fläche aus. So sehr die ersten sich vor der Leerheit fürchten, so wenig können die letzten Beschränkung ertragen. Ich brauche kaum zu erinnern, daß die ersten fürs Detail und für subalterne Geschäfte, die letzten, vorausgesetzt daß sie mit diesem Vermögen zugleich Realität vereinigten, fürs Ganze und zu grossen Rollen geböhren sind.

## Zwey und zwanzigster Brief.

Wenn also die aesthetische Stimmung des Gemüths in Einer Rücksicht als Null betrachtet werden muß, sobald man nehmlich sein Augenmerk auf einzelne und bestimmte Wirkungen richtet, so ist sie in anderer Rücksicht wieder als ein Zustand der höchsten Realität anzusehen, insofern man dabey auf die Abwesenheit aller Schranken, und auf die Summe der Kräfte achtet, die in derselben gemeinschaftlich thätig sind. Man kann also denjenigen eben so wenig Unrecht geben, die den aesthetischen Zustand für den fruchtbarsten in Rücksicht auf Erkenntnis und Moralität erklären. Sie haben vollkommen recht, denn eine Gemüthsstimmung, welche das Ganze der Menschheit in sich begreift, muß nothwendig auch jede einzelne Aeußerung derselben, dem Vermögen nach in sich schließen; eine Gemüthsstimmung, welche von dem Ganzen der menschlichen Natur alle Schranken entfernt, muß diese nothwendig auch von jeder einzelnen Aeußerung derselben entfernen. Eben deswegen, weil sie keine einzelne Funktion der Menschheit ausschließend in Schutz nimmt, so ist sie einer jeden ohne Unterschied günstig, und sie begünstigt ja nur deswegen keine einzelne vorzugsweise, weil sie der Grund der Möglichkeit von allen ist. Alle andere Uebungen geben dem Gemüth irgend ein besondres Geschick, aber setzen ihm dafür auch eine besondere Grenze; die aesthetische allein führt zum Unbegrenzten. Jeder andere Zustand, in den wir kommen können, weist uns auf einen vorhergehenden zurück und bedarf zu seiner Auflösung eines folgenden; nur der aesthetische ist ein

Ganzes in sich selbst, da er alle Bedingungen seines Ursprungs und seiner Fortdauer in sich vereinigt. Hier allein fühlen wir uns wie aus der Zeit gerissen; und unsre Menschheit äußert sich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte sie von der Einwirkung äußerer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren.

Was unsern Sinnen in der unmittelbaren Empfindung schmeichelt, das öffnet unser weiches und bewegliches Gemüth jedem Eindruck, aber macht uns auch in demselben Grad zur Anstrengung weniger tüchtig. Was unsre Denkkräfte anspannt und zu abgezogenen Begriffen einladet, das stärkt unsern Geist zu jeder Art des Widerstandes, aber verhärtet ihn auch in demselben Verhältnis, und raubt uns eben so viel an Empfänglichkeit, als es uns zu einer grössern Selbstthätigkeit verhilft. Eben deswegen führt auch das eine wie das andre zuletzt nothwendig zur Erschöpfung, weil der Stoff nicht lange der bildenden Kraft, weil die Kraft nicht lange des bildsamen Stoffes entrathen kann. Haben wir uns hingegen dem Genuß ächter Schönheit dahin gegeben, so sind wir in einem solchen Augenblick unsrer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grad Meister und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernst und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerstand, zum abstrakten Denken und zur Anschauung wenden.

Diese hohe Gleichmüthigkeit und Fretheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein ächtes Kunstwerk entlassen soll, und es giebt keinen sicherern Provierstein der wahren

ästhetischen Güte. Finden wir uns nach einem Genuß dieser Art zu irgend einer besondern Empfindungsweise oder Handlungsweise vorzugsweise aufgelegt, zu einer andern hingegen ungeschickt und verdrossen, so dient dieß zu einem untrüglichen Beweise, daß wir keine rein ästhetische Wirkung erfahren haben; es sey nun, daß es an dem Gegenstand, oder an unserer Empfindungsweise oder (wie fast immer der Fall ist) an beiden zugleich gelegen habe.

Da in der Wirklichkeit keine rein ästhetische Wirkung anzutreffen ist, (denn der Mensch kann nie aus der Abhängigkeit der Kräfte treten) so kann die Vortreflichkeit eines Kunstwerks bloß in seiner größern Annäherung zu jenem Ideale ästhetischer Reinigkeit bestehen, und bey aller Freyheit, zu der man es steigern mag, werden wir es doch immer in einer besondern Stimmung und mit einer eigenthümlichen Richtung verlassen. Je allgemeiner nun die Stimmung, und je weniger eingeschränkt die Richtung ist, welche unserm Gemüth durch eine bestimmte Gattung der Künste und durch ein bestimmtes Produkt aus derselben gegeben wird, desto edler ist jene Gattung und desto vortreflicher ein solches Produkt. Man kann dieß mit Werken aus verschiedenen Künsten und mit verschiedenen Werken der nehmlichen Kunst versuchen. Wir verlassen eine schöne Musik mit reger Empfindung, ein schönes Gedicht mit belebter Einbildungskraft, ein schönes Bildwerk und Gebäude mit aufgewecktem Verstand; wer uns aber unmittelbar nach einem hohen musikalischen Genuß zu abgezogenem Denken einladen, unmittelbar nach einem hohen poetischen Genuß in einem abgemessenen Geschäft des gemeinen Lebens ge-

brauchen, unmittelbar nach Betrachtung schöner Malereien und Bildhauerwerke unsre Einbildungskraft erheben, und unser Gefühl überraschen wollte, der würde seine Zeit nicht gut wählen. Die Ursache ist, weil auch die geistreichste Musik durch ihre Materie noch immer in einer größern Affinität zu den Sinnen steht, als die wahre ästhetische Freiheit duldet, weil auch das glücklichste Gedicht von dem willkürlichen und zufälligen Spiele der Imagination, als seines Mediums, noch immer mehr participiert, als die innere Nothwendigkeit des wahrhaft Schönen verstatet, weil auch das trefflichste Bildwerk und dieses vielleicht am meisten, durch die Bestimmtheit seines Begriffs an die ernste Wissenschaft grenzt. Indessen verlieren sich diese besondern Affinitäten mit jedem höhern Grade, den ein Werk aus diesen drei Kunstgattungen erreicht, und es ist eine nothwendige und natürliche Folge ihrer Vollendung, daß, ohne Verrückung ihrer objektiven Grenzen, die verschiedenen Künste in ihrer Wirkung auf das Gemüth einander immer ähnlicher werden. Die Musik in ihrer höchsten Beredlung muß Gestalt werden, und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunst in ihrer höchsten Vollendung muß Musik werden und uns durch unmittelbare sinnliche Gegenwart rühren; die Poesie, in ihrer vollkommensten Ausbildung muß uns, wie die Tonkunst mächtig fassen, zugleich aber, wie die Plastik, mit ruhiger Klarheit umgeben. Darinn eben zeigt sich der vollkommene Geist in jeglicher Kunst, daß er die specifischen Schranken derselben zu entfernen weiß, ohne doch ihre specifischen Vorzüge mit aufzuheben, und durch eine weise Benutzung ihrer Eigenthümlichkeit ihr einen mehr allgemeinen Charakter ertheilt.

Und nicht bloß die Schranken, welche der spezifische Charakter seiner Kunstgattung mit sich bringt, auch diejenigen, welche dem besondern Stoffe, den er bearbeitet, anhängig sind, muß der Künstler durch die Behandlung überwinden. In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erhaben und weitumfassend er auch sey, wirkt also jederzeit einschränkend auf den Geist, und nur von der Form ist wahre ästhetische Freyheit zu erwarten. Darinn also besteht das eigentliche Kunstgeheimniß des Meisters, daß er den Stoff durch die Form vertilgt; und je imposanter, anmaßender, verführerischer der Stoff an sich selbst ist, je eigenmächtiger derselbe mit seiner Wirkung sich vordrängt, oder je mehr der Betrachter geneigt ist, sich unmittelbar mit dem Stoff einzulassen, desto triumphirender ist die Kunst, welche jenen zurückzwingt und über diesen die Herrschaft behauptet. Das Gemüth des Zuschauers und Zuhörers muß völlig frey und unverletzt bleiben, es muß aus dem Zauberkreise des Künstlers rein und vollkommen, wie aus den Händen des Schöpfers gehn. Der frivolste Gegenstand muß so behandelt werden, daß wir aufgelegt bleiben, unmittelbar von demselben zu dem strengsten Ernste überzugehen. Der ernsteste Stoff muß so behandelt werden, daß wir die Fähigkeit behalten, ihn unmittelbar mit dem leichtesten Spiele zu vertauschen. Künste des Affekts, dergleichen die Tragödie ist, sind kein Einwurf: denn erstlich sind es keine ganz freyen Künste, da sie unter der Dienstbarkeit eines besondern Zweckes (des Pathetischen) stehen,

und dann wird wohl kein wahrer Kunstkenner läugnen, daß Werke, auch selbst aus dieser Klasse, um so vollkommener sind, je mehr sie auch im höchsten Sturme des Affekts die Gemüthsfreyheit schonen. Eine schöne Kunst der Leidenschaft giebt es, aber eine schöne leidenschaftliche Kunst ist ein Widerspruch, denn der unausbleibliche Effekt des Schönen ist Freyheit von Leidenschaften. Nicht weniger widersprechend ist der Begriff einer schönen lehrenden (didaktischen) oder bessernden (moralischen) Kunst, denn nichts streitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüth eine bestimmte Tendenz zu geben.

Nicht immer beweist es indessen eine Formlosigkeit in dem Werke, wenn es bloß durch seinen Inhalt Effekt macht; es kann eben so oft von einem Mangel an Form in dem Beurtheiler zeugen. Ist dieser entweder zu gespannt oder zu schlaff; ist er gewohnt, entweder bloß mit dem Verstand oder bloß mit den Sinnen aufzunehmen, so wird er sich auch bey dem glücklichsten Ganzen nur an die Theile, und bey der schönsten Form nur an die Materie halten. Nur für das rohe Element empfänglich muß er die aesthetische Organisation eines Werks erst zerstören, ehe er einen Genuß daran findet, und das Einzelne sorgfältig auffcharren, das der Meister mit unendlicher Kunst in der Harmonie des Ganzen verschwinden machte. Sein Interesse daran ist schlechterdings entweder moralisch oder physisch, nur gerade, was es seyn soll, aesthetisch ist es nicht. Solche Leser genießen ein ernsthaftes und pathetisches Gedicht, wie eine Predigt, und ein naives oder scherzhaftes, wie ein berauschesendes Getränk; und waren sie geschmacklos ge-



nug, von einer Tragödie und Epopee, wenn es auch eine  
Messiade wäre, Erbauung zu verlangen, so werden  
sie an einem anacreontischen oder satullischen Lied un-  
fehlbar ein Vergerniß nehmen.

## Drey und zwanzigster Brief.

Ich nehme den Faden meiner Untersuchung wieder auf, den ich nur darum abgerissen habe, um von den aufgestellten Sätzen die Anwendung auf die ausübende Kunst und auf die Beurtheilung ihrer Werke zu machen.

Der Uebergang von dem leidenden Zustande des Empfindens zu dem thätigen des Denkens und Willens geschieht also nicht anders, als durch einen mittleren Zustand ästhetischer Freyheit, und obgleich dieser Zustand an sich selbst weder für unsere Einsichten, noch Gesinnungen etwas entscheidet, mithin unsern intellektuellen und moralischen Werth ganz und gar problematisch läßt, so ist er doch die nothwendige Bedingung, unter welcher allein wir zu einer Einsicht und zu einer Gesinnung gelangen können. Mit einem Wort: es giebt keinen andern Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als daß man denselben zuvor ästhetisch macht.

Aber, möchten Sie mir einwenden, sollte diese Vermittlung durchaus unentbehrlich seyn? Sollten Wahrheit und Pflicht nicht auch schon für sich allein und durch sich selbst bey dem sinnlichen Menschen Eingang finden können? Hierauf muß ich antworten: sie können nicht nur, sie sollen schlechterdings ihre bestimmende Kraft bloß sich selbst zu verdanken haben, und nichts würde meinen bisherigen Behauptungen widersprechender seyn, als wenn sie das Ansehen hätten, die entgegengesetzte Meinung in Schutz zu nehmen. Es ist ausdrücklich be-

wiesen worden, daß die Schönheit kein Resultat weder für den Verstand noch den Willen gebe, daß sie sich in kein Geschäft weder des Denkens noch des Entschliessens mische, daß sie zu beiden bloß das Vermögen ertheile, aber über den wirklichen Gebrauch dieses Vermögens durchaus nichts bestimme. Bey diesem fällt alle fremde Hülfe hinweg, und die reine logische Form, der Begriff, muß unmittelbar zu dem Verstand, die reine moralische Form, das Gesetz, unmittelbar zu dem Willen reden.

Aber daß sie dieses überhaupt nur könne — daß es überhaupt nur eine reine Form für den sinnlichen Menschen gebe, dieß, behaupte ich, muß durch die aesthetische Stimmung des Gemüths erst möglich gemacht werden. Die Wahrheit ist nichts, was so wie die Wirklichkeit oder das sinnliche Daseyn der Dinge von außen empfangen werden kann; sie ist etwas, das die Denkkraft selbstthätig und in ihrer Freyheit hervorbringt, und diese Selbstthätigkeit, diese Freyheit ist es ja eben, was wir bey dem sinnlichen Menschen vermiffen. Der sinnliche Mensch ist schon (physisch) bestimmt, und hat folglich keine freye Bestimmbarkeit mehr: diese verlorne Bestimmbarkeit muß er nothwendig erst zurück erhalten, eh' er die leidende Bestimmung mit einer thätigen vertauschen kann. Er kann sie aber nicht anders zurückerhalten, als entweder indem er die passive Bestimmung verliert, die er hatte, oder indem er die aktive schon in sich enthält, zu welcher er übergehen soll. Verlöre er bloß die passive Bestimmung, so würde er zugleich mit derselben auch die Möglichkeit einer aktiven verlieren, weil der Gedanke einen Körper braucht, und die Form nur an

einem Stoffe realisiert werden kann. Er wird also die-  
 letztere schon in sich enthalten, er wird zugleich leidend  
 und thätig bestimmt seyn, das heißt, er wird aesthe-  
 tisch werden müssen.

Durch die aesthetische Gemüthsstimmung wird also  
 die Selbstthätigkeit der Vernunft schon auf dem Felde  
 der Sinnlichkeit eröffnet, die Macht der Empfindung  
 schon innerhalb ihrer eigenen Grenzen gebrochen, und  
 der physische Mensch so weit veredelt, daß nunmehr der  
 geistige sich nach Gesetzen der Freiheit aus demselben bloß  
 zu entwickeln braucht. Der Schritt von dem aesthetischen  
 Zustand zu dem logischen und moralischen (von der  
 Schönheit zur Wahrheit und zur Pflicht) ist daher un-  
 endlich leichter, als der Schritt von dem physischen Zu-  
 stande zu dem aesthetischen (von dem bloßen blinden Le-  
 ben zur Form) war. Jenen Schritt kann der Mensch  
 durch seine bloße Freiheit vollbringen, da er sich bloß  
 zu nehmen, und nicht zu geben, bloß seine Natur zu  
 vereinzeln, nicht zu erweitern braucht; der aesthetisch  
 gestimmte Mensch wird allgemein gültig urtheilen, und  
 allgemein gültig handeln, sobald er es wollen wird.  
 Den Schritt von der rohen Materie zur Schönheit,  
 wo eine ganz neue Thätigkeit in ihm eröffnet werden  
 soll, muß die Natur ihm erleichtern, und sein Wille  
 kann über eine Stimmung nichts gebieten, die ja dem  
 Willen selbst erst das Daseyn giebt. Um den aesthetischen  
 Menschen zur Einsicht und grossen Gefinnungen zu füh-  
 ren, darf man ihm weiter nichts, als wichtige Anlässe  
 geben; um von dem sinnlichen Menschen eben das zu  
 erhalten, muß man erst seine Natur verändern. Bey  
 jenem braucht es oft nichts, als die Aufforderung-einer

erhabenen Situation, (die am unmittelbarsten auf das Willensvermögen wirkt) um ihn zum Held und zum Weisen zu machen; diesen muß man erst unter einen andern Himmel versetzen.

Es gehört also zu den wichtigsten Aufgaben der Kultur, den Menschen auch schon in seinem bloß physischen Leben der Form zu unterwerfen, und ihn so weit das Reich der Schönheit nur immer reichen kann, ästhetisch zu machen, weil nur aus dem aesthetischen nicht aber aus dem physischen Zustand der moralische sich entwickeln kann. Soll der Mensch in jedem einzelnen Fall das Vermögen besitzen, sein Urtheil und seinen Willen zum Urtheil der Gattung zu machen, soll er aus jedem beschränkten Daseyn den Durchgang zu einem unendlichen finden, aus jedem abhängigen Zustand zur Selbstständigkeit und Freiheit den Aufschwung nehmen können; so muß dafür gesorgt werden, daß er in keinem Momente bloß Individuum sey, und bloß dem Naturgesetz diene. Soll er fähig und fertig seyn, aus dem engen Kreis der Naturzwecke sich zu Vernunftzwecken zu erheben, so muß er sich schon innerhalb der erstern für die letztern geübt, und schon seine physische Bestimmung mit einer gewissen Freiheit der Geister, d. i. nach Gesetzen der Schönheit ausgeführt haben.

Und zwar kann er dieses, ohne dadurch im geringsten seinem physischen Zweck zu widersprechen. Die Anforderungen der Natur an ihn gehen bloß auf das, was er wirkt, auf den Inhalt seines Handelns, über die Art, wie er wirkt, über die Form desselben, ist durch die Naturzwecke nichts bestimmt. Die Anforderun-  
Die Hören. 1795. 6tes St.

gen der Vernunft hingegen sind streng auf die Form seiner Thätigkeit gerichtet. So nothwendig es also für seine moralische Bestimmung ist, daß er rein moralisch sey, daß er eine absolute Selbstthätigkeit beweise, so gleichgültig ist es für seine physische Bestimmung, ob er rein physisch ist, ob er sich absolut leidend verhält. In Rücksicht auf diese letztere ist es also ganz in seine Willkühr gestellt, ob er sie bloß als Sinnenwesen, und als Naturkraft (als eine Kraft nehmlich, welche nur wirkt, je nachdem sie erleidet) oder ob er sie zugleich als absolute Kraft, als Vernunftwesen ausführen will, und es dürfte wohl keine Frage seyn, welches von beiden seiner Würde mehr entspricht. Vielmehr so sehr es ihn erniedrigt und schändet, dasjenige aus sinnlichem Antriebe zu thun, wozu er sich aus reinen Motiven der Pflicht bestimmt haben sollte, so sehr ehrt und adelt es ihn, auch da nach Geschmäßigkeit, nach Harmonie, nach Unbeschränktheit zu streben, wo der gemeine Mensch nur sein erlaubtes Verlangen stillt. \* Mit einem Wort: da, wo der Form-

\* Diese geistreiche und aesthetisch freye Behandlung gemeiner Wirklichkeit ist, wo man sie auch antrifft, das Kennzeichen einer edeln Seele. Edel ist überhaupt ein Gemüth zu nennen, welches die Gabe besitzt, auch das beschränkteste Geschäft und den kleinlichsten Gegenstand durch die Behandlungsweise in ein Unendliches zu verwandeln. Edel heißt jede Form, welche dem, was seiner Natur nach bloß dient (bloßes Mittel ist), das Gepräge der Selbstständigkeit ausdrückt. Ein edler Geist begnügt sich nicht damit, selbst frey zu seyn, er muß alles andere um sich her, auch das Leblose, in Freyheit setzen. Schönheit aber

trieb herrschen soll, im Gebiete der Wahrheit und Moralität, darf keine Materie mehr seyn, darf die Empfin-

ist der einzig mögliche Ausdruck der Freyheit in der Erscheinung. Der vorherrschende Ausdruck des Verstandes in einem Gesicht, einem Kunstwerk u. dgl. kann daher niemals edel ausfallen, wie er denn auch niemals schön ist, weil er die Abhängigkeit (welche von der Zweckmäßigkeit zu trennen ist) heraushebt, anstatt sie zu verbergen.

Der Moralphilosoph lehrt uns zwar, daß man nie mehr thun könne als seine Pflicht, und er hat vollkommen recht, wenn er bloß die Beziehung meynt, welche Handlungen auf das Moralgesetz haben. Aber bey Handlungen, welche sich bloß auf einen Zweck beziehen, über diesen Zweck noch hinaus ins Uebersinnliche gehen (welches hier nichts anders heißen kann als das physische aesthetisch ausführen) heißt zugleich über die Pflicht hinaus gehen, indem diese nur vorschreiben kann, daß der Wille heilig sey, nicht daß auch schon die Natur sich geheiligt habe. Es giebt also zwar kein moralisches, aber es giebt ein aesthetisches Uebertreffen der Pflicht, und ein solches Betragen heißt edel. Eben deswegen aber, weil bey dem Edeln immer ein Ueberfluß wahrgenommen wird, indem dasjenige auch einen freyen formalen Werth besitzt, was bloß einen materialen zu haben brauchte, oder mit dem innern Werth, den es haben soll, noch einen äußern, der ihm fehlen dürfte, vereinigt, so haben manche aesthetischen Ueberfluß mit einem moralischen verwechselt, und von der Erscheinung des Edeln verführt, eine Willkühr und Zu-

Dung nichts zu bestimmen haben; aber da, wo der Sachtrieb regiert, im Bezirke der Glückseligkeit, darf Form seyn, und darf der Spieltrieb gebieten.

Also hier schon, auf dem gleichgültigen Felde des physischen Lebens, muß der Mensch sein moralisches anfangen; noch in seinem Leiden muß er seine Selbstthätigkeit, noch innerhalb seiner sinnlichen Schranken seine Vernunftfreiheit beginnen. Schon seinen Neigungen muß er das Gesetz seines Willens auflegen; er muß, wenn

fälligkeit in die Moralität selbst hinein getragen, wodurch sie ganz würde aufgehoben werden.

Von einem edeln Betragen ist ein erhabenes zu unterscheiden. Das erste geht über die sittliche Verbindlichkeit noch hinaus, aber nicht so das letztere, obgleich wir es ungleich höher als jenes achten. Wir achten es aber nicht deswegen, weil es der Vernunftbegriff seines Objekts (des Moralgesetzes) sondern weil es den Erfahrungsbegriff seines Subjekts (unsre Kenntnisse menschlicher Willensgüte und Willensstärke) übertrifft, so schätzen wir umgekehrt ein edles Betragen nicht darum, weil es die Natur des Subjekts überschreitet, aus der es vielmehr völlig zwanglos hervorfließen muß, sondern weil es über die Natur seines Objekts (den physischen Zweck) hinaus in das Geisterreich schreitet. Dort, möchte man sagen, erstaunen wir über den Sieg, den der Gegenstand über den Menschen davon trägt; hier bewundern wir den Schwung, den der Mensch dem Gegenstande giebt.



Sie mir den Ausdruck verstaten wollen, den Krieg gegen die Materie in ihre eigene Grenze spielen, damit er es überhoben sey, auf dem heiligen Boden der Freyheit gegen diesen furchtbaren Feind zu fechten; er muß lernen edler begehren, damit er nicht nöthig habe, erhaben zu wollen. Dieses wird geleistet durch aesthetische Kultur, welche alles das, worüber weder Naturgesetze die menschliche Willkühr binden, noch Vernunftgesetze, Gesetzen der Schönheit unterwirft, und in der Form, die sie dem äußern Leben giebt, schon das innere eröfnet.

## Zier und zwanzigster Brief.

Es lassen sich also drey verschiedene Momente oder Stufen der Entwicklung unterscheiden, die sowohl der einzelne Mensch als die ganze Gattung nothwendig und in einer bestimmten Ordnung durchlaufen müssen, wenn sie den ganzen Kreis ihrer Bestimmung erfüllen sollen. Durch zufällige Ursachen, die entweder in dem Einfluß der äußern Dinge oder in der freyen Willkühr des Menschen liegen, können zwar die einzelnen Perioden bald verlängert, bald abgekürzt, aber keine kann ganz übersprungen, und auch die Ordnung, in welcher sie auf einander folgen, kann weder durch die Natur, noch durch den Willen umgekehrt werden. Der Mensch in seinem physischen Zustand erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem aesthetischen Zustand, und er beherrscht sie in dem moralischen.

Was ist der Mensch, ehe die Schönheit die freye Lust ihm entlockt, und die ruhige Form das wilde Leben besänftigt? Ewig einförmig in seinen Zwecken, ewig wechselnd in seinen Urtheilen, selbstsüchtig ohne Er Selbst zu seyn, ungebunden ohne frey zu seyn, Sklave ohne einer Regel zu dienen. In dieser Epoche ist ihm die Welt bloß Schicksal, noch nicht Gegenstand, alles hat nur Existenz für ihn, insofern es ihm Existenz verschafft, was ihm weder giebt noch nimmt, ist ihm gar nicht vorhanden. Einzeln und abgeschnitten, wie er sich selbst in der Reihe der Wesen findet, steht jede Erscheinung vor ihm da. Alles, was ist, ist ihm durch das

Machtwort des Augenblicks, jede Veränderung ist ihm eine ganz frische Schöpfung, weil mit dem Nothwendigen in ihm die Nothwendigkeit außer ihm fehlt, welche die wechselnden Gestalten in ein Weltall zusammenbindet, und, indem das Individuum flieht, das Gesetz auf dem Schauplatze fest hält. Umsonst läßt die Natur ihre reiche Mannichfaltigkeit an seinen Sinnen vorüber gehen; er sieht in ihrer herrlichen Fülle nichts, als seine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als seinen Feind. Entweder er stürzt auf die Gegenstände, und will sie in sich reißen in der Begierde; oder die Gegenstände dringen zerstörend auf ihn ein, und er stößt sie von sich, in der Verabscheuung. In beyden Fällen ist sein Verhältniß zur Sinnenwelt unmittelbare Berührung, und ewig von ihrem Andrang geängstigt, rastlos von dem gebieterischen Bedürfniß gequält, findet er nirgends Ruhe als in der Ermattung, und nirgends Grenzen als in der erschöpften Begier.

Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen  
 Kraftvolles Mark ist fein . . . . .  
 Gewisses Erbtheil; doch es schmiedete  
 Der Gott um seine Stirn ein ehern Band,  
 Rath, Mäßigung und Weißheit und Geduld  
 Verborg er seinem scheuen düstern Blick.  
 Es wird zur Wuth ihm jegliche Begier,  
 Und grenzenlos dringt seine Wuth umher.

Iphigenie auf Tauris.

Mit seiner Menschenwürde unbekannt, ist er weit  
 entfernt sie in andern zu ehren, und der eignen wilden

Hier sich bewußt, fürchtet er sie in jedem Geschöpf, das ihm ähnlich sieht. Nie erblickt er andre in sich, nur sich in andern, und die Gesellschaft, anstatt ihn zur Gattung auszudehnen, schließt ihn nur enger und enger in sein Individuum ein. In dieser dumpfen Beschränkung irrt er durch das nachtvollte Leben, bis eine günstige Natur die Last des Stoffes von seinen verfinsterten Sinnen wälzt, die Reflexion ihn selbst von den Dingen scheidet, und im Wiederscheine des Bewußtseyns sich endlich die Gegenstände zeigen.

Dieser Zustand roher Natur läßt sich freylich, so wie er hier geschildert wird, bey keinem bestimmten Volk und Zeitalter nachweisen; er ist bloß Idee, aber eine Idee, mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen aufs genaueste zusammen stimmt. Der Mensch, kann man sagen, war nie ganz in diesem thierischen Zustand, aber er ist ihm auch nie ganz entflohen. Auch in den rohesten Subjekten findet man unverkennbare Spuren von Vernunftfreyheit, so wie es in den gebildetsten nicht an Momenten fehlt, die an jenen düstern Naturstand erinnern. Es ist dem Menschen einmal eigen, das Höchste und das Niedrigste in seiner Natur zu vereinigen, und wenn seine Würde auf einer strengen Unterscheidung des einen von dem andern beruht, so beruht auf einer geschickten Aufhebung dieses Unterschieds seine Glückseligkeit. Die Kultur, welche seine Würde mit seiner Glückseligkeit in Uebereinstimmung bringen soll, wird also für die höchste Reinheit jener beyden Principien in ihrer innigsten Vermischung zu sorgen haben.

Die erste Erscheinung der Vernunft in dem Menschen ist darum noch nicht auch der Anfang seiner Menschheit. Diese wird erst durch seine Freiheit entschieden, und die Vernunft fängt erstlich damit an, seine sinnliche Abhängigkeit grenzenlos zu machen; ein Phänomen, das mir für seine Wichtigkeit und Allgemeinheit noch nicht gehörig entwickelt scheint. Die Vernunft, wissen wir, giebt sich in dem Menschen durch die Forderung des Absoluten (auf sich selbst gegründeten und nothwendigen) zu erkennen, welche, da ihr in keinem einzelnen Zustand seines physischen Lebens Genüge geleistet werden kann, ihn das physische ganz und gar zu verlassen, und von einer beschränkten Wirklichkeit zu Ideen aufzusteigen nöthigt. Aber obgleich der wahre Sinn jener Forderung ist, ihn den Schranken der Zeit zu entreißen und von der sinnlichen Welt zu einer Idealwelt empor zu führen, so kann sie doch, durch eine (in dieser Epoche der herrschenden Sinnlichkeit kaum zu vermeidende) Mißdeutung auf das physische Leben sich richten, und den Menschen, anstatt ihn unabhängig zu machen, in die furchtbarste Knechtschaft stürzen.

Und so verhält es sich auch in der That. Auf den Flügeln der Einbildungskraft verläßt der Mensch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die bloße Thierheit sich einschließt, um vorwärts nach einer unbeschränkten Zukunft zu streben; aber indem vor seiner schwindelnden Imagination das Unendliche aufgeht, hat sein Herz noch nicht aufgehört im Einzelnen zu leben, und dem Augenblick zu dienen. Mitten in seiner Thierheit überrascht ihn der Trieb zum Absoluten — und da

In diesem dumpfen Zustande alle seine Bestrebungen bloß auf das Materielle und Zeitliche gehen, und bloß auf sein Individuum sich begrenzen, so wird er durch jene Forderung bloß veranlaßt, sein Individuum, anstatt von demselben zu abstrahiren, ins Endlose auszudehnen, anstatt nach Form nach einem unverfiegenden Stoff, anstatt nach dem Unveränderlichen nach einer ewig dauernden Veränderung und nach einer absoluten Versicherung seines zeitlichen Daseyns zu streben. Der nehmliche Trieb, der ihn auf sein Denken und Thun angewendet zur Wahrheit und Moralität führen sollte, bringt jetzt, auf sein Leiden und Empfinden bezogen; nichts als ein unbegrenztes Verlangen, als ein absolutes Bedürfnis hervor. Die ersten Früchte, die er in dem Geisterreich ärndtet, sind also Sorge und Furcht; beides Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die sich in ihrem Gegenstand vergreift, und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieses Baumes sind alle unbedingte Glückseligkeitsysteme, sie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben, oder, was sie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenstand haben. Eine grenzenlose Dauer des Daseyns und Wohlfeyns, bloß um des Daseyns und Wohlfeyns willen, ist bloß ein Ideal der Begierde, mithin eine Forderung, die nur von einer ins Absolute strebenden Thierheit kann aufgeworfen werden. Ohne also durch eine Vernunftäußerung dieser Art etwas für seine Menschheit zu gewinnen, verliert er dadurch bloß die glückliche Beschränktheit des Thiers, vor welchem er nun bloß den unbeneidenswerthen Vorzug besitzt, über dem Streben in die Ferne den Besitz der Gegenwart zu verlieren, ohne doch in der ganzen

grenzenlosen Ferne je etwas anders als die Gegenwart zu suchen.

Aber wenn sich die Vernunft auch in ihrem Objekt nicht vergreift, und in der Frage nicht irrt, so wird die Sinnlichkeit noch lange Zeit die Antwort verfälschen. Sobald der Mensch angefangen hat, seinen Verstand zu brauchen und die Erscheinungen umher nach Ursachen und Zwecken zu verknüpfen, so dringt die Vernunft, ihrem Begriffe gemäß, auf eine absolute Verknüpfung und auf einen unbedingten Grund. Um sich eine solche Forderung auch nur aufwerfen zu können, muß der Mensch über die Sinnlichkeit schon hinausgeschritten seyn; aber eben dieser Forderung bedient sie sich, um den Flüchtling zurückzuzubohlen. Hier wäre nemlich der Punkt, wo er die Sinnenwelt ganz und gar verlassen, und zum reinen Ideenreich sich aufschwingen mußte; denn der Verstand bleibt ewig innerhalb des Bedingten stehen und fragt ewig fort, ohne je auf ein Letztes zu gerathen. Da aber der Mensch, von dem hier geredet wird, einer solchen Abstraktion noch nicht fähig ist, so wird er, was er in seinem sinnlichen Erkenntnißkreise nicht findet, und über denselben hinaus in der reinen Vernunft noch nicht sucht, unter demselben in seinem Gefühlkreise suchen und dem Scheine nach finden. Die Sinnlichkeit zeigt ihm zwar nichts, was sein eigener Grund wäre, und sich selbst das Gesetz gäbe; aber sie zeigt ihm etwas, was von keinem Grunde weiß, und kein Gesetz achtet. Da er also den fragenden Verstand durch keinen letzten und innern Grund zur Ruhe bringen kann, so bringt er ihn durch den Begriff des Grundlosen wenigstens zum Schweigen, und bleibt innerhalb.

der blinden Nöthigung der Materie stehen, da er die erhabene Nothwendigkeit der Vernunft noch nicht zu erfassen vermag. Weil die Sinnlichkeit keinen andern Zweck kennt, als ihren Vortheil, und sich durch keine andre Ursache als den blinden Zufall getrieben fühlt, so macht er jenen zum Bestimmer seiner Handlungen, und diesen zum Beherrscher der Welt.

Selbst das Heilige im Menschen, das Moralgesetz, kann bey seiner ersten Erscheinung in der Sinnlichkeit dieser Verfälschung nicht entgehen. Da es bloß verbietend und gegen das Interesse seiner sinnlichen Selbstliebe spricht, so muß es ihm solange als etwas auswärtiges erscheinen, als er noch nicht dahin gelangt ist, jene Selbstliebe als das Auswärtige und die Stimme der Vernunft als sein wahres Selbst anzusehen. Er empfindet also bloß die Fesseln, welche die letztere ihm anlegt, nicht die unendliche Befreyung, die sie ihm verschafft. Ohne die Würde des Gesetzgebers in sich zu ahnen, empfindet er bloß den Zwang und das ohnmächtige Widerstreben des Untertans. Weil der sinnliche Trieb dem moralischen in seiner Erfahrung vorher geht, so giebt er dem Gesetz der Nothwendigkeit einen Anfang in der Zeit, einen positiven Ursprung, und durch den unglücklichsten aller Irthümer macht er das Unveränderliche und Ewige in Sich zu einem Accidens des Vergänglichen. Er überredet sich die Begriffe von Recht und Unrecht als Statuten anzusehen, die durch einen Willen eingeführt wurden, nicht die an sich selbst und in alle Ewigkeit gültig sind. Wie er in Erklärung einzelner Naturphänomene über die Natur hinaus schreitet, und außerhalb derselben sucht, was nur in ihrer in-



nen Gesetzmäßigkeit kann gefunden werden, eben so schreitet er in Erklärung des Sittlichen über die Vernunft hinaus, und verscherzt seine Menschheit, indem er auf diesem Weg eine Gottheit sucht. Kein Wunder, wenn eine Religion, die mit Wegwerfung seiner Menschheit erkaufte wurde, sich einer solchen Abstammung würdig zeigt, wenn er Gesetze, die nicht von Ewigkeit her banden, auch nicht für unbedingt und in alle Ewigkeit bindend hält. Er hat es nicht mit einem heiligen, bloß mit einem mächtigen Wesen zu thun. Der Geist seiner Gottesverehrung ist also Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schätzung erhebt.

Obgleich diese mannichfaltigen Abweichungen des Menschen von dem Ideale seiner Bestimmung nicht alle in der nehmlichen Epoche statt haben können, indem derselbe von der Gedankenlosigkeit zum Irrthum, von der Willenlosigkeit zur Willensverderbnis mehrere Stufen zu durchwandern hat, so gehören doch alle zum Gefolge des physischen Zustandes, weil in allen der Trieb des Lebens über den Formtrieb den Meister spielt. Es sey nun, daß die Vernunft in dem Menschen noch gar nicht gesprochen habe, und das Physische noch mit blinder Nothwendigkeit über ihn herrsche; oder daß sich die Vernunft noch nicht genug von den Sinnen gereinigt habe, und das Moralische dem Physischen noch diene, so ist in beiden Fällen das einzige in ihm gewalthabende Princip ein materielles und der Mensch wenigstens seiner letzten Tendenz nach ein sinnliches Wesen; mit dem einzigen Unterschied, daß er in dem ersten Fall ein vernunftloses, in dem zweyten ein vernünftiges Thier ist. Er soll aber

Keines von beidem, er soll Mensch seyn; die Natur soll ihn nicht ausschliessend und die Vernunft soll ihn nicht bedingt beherrschen. Beide Gesetzgebungen sollen vollkommen unabhängig von einander bestehen, und dennoch vollkommen einig seyn.

## Fünf und zwanzigster Brief.

Solange der Mensch, in seinem ersten physischen Zustande, die Sinnenwelt bloß leidend in sich aufnimmt, bloß empfindet, ist er auch noch völlig Eins mit derselben, und eben weil er selbst bloß Welt ist, so ist für ihn noch keine Welt. Erst, wenn er in seinem ästhetischen Stande, sie ausser sich stellt oder betrachtet, sondert sich seine Persönlichkeit von ihr ab, und es erscheint ihm eine Welt, weil er aufgehört hat, mit derselben Eins auszumachen. \*

- \* Ich erinnere noch einmal, daß diese beiden Perioden zwar in der Idee nothwendig von einander zu trennen sind, in der Erfahrung aber sich mehr oder weniger vermischen. Auch muß man nicht denken, als ob es eine Zeit gegeben habe, wo der Mensch nur in diesem physischen Stande sich befunden, und eine Zeit, wo er sich ganz von demselben losgemacht hätte. Sobald der Mensch einen Gegenstand sieht, so ist er schon nicht mehr in einem bloß physischen Zustand, und solange er fortfahren wird, einen Gegenstand zu sehen, wird er auch jenem physischen Stand nicht entlaufen, weil er ja nur sehen kann, insofern er empfindet. Jene drey Momente, welche ich am Anfang des 24sten Briefs nahmhafte machte, sind also zwar im Ganzen betrachtet, drey verschiedene Epochen für die Entwicklung der ganzen Menschheit, und für die ganze Entwicklung eines einzelnen Menschen, aber sie lassen sich auch

Die Betrachtung (Reflexion) ist das erste liberale Verhältniß des Menschen zu dem Weltall, das ihn umgibt. Wenn die Begierde ihren Gegenstand unmittelbar ergreift, so rückt die Betrachtung den ihrigen in die Ferne, und macht ihn eben dadurch zu ihrem wahren und unverlierbaren Eigenthum, daß sie ihn vor der Leidenschaft flüchtet. Die Nothwendigkeit der Natur, die ihn im Zustand der bloßen Empfindung mit ungetheilter Gewalt beherrschte, läßt bey der Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit selbst, das ewig wandelnde, steht still, indem des Bewußtseyns zerstreute Strahlen sich sammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die Form, reflektiert sich auf dem vergänglichen Grunde. Sobald es Licht wird in dem Menschen, ist auch ausser ihm keine Nacht mehr; sobald es stille wird in ihm, legt sich auch der Sturm in dem Weltall, und die streitenden Kräfte der Natur finden Ruhe zwischen bleibenden Grenzen. Daher kein Wunder, wenn die uralten Dichtungen von dieser großen Begebenheit im Innern des Menschen als von einer Revolution in der Aussenwelt reden, und den Gedanken, der über die Zeitgesetze siegt, unter dem Bilde des Zeus versinnlichen, der das Reich des Saturnus endigt.

Aus einem Sklaven der Natur, solange er sie bloß empfindet, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, sobald er sie denkt. Die ihn vordem nur als Macht beherrschte,

bey jeder einzelnen Wahrnehmung eines Objekts unterscheiden, und sind mit einem Wort die nothwendigen Bedingungen jeder Erkenntniß, die wir durch die Sinne erhalten.

steht jetzt als Objekt vor seinem richtenden Blick. Was ihm Objekt ist, hat keine Gewalt über ihn; denn um Objekt zu seyn, muß es die seinige erfahren. So weit er der Materie Form giebt und solange er sie giebt, ist er ihren Wirkungen unverletzlich; denn einen Geist kann nichts verletzen, als was ihm die Freiheit raubt, und er beweist ja die seinige, indem er das Formlose bildet. Nur wo die Masse schwer und gestaltlos herrscht, und zwischen unsichern Grenzen die trüben Umrisse wanken, hat die Furcht ihren Sitz; jedem Schreckniß der Natur ist der Mensch überlegen, sobald er ihm Form zu geben und es in sein Objekt zu verwandeln weiß. So wie er anfängt, seine Selbstständigkeit gegen die Natur als Erscheinung zu behaupten, so behauptet er auch gegen die Natur als Macht seine Würde, und mit edler Freiheit richtet er sich auf gegen seine Götter. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit geängstigt hatten, und überraschen ihn mit seinem eignen Bild, indem sie seine Vorstellung werden. Das göttliche Monstrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubthiers die Welt verwaltet, zieht sich in der griechischen Phantasie in den freundlichen Contour der Menschheit zusammen, das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft ist durch die unendliche Form gebändigt.

Aber indem ich bloß einen Ausgang aus der materiellen Welt und einen Uebergang in die Geisterwelt suchte, hat mich der freye Lauf meiner Einbildungskraft schon mitten in die letztere hineingeführt. Die Schönheit, die wir suchen, liegt bereits hinter uns, und wir haben sie übersprungen, indem wir von dem bloßen Leben un-

Die Hören. 1795. 6tes St.

mittelbar zu der keinen Gestalt, und zu dem reinen Objekt übergiengen. Ein solcher Sprung ist nicht in der menschlichen Natur, und um gleichen Schritt mit dieser zu halten, werden wir zu der Sinnenwelt wieder umkehren müssen.

Die Schönheit ist allerdings das Werk der freien Betrachtung, und wir treten mit ihr in die Welt der Ideen — aber was wohl zu bemerken ist, ohne darum die sinnliche Welt zu verlassen, wie bey Erkenntniß der Wahrheit geschieht. Diese ist das reine Produkt der Absonderung von allem, was materiell und zufällig ist, keines Objekt, in welchem keine Schranke des Subjekts zurückbleiben darf, reine Selbstthätigkeit ohne Vermischung eines Leidens. Zwar giebt es auch von der höchsten Abstraktion einen Rückweg zur Sinnlichkeit, denn der Gedanke rührt die innere Empfindung, und die Vorstellung logischer und moralischer Einheit geht in ein Gefühl sinnlicher Uebereinstimmung über. Aber wenn wir uns an Erkenntnissen ergötzen, so unterscheiden wir sehr genau unsere Vorstellung von unserer Empfindung, und sehen diese letztere als etwas zufälliges an, was gar wohl wegbleiben könnte, ohne daß deswegen die Erkenntniß aufhörte, und Wahrheit nicht Wahrheit wäre. Diese bleibt, was sie ist, auch wenn sie keine Passion in den Sinnen machte, auch wenn es gar keine Sinne gäbe, und in dem Begriffe der Gottheit lassen wir ja die Wahrheit bleiben, und alle Sinnlichkeit aufhören. Aber ein ganz vergebliches Unternehmen würde es seyn, diese Beziehung auf das Empfindungsvermögen von der Vorstellung der Schönheit absondern zu wollen; daher wir nicht damit ausreichen, uns die eine als den Effekt der

ändern zu denken, sondern beide zugleich und wechselseitig als Effect und als Ursache ansehen müssen. In unserm Vergnügen an Erkenntnissen unterscheiden wir ohne Mühe den Uebergang von der Thätigkeit zum Leiden, und bemerken deutlich, daß das erste vorüber ist, wenn das letztere eintritt. In unserm Wohlgefallen an der Schönheit hingegen läßt sich keine solche Succession zwischen der Thätigkeit und dem Leiden unterscheiden, und die Reflexion zerfließt hier so vollkommen mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schönheit ist also zwar Gegenstand für uns, weil die Reflexion die Bedingung ist, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber ist sie ein Zustand unsers Subjects, weil das Gefühl die Bedingung ist, unter der wir eine Vorstellung von ihr haben. Sie ist also zwar Form, weil wir sie betrachten, zugleich aber ist sie Leben, weil wir sie fühlen. Mit einem Wort: sie ist zugleich unser Zustand und unsre That.

Und eben weil sie dieses beides zugleich ist, so dient sie uns also zu einem siegenden Beweis, daß das Leiden die Thätigkeit, daß die Materie die Form, daß die Beschränkung die Unendlichkeit keineswegs ausschliesse — daß mithin durch die nothwendige physische Abhängigkeit des Menschen seine moralische Freiheit keineswegs aufgehoben werde. Sie beweist dieses, und, ich muß hinzusetzen, sie allein kann es uns beweisen. Denn da beim Genuß der Wahrheit oder der logischen Einheit, die Empfindung mit dem Gedanken nicht nothwendig eins ist, sondern auf denselben zufällig folgt, so kann uns dieselbe bloß beweisen, daß auf eine vernünftige Natur

eine sinnliche folgen könne, und umgekehrt, nicht daß beyde zusammen bestehen, nicht daß sie wechselseitig auf einander wirken, nicht daß sie absolut und nothwendig zu vereinigen sind. Vielmehr mügte sich gerade umgekehrt aus dieser Ausschließung des Gefühls, solange gedacht wird, und des Gedankens, solange empfunden wird, auf eine Unvereinbarkeit beyder Naturen schließen lassen, wie denn auch wirklich die Analysten keinen bessern Beweis für die Ausführbarkeit reiner Vernunft in der Menschheit anzuführen wissen, als den, daß sie geboten ist. Da nun aber bey dem Genuß der Schönheit oder der ästhetischen Einheit eine wirkliche Vereinigung und Auswechslung der Materie mit der Form, und des Leidens mit der Thätigkeit vor sich geht, so ist eben dadurch die Vereinbarkeit beyder Naturen, die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabensten Menschheit bewiesen.

Wir dürfen also nicht mehr verlegen seyn, einen Uebergang von der sinnlichen Abhängigkeit zu der moralischen Freyheit zu finden, nachdem durch die Schönheit der Fall gegeben ist, daß die letztere mit der erstern vollkommen zusammen bestehen könne, und daß der Mensch, um sich als Geist zu erweisen, der Materie nicht zu entziehen brauche. Ist er aber schon in Gemeinschaft mit der Sinnlichkeit frey, wie das Faktum der Schönheit lehrt, und ist Freyheit etwas absolutes und übersinnliches, wie ihr Begriff nothwendig mit sich bringt, so kann nicht mehr die Frage seyn, wie er dazu gelange, sich von den Schranken zum Absoluten zu erheben, sich in seinem Denken und Wollen der Sinnlich-



keit entgegenzusehen , da dieses schon in der Schönheit  
geschehen ist. Es kann , mit einem Wort , nicht mehr  
die Frage seyn , wie er von der Schönheit zur Wahr-  
heit übergehe , die dem Vermögen nach schon in der ersten  
liegt , sondern wie er von einer gemeinen Wirklichkeit  
zu einer ästhetischen , wie er von bloßen Lebensgefühlen  
zu Schönheitsgefühlen den Weg sich bahne.

## Sechs und zwanzigster Brief.

Da die aesthetische Stimmung des Gemüths, wie ich in den vorhergehenden Briefen entwickelt habe, der Freiheit erst die Entstehung giebt, so ist leicht einzusehen, daß sie nicht aus derselben entspringen und folglich keinen moralischen Ursprung haben könne. Ein Geschenk der Natur muß sie seyn; die Gunst der Zufälle allein kann die Fesseln des physischen Standes lösen, und den Wilden zur Schönheit führen.

Der Keim der letztern wird sich gleich wenig entwickeln, wo eine karge Natur den Menschen jeder Erquickung beraubt, und wo eine verschwenderische ihn von jeder eigenen Anstrengung lospricht — wo die stumpfe Sinnlichkeit kein Bedürfnis fühlt, und wo die heftige Begier keine Sättigung findet. Nicht da, wo der Mensch sich troglodytisch in Höhlen birgt, ewig einzeln ist, und die Menschheit nie außer sich findet, auch nicht da, wo er nomadisch in großen Heermassen zieht, ewig nur Zahl ist, und die Menschheit nie in sich findet — da allein, wo er in eigener Hütte still mit sich selbst, und sobald er heraustritt, mit dem ganzen Geschlechte spricht, wird sich ihre liebliche Knospe entfalten. Da wo ein leichter Aether die Sinne jeder leisen Berührung eröffnet, und den üppigen Stoff eine energische Wärme beseelt — wo das Reich der blinden Masse schon in der leblosen Schöpfung gestürzt ist, und die siegende Form auch die niedrigsten Naturen veredelt — dort in den fröhlichen Verhältnissen, und in der gesegneten Zone,

wo nur die Thätigkeit zum Genuße und nur der Genuß zur Thätigkeit führt, wo aus dem Leben selbst die heilige Ordnung quillt und aus dem Gesez der Ordnung sich nur Leben entwickelt, — wo die Einbildungskraft der Wirklichkeit ewig entflieht, und dennoch von der Einfalt der Natur nie verirret — hier allein werden sich Sinne und Geist, empfangende und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmaaß entwickeln, welches die Seele der Schönheit, und die Bedingung der Menschheit ist. \*

Und was ist es für ein Phänomen, durch welches sich bey dem Wilden der Eintritt in die Menschheit verkündigt? Soweit wir auch die Geschichte befragen, es ist dasselbe bey allen Völkerstämmen, welche der Sklaverey des thierischen Standes entsprungen sind: die Freude am Schein, die Neigung zum Puz und zum Spiele.

Die höchste Stupidität und der höchste Verstand haben darinn eine gewisse Affinität miteinander, daß beyde nur das Reelle suchen, und für den blossen Schein gänzlich unempfindlich sind. Nur durch die unmittelbare Gegenwart eines Objekts in den Sinnen wird jene aus ihrer Ruhe gerissen, und nur durch Zurückführung seiner Begriffe auf Thatsachen der Erfahrung wird der letztere zur Ruhe gebracht; mit einem Wort, die Dummheit kann sich nicht über die Wirklichkeit erheben,

\* Man lese über diesen Gegenstand, was Herder im dreyzehnten Buche der Ideen z. Philos. d. Geschichte der Menschheit über die veranlassenden Ursachen der griechischen Geistesbildung sagt.

und der Verstand nicht unter der Wahrheit stehen bleiben. Was dort der Mangel der Einbildungskraft bewirkt, das bewirkt hier die absolute Beherrschung derselben. Insofern also das Bedürfnis der Realität und die Anhänglichkeit an das Wirkliche bloße Folgen des Mangels sind, ist die Gleichgültigkeit gegen Realität und das Interesse am Schein eine wahre Erweiterung der Menschheit und ein entschiedener Schritt zur Kultur. Fürs erste zeugt es von einer äußern Freiheit, denn solange die Noth gebietet, und das Bedürfnis drängt, ist die Einbildungskraft mit strengen Fesseln an das Wirkliche gebunden; erst wenn das Bedürfnis gestillt ist, entwickelt sie ihr ungebundenes Vermögen. Es zeugt aber auch von einer innern Freiheit, weil es uns eine Kraft sehen läßt die unabhängig von einem äußern Stoffe sich durch sich selbst in Bewegung setzt, und die Energie genug besitzt die andringende Materie von sich zu halten. Die Realität der Dinge ist ihr (der Dinge) Werk; der Schein der Dinge ist des Menschen Werk, und ein Gemüth, das sich am Scheine weidet, ergötzt sich schon nicht mehr an dem, was es empfängt, sondern an dem, was es thut. \*

- \* Es versteht sich wohl von selbst, daß hier nur von dem aesthetischen Schein die Rede ist, den man von der Wirklichkeit und Wahrheit unterscheidet, nicht von dem logischen, den man mit derselben verwechselt — den man folglich liebt, weil er Schein ist, und nicht, weil man ihn für etwas besseres hält. Nur der erste ist Spiel, da der letzte bloß Betrug ist. Den Schein der ersten Art für etwas gelten lassen, kann der Wahrheit niemals Eintrag thun,

Die Natur selbst ist es, die den Menschen von der Realität zum Schein emporhebt, indem sie ihn mit zwey Sinnen ausrüstete, die ihn bloß durch den Schein zur Erkenntniß des Wirklichen führen. In dem Auge und dem Ohr ist die andringende Materie schon hinweggewälzt von den Sinnen, und das Objekt entfernt sich von uns, das wir in den thierischen Sinnen unmittelbar berühren. Was wir durch das Auge sehen, ist von dem verschieden, was wir empfinden; denn der Verstand springt über das Licht hinaus zu den Gegenständen. Der Gegenstand des Takts ist eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenstand des Auges und Ohres ist eine Form, die wir erzeugen. Solange der Mensch noch ein Wilder ist, genießt er bloß mit den Sinnen des Gefühls, denen die Sinne des Scheins in dieser Periode bloß dienen. Er erhebt sich entweder gar nicht zum Sehen oder er befriedigt sich doch nicht mit demselben. Sobald er an-

weil man nie Gefahr läuft, ihn derselben unterzuschieben, was doch die einzige Art ist, wie der Wahrheit geschadet werden kann; ihn verachten, heißt alle schöne Kunst überhaupt verachten, deren Wesen der Schein ist. Indessen begegnet es dem Verstande zuweilen, seinen Eifer für Realität bis zu einer solchen Unduldsamkeit zu treiben, und über die ganze Kunst des schönen Scheins, weil sie bloß Schein ist, ein wegwerfendes Urtheil zu sprechen; dieß begegnet aber dem Verstande nur alsdann, wenn er sich der obengedachten Affinität erinnert. Von den nothwendigen Grenzen des schönen Scheins werde ich noch einmal insbesondere zu reden Veranlassung nehmen.

fängt, mit dem Auge zu genießen und das Sehen für ihn einen selbstständigen Werth erlangt, so ist er auch schon aesthetisch frey und der Spieltrieb hat sich entfaltet.

Gleich so wie der Spieltrieb sich regt, der am Scheine Gefallen findet, wird ihm auch der nachahmende Bildungstrieb folgen, der den Schein als etwas Selbstständiges behandelt. Sobald der Mensch einmal so weit gekommen ist, den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körper zu unterscheiden, so ist er auch im Stande, sie von ihm abzusondern; denn das hat er schon gethan, indem er sie unterscheidet. Das Vermögen zur nachahmenden Kunst, ist also mit dem Vermögen zur Form überhaupt gegeben; der Drang zu derselben beruht auf einer andern Anlage, von der ich hier nicht zu handeln brauche. Wie frühe oder wie spät sich der aesthetische Kunsttrieb entwickeln soll, das wird bloß von dem Grade der Liebe abhängen, mit der der Mensch fähig ist, sich bey dem blossen Schein zu verweilen.

Da alles wirkliche Daseyn von der Natur als einer fremden Macht, aller Schein aber ursprünglich von dem Menschen als vorstellendem Subjekte, sich herschreibt, so bedient er sich bloß seines absoluten Eigenthumsrechts, wenn er den Schein von dem Wesen zurück nimmt, und mit demselben nach eignen Gesetzen schaltet. Mit ungebundener Freyheit kann er, was die Natur trennte, zusammenfügen, sobald er es nur irgend zusammen denken kann, und trennen, was die Natur verknüpfte, sobald er es nur in seinem Verstande absondern kann. Nichts darf ihm hier heilig seyn, als sein eigenes Geiße.

sobald er nur die Markung in Acht nimmt, welche sein Gebiet von dem Daseyn der Dinge oder dem Naturgebiete scheidet.

Dieses menschliche Herrscherrecht übt er aus in der Kunst des Scheins und je strenger er hier das Mein und Dein von einander sondert, je sorgfältiger er die Gestalt von dem Wesen trennt, und je mehr Selbstständigkeit er derselben zu geben weiß, desto mehr wird er nicht bloß das Reich der Schönheit erweitern, sondern selbst die Grenzen der Wahrheit bewahren: denn er kann den Schein nicht von der Wirklichkeit reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Schein frey zu machen.

Aber er besitzt dieses souveraine Recht schlechterdings auch nur in der Welt des Scheins, in dem wesenlosen Reich der Einbildungskraft, und nur, solange er sich im theoretischen gewissenhaft enthält, Existenz davon auszusagen, und solange er im praktischen darauf Verzicht thut, Existenz dadurch zu ertheilen. Sie sehen hieraus, daß der Dichter auf gleiche Weise aus seinen Grenzen tritt, wenn er seinem Ideal Existenz beilegt, und wenn er eine bestimmte Existenz damit bezweckt. Denn beides kann er nicht anders zu Stande bringen, als indem er entweder sein Dichterrecht überschreitet, durch das Ideal in das Gebiet der Erfahrung greift, und durch die bloße Möglichkeit wirklichen Daseyn zu bestimmen sich anmaßt, oder indem er sein Dichterrecht aufgibt, die Erfahrung in das Gebiet des Ideals greifen läßt, und die Möglichkeit auf die Bedingungen der Wirklichkeit einschränkt.

Nur soweit er aufrichtig ist, (sich von allem Anspruch auf Realität ausdrücklich lossagt) und nur soweit er selbstständig ist, (allen Bestand der Realität entbehrt) ist der Schein aesthetisch. Sobald er falsch ist und Realität heuchelt, und sobald er unrein und der Realität zu seiner Wirkung bedürftig ist, ist er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken, und kann nichts für die Freiheit des Geistes beweisen. Uebrigens ist es gar nicht nöthig, daß der Gegenstand, an dem wir den schönen Schein finden, ohne Realität sey, wenn nur unser Urtheil darüber auf diese Realität keine Rücksicht nimmt; denn soweit es diese Rücksicht nimmt, ist es kein aesthetisches. Eine lebende weibliche Schönheit wird uns frenlich eben so gut und noch ein wenig beßer als eine eben so schöne, bloß gemahlte, gefallen; aber insoweit sie uns beßer gefällt als die letztere (ich setze hier der Kunst keine Grenzen) gefällt sie nicht mehr als selbstständiger Schein, gefällt sie nicht mehr dem reinen aesthetischen Gefühl, diesem darf auch das Lebendige nur als Erscheinung, auch das Wirkliche nur als Idee gefallen, aber frenlich erfordert es noch einen ungleich höheren Grad der schönen Kultur, in dem Lebendigen selbst nur den reinen Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren.

Ben welchem einzelnen Menschen oder ganzen Volk man den aufrichtigen und selbstständigen Schein findet, da darf man auf Geist und Geschmack und jede damit verwandte Trefflichkeit schließen — da wird man das Ideal das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Besitz, den Gedanken über den Genuß, den Traum der Unsterblichkeit über die Existenz triumphiren sehen. Da



Wird die öffentliche Stimme das einzig furchtbare seyn, und ein Olivenkranz höher als ein Purpurkleid ehren. Zum falschen und bedürftigen Schein nimmt nur die Ohnmacht und die Verfehrtheit ihre Zuflucht, und einzelne Menschen sowohl als ganze Völker, welche entweder „der Realität durch den Schein oder dem (aesthetischen) Schein durch Realität nachhelfen“ — beides ist gerne verbunden — beweisen zugleich ihren moralischen Unwerth und ihr aesthetisches Unvermögen. \*

\* Auf die Frage „In wie weit darf Schein in der moralischen Welt seyn?“ ist also die Antwort so kurz als bündig diese: in so weit es aesthetischer Schein ist d. h. Schein, der weder Realität vertreten will, noch von derselben vertreten zu werden braucht. Der aesthetische Schein kann der Wahrheit der Sitten niemals gefährlich werden, und wo man es anders findet, da wird sich ohne Schwierigkeit zeigen lassen, daß der Schein nicht aesthetisch war. Nur ein Fremdling im schönen Umgang z. B. wird Versicherungen der Höflichkeit, die eine allgemeine Form ist, als Merkmale persönlicher Zuneigung aufnehmen, und wenn er getäuscht wird, über Verstellung klagen. Aber auch nur ein Stümper im schönen Umgang wird, um höflich zu seyn, die Falschheit zu Hülfe rufen, und schmeicheln, um gefällig zu seyn. Dem ersten fehlt noch der Sinn für den selbstständigen Schein, daher kann er demselben nur durch die Wahrheit Bedeutung geben; dem zweiten fehlt es an Realität, und er möchte sie gern durch den Schein ersetzen.

Nichts ist gewöhnlicher als von gewissen trivialen Critikern des Zeitalters die Klage zu vernehmen, daß alle Solidität aus der Welt verschwunden sey, und das Wesen über dem Schein vernachlässigt werde. Obgleich ich mich gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen, so geht doch schon aus der weiten Ausdehnung, welche diese strengen Herren Sittenrichter ihrer Anklage geben, sattsam hervor, daß sie dem Zeitalter nicht bloß den falschen sondern auch den aufrichtigen Schein verargen; und sogar die Ausnahmen, welche sie noch etwa zu Gunsten der Schönheit machen, gehen mehr auf den bedürftigen als auf den selbstständigen Schein. Sie greifen nicht bloß die betrügerische Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten sich anmaßt; sie eifern sich auch gegen den wohlthätigen Schein, der die Leerheit erfüllt, und die Armseligkeit zudeckt, auch gegen den idealischen, der eine gemeine Wirklichkeit veredelt. Die Falschheit der Sitten beleidigt mit Recht ihr strenges Wahrheitsgefühl; nur schade, daß sie zu dieser Falschheit auch schon die Höflichkeit rechnen. Es mißfällt ihnen, daß äußerer Flitterglanz so oft das wahre Verdienst verdunkelt, aber es verdrüßt sie nicht weniger, daß man auch Schein vom Verdienste fodert, und dem innern Gehalte die gefällige Form nicht erläßt. Sie vermessen das Herzliche, Kernhafte und Gediegene der vorigen Zeiten, aber sie möchten auch das Eckigte und Derbe der ersten Sitten, das Schwerfällige der alten Formen, und den ehemaligen gothischen Ueberfluß wieder eingeführt sehen. Sie beweisen durch Urtheile dieser Art dem Stoff an sich selbst eine Achtung, die der Menschheit nicht würdig ist, welche vielmehr das Materielle

nur insoferne schätzen soll, als es Gestalt zu empfangen und das Reich der Ideen zu verbreiten im Stand ist. Auf solche Stimmen braucht also der Geschmack des Jahrhunderts nicht sehr zu hören, wenn er nur sonst vor einer bessern Instanz besteht. Nicht daß wir einen Werth auf den aesthetischen Schein legen (wir thun dieß noch lange nicht genug) sondern daß wir es noch nicht bis zu dem reinen Schein gebracht haben, daß wir das Daseyn noch nicht genug von der Erscheinung geschieden, und dadurch beider Grenzen auf ewig gesichert haben, dieß ist es, was uns ein rigoristischer Richter der Schönheit zum Vorwurf machen kann. Diesen Vorwurf werden wir solange verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht genießen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunst nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen — als wir der Einbildungskraft noch keine eigene absolute Gesetzgebung zugestehn, und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeigen, sie auf ihre Würde hinweisen.

## Sieben und zwanzigster Brief.

Fürchten Sie nichts für Realität und Wahrheit, wenn der hohe Begriff, den ich in dem vorhergehenden Briefe von dem aesthetischen Schein aufstellte, allgemein werden sollte. Er wird nicht allgemein werden, so lange der Mensch noch ungebildet genug ist, um einen Mißbrauch davon machen zu können; und würde er allgemein, so könnte dieß nur durch eine Kultur bewirkt werden, die zugleich jeden Mißbrauch unmöglich machte. Dem selbstständigen Schein nachzustreben erfordert mehr Abstraktionsvermögen, mehr Freiheit des Herzens, mehr Energie des Willens, als der Mensch nöthig hat, um sich auf die Realität einzuschränken, und er muß diese schon hinter sich haben, wenn er bey jenem anlangen will. Wie übel würde er sich also rathen, wenn er den Weg zum Ideale einschlagen wollte, um sich den Weg zur Wirklichkeit und Wahrheit zu ersparen! Von dem Schein, so wie er hier genommen wird, möchten wir also für die Wirklichkeit nicht viel zu besorgen haben; desto mehr dürfte aber von der Wirklichkeit für den Schein zu befürchten seyn. An das Materielle gefesselt, läßt der Mensch diesen lange Zeit bloß seinen Zwecken dienen, ehe er ihm in der Kunst des Ideals eine eigene Persönlichkeit zugesteht. Zu dem letztern bedarf es einer totalen Revolution in seiner ganzen Empfindungsweise, ohne welche er auch nicht einmal auf dem Wege zum Ideal sich befinden würde. Wo wir also Spuren einer uninteressierten freien Schätzung des reinen Scheins entdecken, da können wir auf eine solche Umwälzung seiner

Natur und den eigentlichen Anfang der Menschheit in ihm schließen. Spuren dieser Art finden sich aber wirklich schon in den ersten rohen Versuchen, die er zur Verschönerung seines Daseyns macht, selbst auf die Gefahr macht, daß er es dem sinnlichen Gehalt nach dadurch verschlechtern sollte. Sobald er überhaupt nur anfängt, dem Stoff die Gestalt vorzuziehen, und an den Schein, (den er aber dafür erkennen muß) Realität zu wagen, so ist sein thierischer Kreis aufgethan, und er befindet sich auf einer Bahn, die nicht endet.

Mit dem allein nicht zufrieden, was der Natur genügt und was das Bedürfnis fodert, verlangt er Ueberfluß; anfangs zwar bloß einen Ueberfluß des Stoffes, um der Begier ihre Schranken zu verbergen, um den Genuß über das gegenwärtige Bedürfnis hinaus zu versichern; bald aber einen Ueberfluß an dem Stoffe, eine aesthetische Zugabe, um auch dem Formtrieb genug zu thun, um den Genuß über jedes Bedürfnis hinaus zu erweitern. Indem er bloß für einen künftigen Gebrauch Vorräthe sammelt und in der Einbildung dieselbe vorausgenießt, so überschreitet er zwar den jetzigen Augenblick, aber ohne die Zeit überhaupt zu überschreiten; er genießt mehr aber er genießt nicht anders. Indem er aber zugleich die Gestalt in seinen Genuß zieht und auf die Formen der Gegenstände merkt, die seine Begierden befriedigen, ist er über die Zeit selbst hinausgeschritten, und hat seinen Genuß nicht bloß dem Umfang und dem Grad nach erhöht, sondern auch der Art nach veredelt.

Zwar hat die Natur auch schon dem Vernunftlosen  
Die Horen. 1795. 6tes St.

über die Nothdurft gegeben, und in das dunkle thierische Leben einen Schimmer von Freiheit gestreut. Wenn den Löwen kein Hunger nagt, und kein Raubthier zum Kampf herausfordert, so erschafft sich die müßige Stärke selbst einen Gegenstand; mit muthvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüste, und in zwecklosem Aufwand genießt sich die üppige Kraft. Mit frohem Leben schwärmt das Insekt in dem Sonnenstrahl; auch ist es sicherlich nicht der Schrey der Begierde, den wir in dem melodischen Schlag des Singvogels hören. Unläugbar ist in diesen Bewegungen Freiheit, aber nicht Freiheit von dem Bedürfnis überhaupt, bloß von einem bestimmten, von einem äußern Bedürfnis. Das Thier arbeitet, wenn ein Mangel die Triebfeder seiner Thätigkeit ist, und es spielt, wenn der Reichthum der Kraft diese Triebfeder ist, wenn das überflüssige Leben sich selbst zur Thätigkeit stachelt. Selbst in der unbeseelten Natur zeigt sich ein solcher Luxus der Kräfte und eine Exorbitanz der Bestimmung, die man in jenem materiellen Sinn gar wohl Spiel nennen könnte. Der Baum treibt unzählige Keime, die unentwickelt verderben, und streckt weit mehr Wurzeln, Zweige und Blätter nach Nahrung aus, als zu Erhaltung seines Individuums und seiner Gattung verwendet werden. Was er von seiner verschwenderischen Fülle ungebraucht und ungenossen dem Elementarreich zurückgibt, das darf das Lebendige in fröhlicher Bewegung verschwelgen. So giebt uns die Natur schon in ihrem materiellen Reich ein Vorspiel des Unbegrenzten, und hebt hier schon zum Theil die Fesseln auf, deren sie sich im Reich der Form ganz und gar entledigt. Von dem Zwang des Bedürfnisses oder dem physischen Ernste nimmt sie durch den Zwang

des Ueberflusses oder das physische Spiel den Uebergang zum aesthetischen Spiele und ehe sie sich in der hohen Freiheit des Schönen über die Fessel jedes Zweckes erhebt, nähert sie sich dieser Unabhängigkeit wenigstens von ferne schon in der freien Bewegung, die sich selbst Zweck und Mittel ist.

Wie die körperlichen Werkzeuge, so hat in dem Menschen auch die Einbildungskraft ihre freie Bewegung und ihr materielles Spiel, in welchem sie, ohne alle Beziehung auf Gestalt, bloß ihrer Eigenmacht und Fessellosigkeit sich freut. Insofern sich noch gar nichts von Form in diese Phantasiespiele mischt, und eine ungezwungene Folge von Bildern den ganzen Reiz derselben ausmacht, gehören sie, obgleich sie dem Menschen allein zukommen können, bloß zu seinem animalischen Leben und beweisen bloß seine Befreyung von jedem äussern sinnlichen Zwang, ohne noch auf eine selbstständige bildende Kraft in ihm schließen zu lassen. \* Von die-

\* Die mehresten Spiele, welche im gemeinen Leben im Gange sind, beruhen entweder ganz und gar auf diesem Gefühle der freien Idcenfolge, oder entlehnen doch ihren größten Reiz von demselben. So wenig es aber auch an sich selbst für eine höhere Natur beweist, und so gerne sich gerade die schlaffesten Seelen diesem freien Bilderstromen zu überlassen pflegen, so ist doch eben diese Unabhängigkeit der Phantasie von äussern Eindrücken wenigstens die negative Bedingung ihres schöpferischen Vermögens. Nur indem sie sich von der Wirklichkeit losreißt, erhebt sich die bildende Kraft zum Ideale, und ehe die Imagina-

sem Spiel der freien Ideenfolge, welches noch ganz materieller Art ist, und aus bloßen Naturgesetzen sich erklärt, macht endlich die Einbildungskraft in dem Versuch einer freien Form den Sprung zum aesthetischen Spiele. Einen Sprung muß man es nennen, weil sich eine ganz neue Kraft hier in Handlung setzt; denn hier zum erstenmal mischt sich der gesetzgebende Geist in die Handlungen eines blinden Instinktes, unterwirft das willkürliche Verfahren der Einbildungskraft seiner unveränderlichen ewigen Einheit, legt seine Selbstständigkeit in das Wandelbare und seine Unendlichkeit in das Sinnliche. Aber solange die rohe Natur noch zu mächtig ist, die kein anderes Gesetz kennt, als rastlos von Veränderung zu Veränderung fortzuweilen, wird sie durch ihre unstete Willkür jener Nothwendigkeit, durch ihre Unruhe jener Stätigkeit, durch ihre Bedürftigkeit jener Selbstständigkeit, durch ihre Ungenügsamkeit jener erhabenen Einfachheit entgegen streben. Der aesthetische Spieltrieb wird also in seinen ersten

tion in ihrer produktiven Qualität nach eigenen Gesetzen handeln kann, muß sie sich schon bey ihrem reproduktiven Verfahren von fremden Gesetzen frey gemacht haben. Freylich ist von der bloßen Gesetzlosigkeit zu einer selbstständigen innern Gesetzgebung noch ein sehr großer Schritt zu thun, und eine ganz neue Kraft, das Vermögen der Ideen, muß hier ins Spiel gemischt werden — aber diese Kraft kann sich nunmehr auch mit mehrerer Leichtigkeit entwickeln, da die Sinne ihr nicht entgegen wirken, und das Unbestimmte wenigstens negativ an das Unendliche grenzt.



Versuchen noch kaum zu erkennen seyn, da der sinnliche mit seiner eigensinnigen Laune und seiner wilden Begierde unaufhörlich dazwischen tritt, die hohe Nothwendigkeit des Ideals mit der Nothdurft des Individuums verwechselt, und die edle Darstellung eines ewigen Willens, in der schönen Form, durch die unreine Spur eines vorübergehenden Verlangens besleckt. Daher sehen wir den rohen Geschmack das Neue und Ueberraschende, das Bunte, Abenteuerliche und Bizarre, das Heftige und Wilde zuerst ergreifen, und vor nichts so sehr als vor der Einfalt und Ruhe stehen. Er bildet groteske Gestalten, liebt rasche und abrupte Uebergänge, üppige Formen, grelle Kontraste, schreyende Lichter, einen pathetischen Gesang. Schön heißt ihm in dieser Epoche bloß, was ihn aufregt, was ihm Stoff giebt — aber aufregt zu einem selbstthätigen Widerstand, aber Stoff giebt, für ein mögliches Bilden, denn sonst würde es selbst ihm nicht das Schöne seyn. Mit der Form seiner Urtheile ist also eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; er sucht diese Gegenstände nicht, weil sie ihm etwas zu erleiden, sondern weil sie ihm zu handeln geben; sie gefallen ihm nicht, weil sie einem Bedürfnis begegnen, sondern weil sie einem Gesetze Genüge leisten, welches, obgleich noch leise, in seinem Busen spricht.

Bald ist er nicht mehr damit zufrieden, daß ihm die Dinge gefallen: er will selbst gefallen, anfangs zwar nur durch das, was sein ist, endlich durch das, was er ist. Was er besitzt, was er hervorbringt, darf nicht mehr bloß die Spuren der Dienstbarkeit, die ängstliche Form seines Zwecks an sich tragen; neben dem Dienst,

in dem es da ist, muß es zugleich den geistreichen Verstand, der es dachte, die liebende Hand, die es ausführte, den heitern und freien Geist, der es wählte und aufstellte, wiederscheinen. Jetzt sucht sich der alte Germanier glänzendere Thierfelle, prächtigere Gewenhe, zierlichere Trinkhörner aus, und der Kaledonier wählt die nettesten Muscheln für seine Feste. Selbst die Waffen dürfen jetzt nicht mehr bloß Gegenstände des Schreckens, sondern auch des Wohlgefallens seyn, und das kunstreiche Wehrgehänge will nicht weniger bemerkt seyn, als des Schwerdtes tödtende Scheide. Nicht zufrieden, einen aesthetischen Ueberfluß in das Nothwendige zu bringen, reißt sich der freyere Spieltrieb endlich ganz von den Fesseln der Nothdurft los, und das Schöne wird für sich allein ein Objekt seines Strebens. Er schmückt sich. Die freye Lust wird in die Zahl seiner Bedürfnisse aufgenommen, und das Unnöthige ist bald der beste Theil seiner Freuden.

So wie sich ihm von aussen her, in seiner Wohnung, seinem Hausrathe, seiner Bekleidung allmählig die Form nähert, so fängt sie endlich an, von ihm selbst Besitz zu nehmen, und anfangs bloß den äußern, zuletzt auch den innern Menschen zu verwandeln. Der gesehlose Sprung der Freude wird zum Tanz, die ungestalte Geste zu einer anmuthigen harmonischen Gebärdensprache, die verworrenen Laute der Empfindung entfalten sich, fangen an dem Takt zu gehorchen und sich zum Gesange zu biegen. Wenn das trojanische Heer mit gellendem Geschrey gleich einem Zug von Kranichen ins Schlachtfeld heranstürmt, so nähert sich das griechische demselben still und mit edlem Schritt. Dort sehen wir bloß den Uebermuth

blinder Kräfte, hier den Sieg der Form, und die simple Majestät des Gesetzes.

Eine schönere Nothwendigkeit kettet jetzt die Geschlechter zusammen, und der Herzen Antheil hilft das Bündniß bewahren, das die Begierde nur launisch und wandelbar knüpft. Aus ihren düstern Fesseln entlassen, ergreift das ruhigere Auge die Gestalt, die Seele schaut in die Seele, und aus einem eigennützigem Tausche der Lust wird ein großmüthiger Wechsel der Neigung. Die Begierde erweitert und erhebt sich zur Liebe, so wie die Menschheit in ihrem Gegenstand aufgeht, und der niedrige Vortheil über den Sinn wird verschmäht, um über den Willen einen edleren Sieg zu erkämpfen. Das Bedürfniß zu gefallen unterwirft den Mächtigen des Geschmacks zartem Gericht; die Lust kann er rauben, aber die Liebe muß eine Gabe seyn. Um diesen höhern Preis kann er nur durch Form, nicht durch Materie ringen. Er muß aufhören, das Gefühl als Kraft zu berühren, und als Erscheinung dem Verstand gegenüber stehn; er muß Freiheit lassen, weil er der Freiheit gefallen will. So wie die Schönheit den Streit der Naturen in seinem einfachsten und reinsten Exempel, in dem ewigen Gegensatz der Geschlechter löst, so löst sie ihn — oder zielt wenigstens dahin, ihn auch in dem verwickeltesten Ganzen der Gesellschaft zu lösen, und nach dem Muster des freyen Bundes, den sie dort zwischen der männlichen Kraft und der weiblichen Milde knüpft, alles Sanfte und Heftige in der moralischen Welt zu versöhnen. Jetzt wird die Schwäche heilig, und die nicht gebändigte Stärke entehrt; das Unrecht der Natur wird durch die Großmuth ritterlicher Sitten verbessert. Den

keine Gewalt erschrecken darf, entwaffnet die holde Röthe der Schaam, und Thränen ersticken eine Rache, die kein Blut löschen konnte. Selbst der Haß merkt auf der Ehre zarte Stimme, das Schwerdt des Ueberwinders verschont den entwaffneten Feind, und ein gastlicher Heerd, raucht dem Fremdling an der gefürchteten Küste, wo ihn sonst nur der Mord empfing.

Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der aesthetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt, und ihn von allem, was Zwang heißt, sowohl im physischen als im moralischen entbindet.

Wenn in dem dynamischen Staat der Rechte der Mensch dem Menschen als Kraft begegnet und sein Wirken beschränkt — wenn er sich ihm in dem ethischen Staat der Pflichten mit der Majestät des Gesetzes entgegenstellt, und sein Wollen fesselt, so darf er ihm im Kreise des schönen Umgangs, in dem aesthetischen Staat, nur als Gestalt erscheinen, nur als Objekt des freien Spiels gegenüber stehen. Freiheit zu geben durch Freiheit ist das Grundgesetz dieses Reichs. Hier darf weder das Einzelne mit dem Ganzen, noch das Ganze mit dem Einzelnen streiten. Nicht, weil das eine nachgiebt, darf das andre mächtig seyn; hier darf es nur Sieger, aber keinen Besiegten geben.

Der dynamische Staat kann die Gesellschaft bloß möglich machen, indem er die Natur durch Natur be-

zähmt; der ethische Staat kann sie bloß (moralisch) nothwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der aesthetische Staat allein kann sie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn schon das Bedürfnis den Menschen in die Gesellschaft nöthigt, und die Vernunft gesellige Grundsätze in ihm pflanzt, so kann die Schönheit allein ihm einen geselligen Charakter ertheilen. Der Geschmack allein bringt Harmonie in die Gesellschaft, weil er Harmonie in dem Individuum stiftet. Alle andre Formen der Vorstellung trennen den Menschen, weil sie sich ausschliessend entweder auf den sinnlichen oder auf den geistigen Theil seines Wesens gründen; nur die schöne Vorstellung macht ein Ganzes aus ihm, weil seine beiden Naturen dazu zusammen stimmen müssen. Alle andere Formen der Mittheilung trennen die Gesellschaft, weil sie sich ausschliessend entweder auf die Privatempfänglichkeit, oder auf die Privatfertigkeit der einzelnen Glieder, also auf das Unterscheidende zwischen Menschen und Menschen beziehen; nur die schöne Mittheilung vereinigt die Gesellschaft, weil sie sich auf das Gemeinsame aller bezieht. Die Freuden der Sinne genießen wir bloß als Individuen, ohne daß die Gattung, die in uns wohnt, daran Antheil nähme; wir können also unsre sinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unser Individuum nicht allgemein machen können. Die Freuden der Erkenntnis genießen wir bloß als Gattung, und indem wir jede Spur des Individuums sorgfältig aus unserm Urtheil entfernen; wir können also unsre Vernunftfreuden nicht allgemein machen, weil wir die Spuren des Individuums aus dem Urtheile anderer nicht so wie aus dem unsrigen ausschliessen können.

Das Schöne allein genießen wir als Individuum und als Gattung zugleich, d. h. als Repräsentanten der Gattung. Das sinnliche Gute kann nur Einen Glücklichen machen, da es sich auf Zueignung gründet, welche immer eine Ausschließung mit sich führt; es kann diesen Einen auch nur einseitig glücklich machen, weil die Persönlichkeit nicht daran Theil nimmt. Das absolut Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht voraussetzen sind; denn die Wahrheit ist nur der Preis der Verläugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergißt seiner Schranken, so lang es ihren Zauber erfährt.

Kein Vorzug, keine Alleinherrschaft wird geduldet, so weit der Geschmack regiert, und das Reich des schönen Scheins sich verbreitet. Dieses Reich erstreckt sich aufwärts, bis wo die Vernunft mit unbedingter Nothwendigkeit herrscht, und alle Materie aufhört; es erstreckt sich niederwärts, bis wo der Naturtrieb mit blinder Nöthigung waltet, und die Form noch nicht anfängt; ja selbst auf diesen äußersten Grenzen, wo die gesetzgebende Macht ihm genommen ist, läßt sich der Geschmack doch die vollziehende nicht entreißen. Die ungesellige Begierde muß ihrer Selbstsucht entsagen, und das Angenehme, welches sonst nur die Sinne lockt, das Netz der Anmuth auch über die Geister auswerfen. Der Nothwendigkeit strenge Stimme, die Pflicht, muß ihre vorwerfende Formel verändern, die nur der Widerstand rechtfertigt, und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehren. Aus den Mystereien der Wissenschaft führt der Geschmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel

des Gemeinfinns heraus , und verwandelt das Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft. In seinem Gebiete muß auch der mächtigste Genius sich seiner Hoheit begeben , und zu dem Kindersinn vertraulich herniedersteigen. Die Kraft muß sich binden lassen durch die Huldgöttinnen, und der trotzigste Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen. Dafür breitet er über das physische Bedürfnis, das in seiner nackten Gestalt die Würde freyer Geister beleidigt, seinen mildernden Schleier aus, und verbirgt uns die entehrende Verwandtschaft mit dem Stoff in einem lieblichen Blendwerk von Freyheit. Beflügelt durch ihn entschwingt sich auch die kriechende Lohnkunst dem Staube, und die Fesseln der Leibeigenschaft fallen, von seinem Stabe berührt, von dem Leblosen wie von dem Lebendigen ab. In dem aesthetischen Staate ist alles — auch das dienende Werkzeug ein freyer Bürger, der mit dem edelsten gleiche Rechte hat, und der Verstand, der die duldende Masse unter seine Zwecke gewaltthätig beugt, muß sie hier um ihre Beystimmung fragen. Hier also in dem Reiche des aesthetischen Scheins wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach realisiert sehen möchte; und wenn es wahr ist, daß der schöne Ton in der Nähe des Thrones am frühesten und am vollkommensten reift, so müßte man auch hier die gütige Schickung erkennen, die den Menschen oft nur deswegen in der Wirklichkeit einzuschränken scheint, um ihn in eine idealische Welt zu treiben. \*

\* Existiert aber auch ein solcher Staat des schönen Scheins, und wo ist er zu finden? Dem Bedürfnis nach existiert er in jeder feingestimmten Seele, der That nach möchte

man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigne schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickeltste Verhältnisse mit kühner Einfachheit und ruhiger Unschuld geht, und weder nöthig hat, fremde Freyheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuworfen, um Anmuth zu zeigen. — Da es einem guten Staat an einer Constitution nicht fehlen darf, so kann man sie auch von dem aesthetischen fodern. Noch kenne ich keine dergleichen, und ich darf also hoffen, daß ein erster Versuch derselben, den ich dieser Zeitschrift bestimmt habe, mit Nachsicht werde aufgenommen werden.